



Finale

Das Drama
um Boris Becker



Böses Spiel mit dem Migrationspakt

Wie rechte Propaganda Europa spaltet

Panasonic

*Wir sagen
Danke!*

BIS ZU
1.000€*
ZURÜCK



JUBILÄUMSWOCHEN

Feiern Sie mit uns 100 Jahre Panasonic und lassen Sie sich verzaubern von der neuen Welt des Entertainments. Mit einem Premium Elektronik-Produkt – und bis zu 1.000€ Cashback. **NUR VOM 05.11.2018 – 30.12.2018.**

Infos unter panasonic.de/cashback

*Bedingungen unter panasonic.de/cashback/tnb

Hausmitteilung

Betr.: Titel, Uber, CDU, »DEIN SPIEGEL«, SPIEGEL WISSEN

Vor anderthalb Jahren eröffnete der High Court in London ein Insolvenzverfahren gegen Boris Becker, seitdem kämpft er um seinen Ruf als Geschäftsmann. Titelfautor Marc Hujer hat Becker in dieser schwierigen Zeit mehrmals getroffen, er begleitete ihn unter anderem bei den großen Tennisturnieren in Wimbledon und New York, wo Becker als TV-Kommentator arbeitete. Hujer sprach mit Becker über seine Triumphe und seine Niederlagen, die bei Becker immer größer zu sein scheinen als bei anderen Deutschen. Hujers Kollege Thilo Neumann recherchierte die Hintergründe des komplizierten Verfahrens, in dem Becker mit dem Insolvenzverwalter ringt. Die SPIEGEL-Journalisten erlebten Becker als einen Mann, der niemals aufgibt und schon als Tennisspieler immer an Siege glaubte, die alle anderen für unmöglich hielten. »Wenn man mit Boris Becker unterwegs ist«, sagt Hujer, »gibt er einem immer das Gefühl, dass er einen Tag vor dem nächsten Wimbledon-Sieg steht.« **Seiten 92, 100**



Becker, Hujer

OLE WITT / DER SPIEGEL



Oehmke, Waymo-Manager

An einem Abend im März überfuhr ein autonomer Testwagen der Taxifirma Uber eine Fußgängerin in Tempe, einem Vorort der US-Stadt Phoenix. Der Name der Frau lautet Elaine Herzberg, sie ist der erste Mensch, der durch ein selbstfahrendes Auto getötet wurde. Philipp Oehmke, Korrespondent in New York, rekonstruierte ihr Leben, wie es zu dem Unfall kam und welche Rolle der verbissene Wettkampf von Google, Uber, Waymo und anderen Firmen um die Vorherrschaft beim autonomen Fahren spielt. Um besser zu verstehen, wie diese Wagen funktionieren, fuhr Oehmke in mehreren Roboterwagen mit. Er überlebte alle Fahrten. **Seiten 48, 52**

Ein großes Ereignis dieser Woche hat leider nach Redaktionsschluss des gedruckten SPIEGEL stattgefunden: die Wahl zum Parteivorsitz der CDU. Wer folgt auf Angela Merkel, die dieses Amt 18 Jahre innehatte? Unter dem QR-Code finden Sie aktuelle Beiträge zum Parteitag und zum Wahlausgang. Im Heft erzählt Horst Seehofer, wie er die Jahre mit Merkel erlebt hat; das Kulturreport analysiert, wie sich die Künste und die gesellschaftlichen Debatten in den 18 Jahren entwickelt haben. **Seiten 20, 116**

Aktuell
Wer folgt auf Merkel?

spiegel.de/sp502018cdu
oder in der App DER SPIEGEL



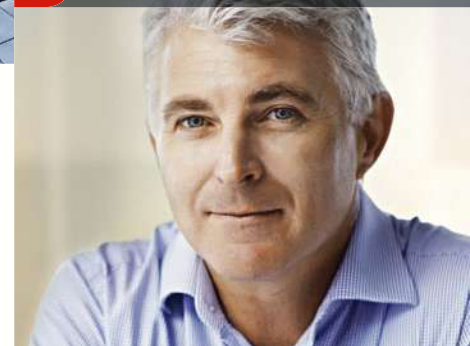
Die einen schalten zu Schabbat ihr Smartphone aus, die anderen essen aus religiösen Gründen keine Gummibärchen: Kinder praktizieren ihren Glauben ganz unterschiedlich. Wie sie es genau tun, davon erzählen sie in der Titelgeschichte von »DEIN SPIEGEL«, dem Nachrichten-Magazin für Kinder. »DEIN SPIEGEL« kommt am Dienstag in den Handel. Am selben Tag erscheint auch die neue Ausgabe von SPIEGEL WISSEN, die sich der

erfolgreichen Behandlung von chronischem Schmerz widmet. Bis zu 15 Millionen Menschen in Deutschland plagen sich mit wiederkehrenden Beschwerden. »Den Schmerz besiegen« zeigt auf, welche Therapien wirken, wie Patienten neuen Lebensmut finden.

Ich will mein Haus so gestalten wie mein Leben. Frei.



Mein Haus. Meine Welt.



Frei geplante Architekten-
häuser für individuelle Wohn-
wünsche. So einzigartig wie
Sie selbst. Weil Sie wissen,
was Sie wollen. Und es sich
wert sind. weberhaus.de



Wohnmedizinisch empfohlen
von der Gesellschaft für Wohnmedizin,
Bauhygiene und Innenraumtoxikologie e.V.

WeberHaus
Die Zukunft leben

Inhalt

72. Jahrgang | Heft 50 | 8. Dezember 2018

Titel

Idole Sehnsucht nach ewiger Größe – das Lebensdrama des Boris Becker **92**

Beckers Finanzdesaster **100**

Deutschland

Leitartikel Warum eine Widerspruchsregelung bei der Organspende falsch ist **6**

Meinung Der schwarze Kanal / So gesehen: Die vielen Förderer der Angela Merkel **8**

SPD-Kommission geißelt Sarrazin / Deutscher soll neuer Uno-Umweltchef werden / Männliche Erzieher vertraglich benachteiligt **10**

Migration Wie die Bundesregierung in der Debatte um den Uno-Pakt versagt hat ... **14**

Regierung SPIEGEL-Gespräch mit Noch-CSU-Chef Horst Seehofer über sein Verhältnis zur Kanzlerin ... **20**

Währungsunion Warum Deutschland in Brüssel an Einfluss verliert **24**

Karrieren Der schwierige Neustart der ehemaligen AfD-Chefin Frauke Petry ... **26**

Berateraffäre Ein Bundeswehrgeneral verschaffte einem Freund millionenschwere Verträge **32**

Diplomatie Die Kinder deutscher Islamisten sollen aus dem ehemaligen IS-Kriegsgebiet zurückgeholt werden **34**

#MeToo Grünenpolitikerin Marianne Birthler über ihren Konflikt mit Hubertus Knabe, dem abgesetzten Direktor der Stasi-Gedenkstätte Hohenschönhausen ... **36**



DENIS MEYER

Aufstand der Provinz gegen Paris

Die Proteste der Gilets Jaunes lassen nicht nach. Die ungezügelte Wut und Gewaltbereitschaft wenden sich vor allem gegen die Elite in Paris. Befeuert werden sie von der Angst vor dem sozialen Abstieg. **Seite 76**



URBAN ZINTEL / DER SPIEGEL

»Wir werden sie vermissen«

Zehn Jahre lang hat Horst Seehofer zusammen mit Angela Merkel die Union geführt. Im SPIEGEL-Gespräch erklärt er, wie sehr er ihren Rückzug bedauert. »Sie ist die Beste«, sagt Seehofer. »Ich kenne nichts, was sie nicht könnte.« **Seite 20**

Essen Ein gemeinnütziger Vegetarierverschein macht diskrete Geschäfte mit der Lebensmittelindustrie **38**

Analyse Beim Digitalpakt verspielen Bund und Länder das Vertrauen der Bürger – zum Schaden der Schüler ... **40**

Kriminalität Eine Lehrerin fälschte Arzneirezepte – und kaufte für mindestens 900 000 Euro Luxusartikel **42**

Gesellschaft

Früher war alles schlechter: Die Wirksamkeit von Spenden / Weihnachten ohne Weihnachtsmüll **46**

Eine Meldung und ihre Geschichte Warum sich ein 69-Jähriger von einem Gericht für 49 erklären lassen will **47**

Zukunft Der brutale Zweikampf zwischen Uber und Google führte zur ersten Toten durch ein selbstfahrendes Auto ... **48**

Durch San Francisco mit einem Roboterauto **52**

Kolumne Leitkultur **56**

Wirtschaft

Strom könnte teurer werden / Länder fordern 60 Milliarden für Kohleausstieg **58**

Affären VW hat ahnungslosen Kunden Autos verkauft, die nicht serienreif waren **60**

Luftfahrt Haben Gewerkschafter von UFO zu Unrecht Gehalt kassiert? ... **64**

Geldwäsche Deutsche-Bank-Chef Christian Sewing gerät in den Strudel neuer Skandale **66**

Kunstmarkt Die erstaunliche Karriere des Malerstars Leon Löwentraut **68**

Konsum Die Spielzeugmarken Schleich und Ravensburger produzieren in China unter unwürdigen Bedingungen **72**

Ausland

Verstößt der neue EU-Verteidigungsfonds gegen gelten des Recht? / Wahlerfolg der Ultrarechten stellt Spaniens Demokratie auf die Probe ... **74**

Frankreich Volksaufstand gegen Strahlemann Macron **76**

Essay Hitlers Schuld am Brexit-Desaster **80**

Dubai Die abenteuerliche Flucht einer Herrschertochter aus dem Palast **82**

Italien Roms ausländerfeindliche Politik stärkt Neofaschisten **84**

Ukraine Wie Russland die Stadt Mariupol bedroht **89**

Sport

Was sich Fußballfans ihre Leidenschaft kosten lassen / Magische Momente: Trialfahrerinnen Nina Reichenbach über ihren dritten Weltmeistertitel **91**

Football Leaks Ein Manager von Bayer Leverkusen machte sich zum Handlanger von Spieleragenten **102**

Wissenschaft

ADHS-Fehldiagnosen durch zu frühe Einschulung / Datenbrillen für US-Soldaten / Kommentar: Der Verlust der biologischen Vielfalt findet zu wenig Beachtung **104**



FRANK BEER / DER SPIEGEL

Picasso in Ausbildung

Leon Löwentraut gilt als Wunderkind, zumindest aus der Sicht von »Bild« und RTL. Der Erfolg des jungen Malers ist das Resultat einer geschäftigen Inszenierung und zeigt, worauf es ankommt, um heute ein Star zu werden. **Seite 68**

Wolfsburg bleibt Wolfsburg

Selbst mit Versuchsautos wollte Volkswagen noch Geld verdienen und hat Tausende ungeprüft in den Markt gedrückt. Die Kunden waren ahnungslos. Konzernchef Diess dagegen weiß schon seit 2016 von der Affäre. **Seite 60**

ANZEIGE



► Die Rabobank unterstützt Kreditinstitute in 39 Ländern beratend und technologisch. Das Ziel: Banken in Afrika, Asien, Indien und Lateinamerika zu modernen Finanzinstituten zu entwickeln. Davon profitiert dann auch die lokale Landwirtschaft. Denn Banken helfen Kleinbauern etwa mit Krediten, wirtschaftlich zu arbeiten. Wer bei RaboDirect Geld anlegt, unterstützt die Rabobank bei der weltweiten Entwicklungsarbeit.

www.rabodirect.de

RaboDirect
Sinnvoll sparen.

Psychologie Warum die Lüge in der Politik so erfolgreich ist – über die soziale Macht des Kontrafaktischen **106**

Medizin Der Münchner Herzchirurg Bruno Reichart erzählt, wann und warum er Menschen Schweineherzen einpflanzen will **109**

Mobilität Das Elektroauto der Zukunft fährt mit Wasserstoff **110**

Ernährung Selbst geringes Übergewicht schadet **113**

Kultur

Isländischer Humor im Kino / Niedriglöhne für freie Orchestermusiker / Kolumne: Besser weiß ich es nicht **114**

Zeitgeist Erst öffnete sich das Denken, dann öffneten sich die Grenzen: eine Kulturgeschichte der Merkeljahre **116**

Russland Warum sich die Ideologie vom Sowjetmenschen hartnäckig hält – ein SPIEGEL-Gespräch mit der Autorin Masha Gessen **124**

Kunsthandel Oliver Barker ist der bekannteste Auktionator der Welt **128**

Popkritik Mariah Carey in Berlin **131**

Bestseller **127**
Impressum, Leserservice ... **132**
Nachrufe **133**
Personalien **134**
Briefe **136**
Hohlspiegel / Rückspiegel ... **138**

Vom Trost des Willens

Leitartikel Warum eine Widerspruchslösung bei der Organspende der falsche Weg ist

Deutschland spricht über das Sterben, und schon der Bruch dieses Tabus ist ein Erfolg. Wie hältst du es mit der Organspende? Würdest du im Falle deines Todes dein Herz, deine Leber, deine Niere hergeben, damit ein Mensch überlebt, den du nicht kennst? Und falls nicht: Was hält dich davon ab? Wovor hast du Angst, woher rührt dein Zweifel?

In den kommenden Wochen berät der Bundestag über eine Frage von großer moralischer Wucht. Soll jeder Mensch künftig automatisch als potenzieller Organspender gelten, wenn er zu Lebzeiten nicht widersprochen hat?

Diese sogenannte Widerspruchslösung hat Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) vorgeschlagen, um den Mangel an Spenderorganen zu beheben. Das Parlament will darüber im Frühjahr entscheiden, fraktionsoffen und ohne parteipolitischen Zwang. Die moralischen Grenzen aber lassen sich schon jetzt abschreiten.

Über das Regelwerk der Organspende kann man nicht diskutieren, ohne den ganz persönlichen Standpunkt zu verorten. Also: Auch in meinem Portemonnaie steckt ein Organspendeausweis, lange schon. Mich tröstet der Gedanke, ein Menschenleben zu retten, sollte mein eigenes enden. Und ich hoffe, dass das Wissen um diesen Wunsch auch für meine Familie ein Trost sein könnte. Sie wüsste: Es war ein bewusster Ausdruck meines Willens.

Mehr als 10 000 Menschen warten in Deutschland auf ein Spenderorgan, und viele von ihnen hoffen vergebens. An jedem einzelnen Tag löscht der Tod drei Kandidaten von der Warteliste. Es ist eine unerträgliche Zahl und eine Mahnung, dass sich dringend etwas ändern muss. Doch die Widerspruchslösung wäre der falsche Weg.

Der Ansatz, der heute von Politikern wie Spahn oder SPD-Fraktionsvize Karl Lauterbach als Allheilmittel gefeiert wird, definiert die Organspende als Regelfall, als moralisch wünschenswerte Norm. Wer widerspricht, widersetzt sich damit einem Konsens, den der Gesetzgeber vorgegeben hat. Was Verhaltensforscher »Nudging« nennen, ist der Versuch, den Willen zu beeinflussen. Eine Spende kann aber niemals freiwillig sein, wenn sie erwartet wird.

Die Widerspruchslösung ist ein zu großer Eingriff in die persönliche Freiheit – und nicht nur das. Auch unter Ausblendung aller ethischen Einwände führt sie nicht automa-

tisch zu höheren Spenderzahlen, selbst wenn ihre Befürworter das behaupten. In Spanien, dem vermeintlichen Musterland in Sachen Organspende, stiegen die Spenderzahlen nicht etwa mit der Einführung der Widerspruchslösung vor vier Jahrzehnten, sondern erst, als das Land sich daranmachte, die Arbeit in den Kliniken zu verbessern.

Auch in Deutschland gäbe es dort viel zu tun. Einem geplanten Gesetz, durch das Kliniken künftig angemessen für die Organentnahme bezahlt werden und Transplantationsbeauftragte mehr Zeit bekommen sollen, muss der Bundestag noch zustimmen. Das Vertrauen vieler Deutscher

in die Transplantationsmedizin ist zerstört, seit Ärzte Wartelisten manipuliert haben und sich dafür nun vor Gericht verantworten müssen. Statt alle Menschen zu potenziellen Spendern zu erklären, sollte besser aufgeklärt und neues Vertrauen in die Organspende geschaffen werden.

Eine solche Spende ist das vielleicht kostbarste Geschenk, das ein Mensch einem anderen machen kann. Zur Wahrheit gehört aber auch, dass Angehörige oft überfordert sind, wenn sie am Sterbebett ihrer Kinder, Partner, Geschwister sitzen, das Beatmungsgerät läuft und vom Hirntod die Rede ist. Auch um sie muss es gehen. Bei der Widerspruchslösung soll die Familie eine Organentnahme ablehnen können. Wie aber soll sie ganz sicher sein, dass ein Schweigen des Verstorbenen zu

Lebzeiten tatsächlich als Zustimmung gemeint war? Für die Angehörigen wäre es eine seelische Entlastung, sich auf ein klares Ja berufen zu können – statt auf ein nie ausgesprochenes Nein.

Menschen verdrängen den Gedanken an den Tod. Deshalb landet der Spenderausweis, den die Krankenkassen verschicken, oft im Altpapier, obwohl die meisten Adressaten grundsätzlich zur Spende bereit wären. Wenn man alle Bürger dazu bringen will, sich mit dem Thema Organspende auseinanderzusetzen, gibt es einen klügeren Weg: die Pflicht, sich irgendwann im Leben zu entscheiden und diese Entscheidung in ein von unabhängigen Institutionen geführtes Register einzutragen. Für ein Ja, für ein Nein – oder für die Option, unentschieden zu bleiben.

Es wäre ein sanfterer, aber effektiver Eingriff. Und er käme dem freien Willen so nah wie möglich.

Cornelia Schmergal



SCIENCE PHOTO LIBRARY / GETTY IMAGES



EPIC MODE ON.

DER NEUE AUDI A1 SPORTBACK.



Audi Vorsprung durch Technik

Jan Fleischhauer **Der schwarze Kanal**

Rechte Kinder



Die Amadeu-Antonio-Stiftung in Berlin hat eine Broschüre veröffentlicht, in der steht, wie sich Kindergärten gegen rechte Gesinnung wehren können.

Ich hatte keine Ahnung, dass rechte Kinder inzwischen in Kitas ein so massives Problem darstellen, dass man dazu eine 58-seitige Broschüre auflegen muss. Mehr Personal oder bessere Bezahlung, das wären für mich spontan Dinge, die man angehen sollte. Gut, dass ich nicht im Familienministerium arbeite! Die Familienministerin Franziska Giffey hat sogar ein ausführliches Vorwort geschrieben.

Woran erkennt man also, dass ein Kind aus einem »völkischen Elternhaus« kommt? Zum Beispiel daran, dass es im Morgenkreis schweigsam und passiv ist, da rechte Eltern viel Wert auf Gehorsam legen. Außerdem seien »traditionelle Geschlechterrollen« im Erziehungsstil erkennbar, wie es in einem Fallbeispiel heißt: Das Mädchen trägt Zöpfe und Kleider, der Junge wird »stark körperlich gefordert«. Mir hat das zu denken gegeben. Meine Tochter heißt Greta, sie ist leider auch ziemlich blond. Ob sie im Morgenkreis schweigsam sein wird, lässt sich zum Glück bislang nicht sagen, weil sie noch nicht spricht. Ich habe dennoch beschlossen, auf Nummer sicher zu gehen, und werde ihr einen roten Revolutionsstern auf

die Jacke nähen. Vielleicht sollte ich sie auch rechtzeitig zum Friseur schicken, damit Zöpfe gar nicht infrage kommen.

Ich beobachte seit Längerem eine Verschiebung der Definition, was als normal zu gelten hat und was als abweichend. Ich wette, die meisten Menschen wären bis vor Kurzem nicht auf die Idee gekommen, dass das Festhalten an traditionellen Geschlechterrollen auf eine rechte Gesinnung hinweisen könnte. Auch körperliche Ertüchtigung stand bislang nicht im Ruf, politisch verdächtig zu sein.

Auf fast jeder Seite der Broschüre ist von der Pädagogik der Vielfalt die Rede. Warum können sie nicht einfach ein bisschen Rechts zulassen? Das wäre mal ein Bekenntnis zur Vielfalt. In der Waldorfschule Wien-West haben sie die Kinder der Autorin Caroline Sommerfeld vor die Tür gesetzt, weil die Mutter der neuen Rechten angehört. Dabei hatten die Kinder sich in keiner Weise politisch auffällig verhalten. Ausgerechnet Waldorf: Wissen sie nicht, dass Schulgründer Rudolf Steiner an die Überlegenheit der weißen Rasse glaubte? Ein sinnvoller Beitrag zum Kampf gegen rechts wäre für mich die Sofortauflösung aller Waldorfschulen. Das wagt komischerweise niemand vorzuschlagen, auch Frau Giffey nicht.

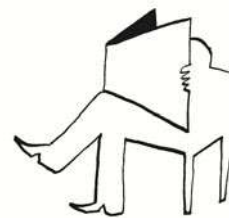
An dieser Stelle schreiben Jan Fleischhauer und Markus Feldenkirchen im Wechsel.

So gesehen

Unter Männern

Angela Merkel muss endlich selbstständig werden.

● Frauen in der Politik sind ein Problem. Nichts schaffen sie allein. Nehmen Sie die Kanzlerin. Erst jetzt kommt heraus, in welch schockierendem Ausmaß Angela Merkel ihre Karriere männlicher Unterstützung verdankt. Sie wurde CDU-Generalsekretärin, weil ihr ein Jahr jüngerer Ziehvater Friedrich Merz das Amt nicht wollte und sie dem Parteichef Wolfgang Schäuble als Ersatz für sich vorschlug. Das enthüllte Merz in diesen Tagen. Schäuble, bis heute ein Förderer der Kanzlerin, sagt, das sei Quatsch. Merz sei nie im Gespräch gewesen, auf Merkel sei er



allein gekommen. Wie auch immer: Aus eigener Kraft hat die Dame es jedenfalls nicht geschafft.

Wer genau hinschaut, erkennt ein Muster. Warum wurde Merkel 2002 Fraktionsvorsitzende? Weil ihr Mentor Edmund Stoiber, seinerzeit CSU-Chef, ihren Kontrahenten aus dem Weg räumte. Fragen Sie Merz, der wird es bestätigen. Die Kanzlerschaft? Verdankt sie natürlich den Männern. Zum einen ihrem Amtsvorgänger und indirekten Förderer Gerhard Schröder. »Glauben Sie im Ernst, dass meine Partei auf ein Gesprächsangebot von Frau Merkel bei dieser Sachlage einginge, indem sie sagt, sie möchte Bundeskanzlerin werden?«, fragte er am Wahlabend 2005. Da blieb selbst der Union nichts übrig, als Merkel zu stützen. Horst Seehofer hielt sie dann im Amt: »Ich lasse mich nicht von einer Kanzlerin entlassen, die nur wegen mir Kanzlerin ist«, erklärte er kürzlich.

Nun sollte Merkel wenigstens den Abgang zur Abwechslung mal ohne männliche Hilfe hinbekommen. Sonst gibt es hinterher wieder Streit, wer es denn gewesen ist.

Ralf Neukirch

Kittihawk



„Ein Messer ohne Klinge und Griff“ ist die falsche Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit.

(G. C. Lichtenberg)

Vor dem Hintergrund der dramatisch wachsenden Bevölkerung Afrikas, nicht endender Flüchtlingsströme und der damit verbundenen, unbeschreiblichen Not unzähliger Menschen, forderte Dirk Roßmann in einem **viel beachteten Handelsblatt-Interview** vom 8. Oktober einen radikalen Umbau der deutschen Entwicklungshilfe.

JETZT IM ROSSMANN KUNDENMAGAZIN CENTAUR

Das komplette Handelsblatt-Interview finden Sie in der aktuellen Centaur Ausgabe. Kostenlos erhältlich in jeder ROSSMANN-Filiale.



Lesen Sie außerdem: Wie sich Jugendclubs der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung für Aufklärung in Äthiopien einsetzen.
Und vieles mehr auf über 100 Seiten.

Am 8. Oktober – zeitgleich zur Frankfurter Buchmesse – erschien Dirk Roßmanns Biografie mit dem Titel „... dann bin ich auf den Baum geklettert!“

Bereits am 10. November stand das Buch auf Platz 7 der Spiegel Bestsellerliste.

„Genial verrückt! Wer es zur Hand genommen hat, mag nicht aufhören, darin zu lesen bis zur letzten Zeile.“

Dr. Dirk Ippen
Münchner Merkur: 07.11.2018

„Wie viele Seiten hat ein Leben?“

Dr. Daniel Alexander Schacht
Hannoversche Allgemeine Zeitung: 09.10.2018

„Schonungslos lesenswert – ein echtes Vergnügen!“

Stefan Suska
bei Amazon



ROSSMANN
Mein Drogeriemarkt

Deutschland

Noch nie hat eine rechtlich nicht bindende Übereinkunft eine so hitzige Debatte ausgelöst. ► S. 14



SPD

Kommission stellt sich gegen Sarrazin

Parteichefin Nahles will rasch über mögliches Ausschlussverfahren entscheiden.

● Der SPD droht ein neuer Konflikt um ihr Mitglied Thilo Sarrazin. Eine vom Parteivorstand Ende August eingesetzte Kommission, die Sarrazins Aufreger-Buch »Feindliche Übernahme« auf Vereinbarkeit mit sozialdemokratischen Überzeugungen überprüfen sollte, hat ihren Abschlussbericht dem Willy-Brandt-Haus zugestellt. Das fünfköpfige Gremium, das neben dem Anti-Islam-Buch weitere Schriften und Interviews des Ex-Bundesbankers untersucht hat, sieht in Sarrazins populistischen Thesen teils deutliche Widersprüche zu den Grundwerten der SPD.

Parteichefin Andrea Nahles will laut Insidern rasch handeln. Sie steht vor einer schwierigen Entscheidung: Zweimal ist die SPD bereits mit dem Versuch gescheitert, den früheren Berliner Finanzsenator aus der Partei zu werfen. Riskiert Nahles einen weiteren Anlauf, droht die angestrebte inhaltliche Erneuerung durch den Fall Sarrazin überlagert zu werden. Verzichtet sie darauf, dürfte ihr das in Teilen der SPD als Mutlosigkeit ausge-

legt werden. Für einen Parteiausschluss gibt es rechtlich hohe Hürden. Der Bericht der Kommission, in die Ex-Justizministerin Herta Däubler-Gmelin sowie Ex-Präsidentschaftskandidatin Gesine Schwan eingebunden waren, werde nun »geprüft«, heißt es in der SPD. Handlungsempfehlungen gibt der Bericht nicht. Der Parteivorstand soll über das weitere Vorgehen beraten.

Sarrazin selbst gibt sich unschuldig. »In keinem meiner Bücher verstoße ich gegen die Grundwerte der SPD. Da kann die Kommission endlos forschen«, sagt er. »Der SPD-Parteivorstand hat sich vor acht Jahren mit dem Ordnungsverfahren gegen mich auf peinlichste Weise blamiert, das kann er natürlich gerne wiederholen.« Bei der Auseinandersetzung hatte Nahles, damals Generalsekretärin, einen umstrittenen Vergleich ausgehandelt. Danach durfte Sarrazin Genosse bleiben gegen das Versprechen, sein »Bekenntnis zu den sozialdemokratischen Grundsätzen« künftig nicht »infrage zu stellen oder stellen zu lassen«. VME

Geheimdienste

Headhunter für Agenten

● Die großen Nachrichtendienste des Bundes kommen mit der Besetzung offener Stellen nicht hinterher. Beim Bundesnachrichtendienst waren Ende August fast 970 Planstellen unbesetzt, wie aus inter-

nen Unterlagen des Bundesrechnungshofs hervorgeht. Ein Grund ist, dass weniger Mitarbeiter als erwartet bereit waren, vom bisherigen Standort Pullach bei München in die neue Zentrale in Berlin-Mitte umzuziehen. Auch beim Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) sind aktuell mehr als tausend Planstellen unbesetzt. Insbe-

sondere fehlt es an Interessenten mit Fremdsprachenkenntnissen und Bewerbern aus den Mint-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik). Das BfV setzt daher auf einen für deutsche Geheimdienste unüblichen Weg: Es will externe Headhunter zur Rekrutierung neuer Agenten engagieren. KNO, MBA

Abtreibungen

Explosiver Paragraf

● Die geplante Reform des Werbeverbots für Abtreibungen könnte noch vor Weihnachten für handfesten Koalitionskrach sorgen. Im Kanzleramt und den beteiligten Ministerien rechnet man mit heftigen Debatten bei Union und SPD über den Vorschlag zur Neuregelung des in Paragraf 219a Strafgesetzbuch geregelten Werbeverbots für Ärzte, den die Bundesregierung vorlegen will. »Der Kompromiss wird viele auf beiden Seiten nicht zufriedenstellen«, heißt es in der Umgebung von Bundeskanzlerin Angela Merkel. Sogar ein Ende der Koalition scheint nicht ausge-



Demonstrantin für 219a-Reform

STEFAN BONESS / IPON

schlossen. Zum Ansinnen führender SPD-Politiker, den Fraktionszwang für die Abstimmung über die Reform aufzuheben, heißt es in der Spitze der Unionsfraktion: »Das wäre der Koalitionsbruch.« Auch Elisabeth Winkelmeier-Becker, rechtspolitische Sprecherin der Fraktion, sagt: »Die Abstimmung über den Paragraphen 219a zur Gewissensfrage zu machen ist nicht nachvollziehbar.« Unionskollege Marcus Weinberg sekundiert: »Das Vorgehen, die Abstimmung über den Paragraphen 219a freizugeben, wird in unserer Fraktion keine Mehrheit finden.« Während viele Genossen den Paragraphen gern streichen würden, hält eine Mehrheit der Unionsabgeordneten an ihm fest. ASE, RAN

INF-Vertrag

Nato-Beteiligung an neuen Marschflugkörpern?

● Die USA haben nach Einschätzung deutscher Experten nur wenige Optionen, um auf den angeblichen Bruch des INF-Vertrages durch Russland zu reagieren. Zwar hat US-Sicherheitsberater John Bolton kürzlich das Verteidigungsministerium angewiesen, landgestützte Marschflugkörper (GLCM) »so schnell wie möglich« zu entwickeln und in Europa zu stationieren. Analysten im Bundesnachrichtendienst gehen jedoch davon aus, dass ein neues US-Waffenprogramm mindestens fünf Jahre Entwicklungszeit benötigt. Um den Europäern die Zustimmung zu erleichtern, sollen die neuen GLCM einen konventionellen Sprengkopf erhalten.

Washington wirft Moskau seit Jahren vor, den INF-Vertrag von 1987 zu verletzen, was Russland bestreitet. Der Vertrag verbietet Russen und Amerikanern GLCM mit einer Reichweite von 500 bis 5500 Kilometern. Die Nato hat sich diese Woche den US-Vorwurf zu eigen gemacht, wonach die Russen mehrere Bataillone mit jeweils 24 nuklearen Marschflugkörpern vom Typ SSC-8 stationiert haben. Die USA halten das

inzwischen nicht mehr nur für einen Vertragsbruch, sondern auch für eine ernsthafte militärische Bedrohung. Die US-Regierung hat angekündigt, den INF-Vertrag in zwei Monaten zu suspendieren, sollten die Russen bis dahin nicht alle SSC-8 verschrotten.

In der Nato gilt ein solches Nachgeben als ausgeschlossen. Kanzlerin Angela Merkel hatte US-Präsident Donald Trump auf dem G-20-Gipfel in Buenos Aires trotzdem die Zweimonatsfrist abgerungen, damit

sichtbar werde, dass allein Russland für die Eskalation verantwortlich sei. Bei der Nato rechnet man damit, dass die Amerikaner schon beim Treffen der Verteidigungsminister im Februar über eine Beteiligung der Allianz an den Kosten für die neuen GLCM reden wollen. Als die Nato von 1983 bis 1987 GLCM in Europa stationierte, kostete die sogenannte Nachrüstung nach heutigen Preisen knapp 18 Milliarden Dollar. Etwa 96 Prozent trugen die USA. KLW, MGB



Nato-Hauptquartier in Brüssel

THOMAS TRUTSCHEL / PHOTOTHEK / IMAGO

Vereinte Nationen

Flasbarth soll Uno-Umweltchef werden

● Der Staatssekretär im Bundesumweltministerium Jochen Flasbarth, 56, kandidiert für den Führungsposten beim Umweltprogramm der Vereinten Nationen (Unep). Das Bundeskabinett hat seiner Bewerbung in dieser Woche zuge-



Flasbarth

THOMAS IMO / PHOTOTHEK.NET

stimmt. Der Sozialdemokrat will auf den Norweger Erik Solheim folgen, der im vergangenen Monat wegen Unregelmäßigkeiten bei der Abrechnung von Dienstreisen zurücktreten musste. Über die Personalie dürfte Uno-Generalsekretär António Guterres bis zur nächsten Umweltversammlung im März 2019 entscheiden haben. Flasbarth hatte sich bereits im Jahr 2016 um den prestigeträchtigen Posten beworben, unterlag damals

aber gegen Solheim. Die Unep mit Sitz in der kenianischen Hauptstadt Nairobi wurde bereits von den Deutschen Achim Steiner und Klaus Töpfer geleitet.

Für Umweltministerin Svenja Schulze (SPD) wäre der Weggang ihres Staatssekretärs ein Verlust. Flasbarth hatte bei vielen Entscheidungen wie etwa den neuen europäischen CO₂-Grenzwerten für Autos die Fäden gezogen. Der Volkswirt, der zuvor Präsident des Umweltbundesamts war, ist zudem in der Naturschutzszene gut vernetzt. GT

»Übergriffige weibliche Sexualität«

Elisa Hoven, 36, Strafrechtlerin an der Universität Leipzig, zur Frage, wieso sich Frauen, die sich öffentlich entblößen, nicht strafbar machen können

SPIEGEL: Nach Paragraf 183 des Strafgesetzbuchs machen sich Männer durch exhibitionistische Handlungen strafbar, Frauen nicht. Wieso?

Hoven: Man dachte damals wohl, es gebe keine übergriffige weibliche Sexualität. Und wenn doch, dann sei es zumindest nicht so schlimm.

SPIEGEL: Es gibt viele Geschichten von Männern, die in der Bahn oder im Wald vor Zuschauern masturbieren. Von Frauen hört man das fast nie.

Hoven: Es gibt keine Statistiken. Ich glaube auch, dass – aus welchen Gründen auch immer – der männliche Exhibitionismus viel weiter verbreitet ist, zumindest in der aggressiven Form. Vielleicht gibt es für Frauen

einfach sozial adäquatere Formen, exhibitionistische Tendenzen auszuleben, weil weibliche Nacktheit in der Gesellschaft eher erwünscht ist. Aber die Häufigkeit ist nicht entscheidend für einen Straftatbestand. Sonst dürften wir auch den Hochverrat oder den Angriffskrieg nicht unter Strafe stellen.

SPIEGEL: Sie sind dafür, in Paragraf 183 das Wort »Mann« durch »Person« zu ersetzen. Die Strafrechtlerin Monika



Hoven

MAYA CLAUSSEN

Frommel spricht von »Gleichheitsfilm«.

Hoven: Es geht nicht darum, bestehende Unterschiede zu negieren. Selbst wenn Männer sich seltener von Frauen belästigt fühlen als umgekehrt, finde ich es problematisch, dass ein Mann sich von einer Frau nicht belästigt fühlen darf. Bei einigen ist das sicher der Fall, die müssen wir schützen. Außerdem kann ich mich auch als Frau von einer Exhibitionistin belästigt fühlen.

SPIEGEL: Die Kommission zur Reform des Sexualstrafrechts hatte vorgeschlagen, Exhibitionismus aus dem Gesetz zu streichen. Das sei nicht mehr zeitgemäß.

Hoven: Das finde ich falsch. Das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung heißt auch, dass ich frei von der Sexualität eines anderen bleibe. Von einem Exhibitionisten werde ich dagegen aktiv zum Objekt seiner Sexualität gemacht, dazu degradiert. Ich bin Adressat seiner Sexualität. Das wird zu Recht zum Teil als extrem verstörend erlebt.

SPIEGEL: Würde bei einer Streichung das Masturbieren vor Kindern strafrei werden?

Hoven: Nein, sexuelle Handlungen vor Kindern sind gesondert unter Strafe gestellt.

SPIEGEL: Und wenn jemand sich vor Kindern nur nackt auszieht?

Hoven: Das wäre nicht strafbar. Auch deshalb finde ich die Abschaffung problematisch.

SPIEGEL: Ist eine Streichung realistisch?

Hoven: Entkriminalisierung ist politisch immer schwierig zu verkaufen. LBA

Kindertagesstätten

Männliche Erzieher werden benachteiligt

● Viele Eltern und Erzieher wünschen sich mehr männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten und Kindergärten – trotzdem haben Männer größere Schwierigkeiten, in Kitas eine feste Anstellung zu bekommen. Das ist das Ergebnis einer neuen Studie des Delta-Instituts für Sozial- und Ökologieforschung. Demnach sind mehr als 90 Prozent der Fachkräfte der Auffassung, dass männliche Erzieher für die Entwicklung von Kindern wichtig sind. 62 Prozent aller befragten Eltern finden, dass die Politik sich dafür einsetzen sollte, mehr männliche

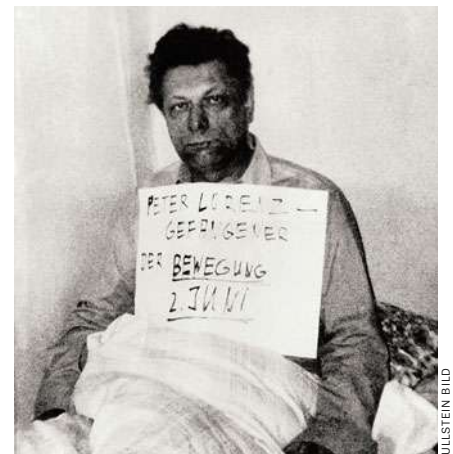
Erzieher für Kitas zu gewinnen. Trotzdem hatten nur 77 Prozent der befragten männlichen Fachkräfte einen unbefristeten Vertrag – bei den Frauen waren es 91 Prozent. »Hier gibt es eine systematische Ungleichbehandlung von Männern«, sagt Carsten Wippermann, Leiter der Studie. Seine Begründung: »Obwohl der Wunsch nach mehr männlichen Erziehern da ist, lässt sich ein unterschwelliges Misstrauen gegenüber Männern in diesem von Frauen dominierten Beruf identifizieren.« So zeigte die Befragung, dass immerhin 32 Prozent der Eltern schon mal an die Gefahr eines Missbrauchs durch männliche Erzieher gedacht haben. »Dass auch Frauen Kinder misshandeln könnten, wird dagegen oft ausgeblendet«, so Wippermann. ASE

Zeitgeschichte

Angebot an Terroristen

● Die Bundesregierung unter Kanzler Helmut Schmidt (SPD) erwog möglicherweise, auf die Strafverfolgung von fünf Terroristen zu verzichten. Im Februar 1975 hatte ein Kommando der anarchistischen »Bewegung 2. Juni« den West-Berliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz entführt und im Gegenzug fünf inhaftierte Mitglieder der Terrorgruppe freigesetzt. Die Häftlinge ließen sich in die Demokratische Volksrepublik Südjemen ausfliegen. Wie aus einem Dokument der »Hauptverwaltung Aufklärung«, der Abteilung für Auslandsspionage des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, hervorgeht, wussten die mit der DDR verbündeten Jemeniten nicht recht, was sie mit den Terroristen anfangen sollten. Außenminister Mohamed Saleh Mutia, so das Stasi-Dokument, das in Kopie an SED-Generalsekretär Erich Honecker ging, fragte deshalb bei der westdeutschen Botschaft in Aden nach, welche »Vorstellungen die BRD in Bezug auf die finanziellen Regelungen und die materielle Sicherstellung« im Zusammenhang mit den Freigesetzten habe.

Am 5. Mai 1975 erklärte der deutsche Botschafter gegenüber Jemen die Bereitschaft, »die 5 Anarchisten wieder in Westdeutschland aufzunehmen«. Es würde »keine Strafverfolgung wegen der in der Vergangenheit vollzogenen Handlungen eingeleitet«. Ob dies ein ernst gemeintes Amnestieangebot oder nur eine Finte war, um die Terroristen heimzuholen und zu inhaftieren, ist unklar. Die Jemeniten nämlich kamen laut dem Dokument zur Auffassung, es solle »den 5 Anarchisten selbst überlassen werden, ob sie bereit sind, in die BRD zurückzukehren«. Die machten von dem Angebot keinen Gebrauch: Vier kämpften weiter in Terrorgruppen, einer stieg aus. MBS



JULIUS BILD

Entführungsoffer Lorenz 1975

 | 

Helaba



Was Sie voranbringt? Vertrauen.

Eine neue Ausrichtung oder eine ungewohnte Herausforderung – mit einer Unterstützung, der man auch langfristig vertraut, fährt man sicherer. Um jedes Vorhaben bis zum Ziel begleiten zu können, steht Ihnen die Helaba immer persönlich zur Verfügung. Denn zu unseren festen Standpunkten gehört auch die Bereitschaft zum langen Atem für die weiten Wege. Unsere Kunden und Partner dauerhaft voranzubringen, dafür stehen wir mit unseren Werten – regional verwurzelt und international verankert.

Werte, die bewegen.

Die Schlafwandler

Migration Während in New York Diplomaten einen internationalen Migrationspakt aushandeln, machen in Europa die Rechtspopulisten gegen das Abkommen mobil. In Berlin erkennt niemand die Gefahr. Wie konnte das passieren? Rekonstruktion eines Versagens.

Es ist kurz vor 22 Uhr deutscher Zeit, als die Botschafter Mexikos und der Schweiz im Hauptquartier der Vereinten Nationen am New Yorker East River einen Holzhammer fallen lassen und die Verhandlungen über den Migrationspakt für beendet erklären. Die Vertreter der mehr als 190 Mitgliedstaaten springen von ihren Sitzen auf. Sie jubeln. »Manche hatten Tränen in den Augen«, erinnert sich Miroslav Lajčák.

Der slowakische Außenminister hat Migration nie idealisiert. Als die deutsche Regierung im Jahr 2015 fast eine Million Flüchtlinge ins Land lässt, sieht er das genauso kritisch wie der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán, eine Quote zur Verteilung von Flüchtlingen in der EU lehnt auch Lajčák ab.

Doch den Migrationspakt, den »Global Compact for Migration«, hat er als Präsident der Uno-Generalversammlung mit ausverhandelt.

»Das ist ein historischer Moment«, ruft Lajčák, 55, in New York den Delegierten zu. »Der Pakt kann helfen, die Vorzüge von Migration herauszustellen und die Risiken zu mildern.«

Am 13. Juli 2018, einem Freitag, ahnt Lajčák noch nicht, dass ihn der Pakt wenige Monate später vielleicht seine Karriere kosten wird. Auch die deutschen Unterhändler dürften zu diesem Zeitpunkt noch keine Vorstellung davon gehabt haben, welch innenpolitisches Beben der Begeisterung von New York folgen wird.

Denn während die Diplomaten in der Uno-Zentrale jubeln, braut sich in Europa der Widerstand gegen den Pakt zusammen. Am Ende wird er die EU spalten und Regierungen in die Krise treiben. In Deutschland wird die AfD die Koalition mit einer Hetzkampagne gegen den Pakt vor sich hertreiben – und Bundeskanzlerin Angela Merkel im Bundestag stehen und mit scharfen Worten vor Nationalismus warnen.

Es ist, als würden zwei Züge aufeinander zurollen: auf der einen Seite die diplomatische Maschinerie der Vereinten Nationen, weit weg von der harten Realität des politischen Tagesgeschäfts. Es ist ein Universum der Idealisten, die davon überzeugt sind, dass globale Vereinbarungen,

auch wenn sie rechtlich nicht bindend sind und nicht mit Sanktionen durchgesetzt werden können, die Menschheit doch immer ein Stück weit voranbringen.

Auf der anderen Seite die Populisten aller Länder, die in der Uno eine klandestine globale Organisation sehen, die im Namen der Weltverbesserung den Nationen ihre Identität raubt. Migration ist für sie eine Bedrohung, und der Pakt liefert alle Zutaten, um ihre Verschwörungstheorien zu befeuern. Anfang kommender Woche soll das 32 Seiten lange Dokument auf einer Konferenz in Marrakesch feierlich angenommen werden, Kanzlerin Merkel wird dort sein, aber etliche werden fehlen: US-Präsident Donald Trump, Australien, Israel, auch viele Europäer. Die meisten von ihnen sind ausgestiegen, nachdem Österreichs Bundeskanzler Sebastian Kurz Ende Oktober seine Unterstützung angekündigt hatte.

Entsprechend groß ist in Berlin die Verärgerung über Kurz. »Wenn sich nun einzelne Staaten im Nachhinein – und das mag bei manchen durchaus überraschen – gegen den Pakt entscheiden«, sagt Außenminister Heiko Maas, sei das ihr souveränes Recht. »Dennoch bedauern wir das sehr.« Jede Ablehnung des Migrationspaktes sei »Wasser auf die Mühlen derer, die böswillige Desinformationskampagnen gegen den Pakt fahren«, so Maas. Der Pakt biete »erstmal einen internationalen Rahmen, um Migration aktiv zu steuern, zu ordnen und zu regeln«. Der luxemburgische Außenminister Jean Asselborn wird noch deutlicher. »Was Kurz und (FPÖ-Chef Heinz-Christian) Strache gemacht haben, ist eine europapolitische Übeltat«, sagt er. »Sie treiben Europa in ein Bild der Zerrissenheit.«

Noch nie hat eine rechtlich nicht bindende Übereinkunft der Vereinten Nationen eine so hitzige Debatte ausgelöst. Kein Wunder, es geht um das Jahrhundertthema Migration, um die Frage, wie wir sie bewerten: Ist sie Chance oder Gefahr?

Als im Herbst 2015 in Europa die Flüchtlingskrise eskaliert, ist Jan Eliasson schon seit mehr als drei Jahren in New York. Der ehemalige schwedische Außenminister, ein Sozialdemokrat, ist seit Juli 2012 stellvertretender Generalsekretär der Vereinten

Nationen. Er hat in diesen Jahren erlebt, wie die Debatte über Migranten und Flüchtlinge immer lauter wurde, doch er hat das Gefühl, dass die Uno das Thema vernachlässigt.

Daher beschließt der Schwede zu handeln. Er will etwas gegen die »negative Erzählung« unternehmen, die in seinen Augen die europäische Flüchtlingskrise begleitet. Zusammen mit Generalsekretär Ban Ki-Moon beschließt Eliasson, eine große Konferenz zu Migration und Flucht auf die Beine zu stellen – innerhalb eines Jahres.

Eliasson geht es um die Grundsatzfrage: »Wir wollten deutlich machen, dass Migration ein positiver wirtschaftlicher Faktor ist«, sagt er heute. Er wollte »die Richtung der Debatte verändern, um Migration als eine neutrale oder sogar positive Kraft zu beschreiben«.

Eliasson ist erfolgreich: Im Uno-Plenum wird am 20. November 2015 eine Versammlung »auf höchster Ebene« für den 19. September des Folgejahres beschlossen – den Tag vor der nächsten Vollversammlung.

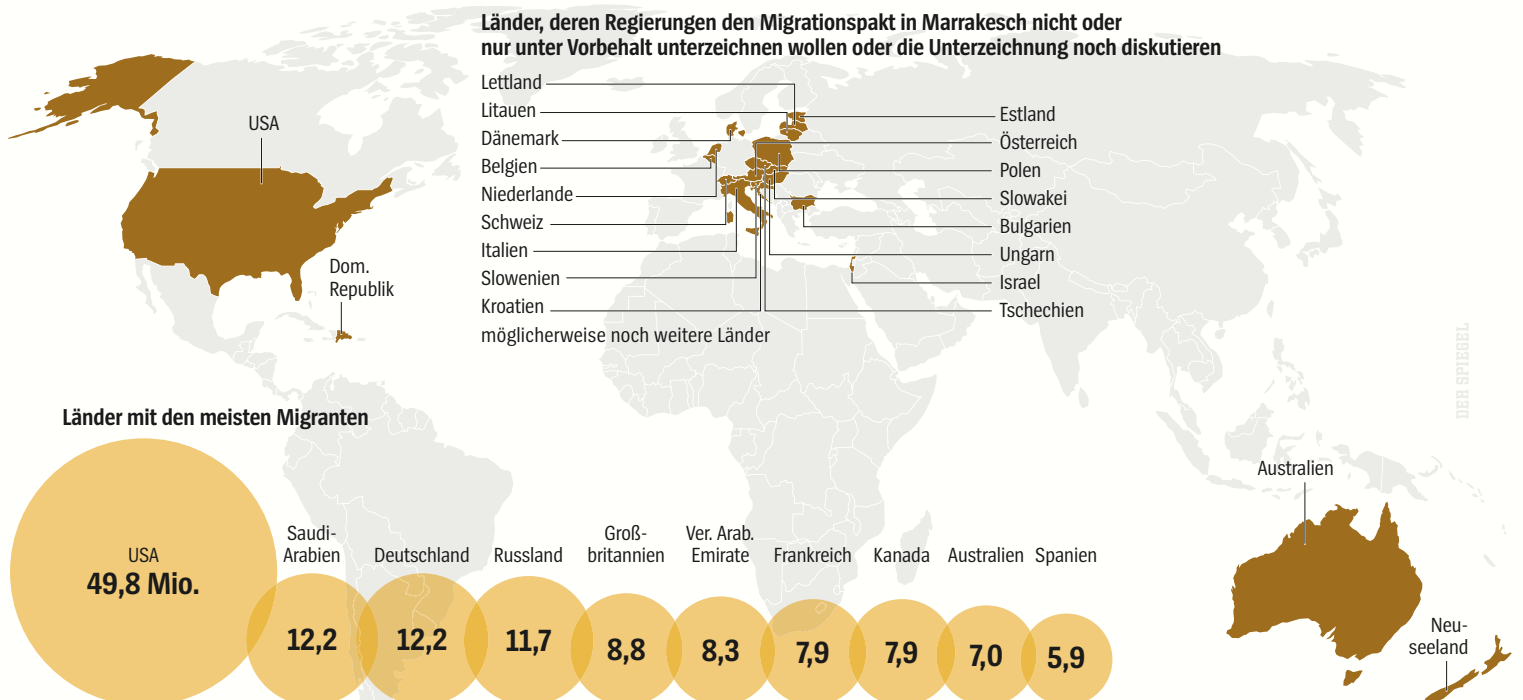
Die internationale Maschinerie kommt rasch in Gang. Schon Ende 2015 beginnen die Vorbereitungen für die New Yorker Uno-Erklärung, aus der später zwei Pakte werden: einer zu Flüchtlingen und einer zu Migration. Von Anfang an geht es während der Arbeit am Text hin und her. Russland will den Gedanken der internationalen »Lasten«-Verteilung bei der Aufnahme von Flüchtlingen möglichst kleinhalten. Die USA plädieren dafür, die Verhaftung illegal einreisender Kinder als eine Maßnahme zu beschreiben, die »selten« gut für sie, aber prinzipiell erlaubt ist. Eritrea befindet, dass die häufige Erwähnung von Menschenrechten auf lästige Art »redundant« sei.

Doch die Verhandlungen gelingen. Am 19. September 2016 wird einstimmig die Erklärung angenommen. »Es war wirklich wunderbar«, sagt Eliasson, »beinah zu schön, um wahr zu sein.« Noch immer ahnen die Diplomaten nicht, welche Sprengkraft ihr Werk entfalten wird. Dabei mehrten sich die Warnsignale: Im Dezember 2017 steigen die USA aus. »Der globale Ansatz der New Yorker Erklärung ist mit US-amerikanischer Souveränität schlicht



LI MUZI XINHUA / EYEVINE / PICTURE PRESS

Sitzungssaal der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York: Universum der Idealisten



DER SPIEGEL

Insgesamt leben weltweit **285 Mio. Menschen** nicht in ihren Geburtsländern.

Quellen: UN International Migration Report 2017, Wikipedia

nicht vereinbar«, sagt die amerikanische Uno-Botschafterin Nikki Haley. In diesem Sommer, als die Gespräche in die heiße Phase treten, ist auch Ungarn nicht mehr dabei. Und in Berlin hat schon im Frühjahr ein bis dahin vollkommen unbekannter Mitarbeiter von der AfD eine Idee.

Matthias Moosdorf ist Musiker, ein weltweit anerkannter Cellist. Musikmagazine feiern die Aufnahmen der Mozart-Streichquartette, die Moosdorf mit drei Kollegen eingespielt hat. Moosdorf liebt besonders das Quartett KV 590. »Wie Mozart da sein Thema einführt, wie er es dann dreht und variiert, das ist schon große Kunst.«

Der Kunst seines Idols ist Moosdorf in jüngster Zeit schon sehr nahegekommen, wenn auch auf einem anderen Gebiet. Der Cellist, angestellt bei dem bayerischen AfD-Bundestagsabgeordneten Martin Hebner, war in seiner Partei einer der Ersten, die das Thema Migrationspakt eingeführt, gedreht und variiert haben.

Ende Januar durchforsten Moosdorf und seine Kollegen die Liste der Themen für den Europaausschuss. Der Migrationspakt taucht auf der B-Liste auf, also als ein Dokument, das der Ausschuss nicht diskutieren, sondern nur zur Kenntnis nehmen soll. »Uns war ziemlich schnell klar, dass dieses Thema nicht ohne Debatte davonkommen sollte«, sagt Moosdorf. Hebner sorgt dafür, dass der Pakt auf die A-Liste kommt. Als erster AfD-Abgeordneter bringt er den Pakt auch in den Bundestag ein: Am 19. April, einen Tag nach der Abstimmung des EU-Parlaments über den Entwurf, beantragt die AfD zum Thema eine Aktuelle Stunde.

Für Moosdorf ist die Kampagne da schon eine Vollzeitbeschäftigung (neben der klassischen Musik). Er bastelt Powerpoint-Folien, schreibt einen Gastbeitrag für die »Junge Freiheit«, verschickt Infoblätter an wachsende Verteiler. Bald vernetzen Hebner, der auch Mitglied im Europarat ist, und sein Team sich europaweit gegen den Migrationspakt. Sie knüpfen Kontakte bis in die FPÖ-Spitze zu Parteichef Strache und dank eines FPÖ-Mitarbeiters im EU-Parlament auch zu den dortigen Vertretern der Rechtsparteien. Der hilfreiche FPÖ-Mitarbeiter wurde jüngst auf einen hohen Platz in der AfD-Liste zur Europawahl gewählt.

Am 21. September erklärt der AfD-Bundesvorstand das Thema offiziell zur Kampagne. Von nun an arbeitet die geballte Social-Media-Kraft von Partei und Fraktion parallel. Gegen den Pakt wird mit Videos, Facebook-Posts, Twitter-Botschaften mobilgemacht. Ein Videointerview von Parteichef Jörg Meuthen, keine sieben Minuten lang, erhält rund 700 000 Zugriffe. Dieser Pakt, sagt Meuthen, »sieht mir aus wie eine vorsätzliche Schädigung unseres Landes«.



Rechtspopulisten in Berlin
»Schädigung des Landes«

Anfang 2018, als Matthias Moosdorf seinen Angriff startet, gibt es in Berlin noch keine handlungsfähige neue Regierung. Und als Heiko Maas am 14. März zum Außenminister ernannt wird, hat er Wichtiges zu tun, als sich in den Migrationspakt einzulesen. Der 52-Jährige ist ein Novize in der Außenpolitik, er muss sich erst mal ein paar Standardwerke und Grundsatzpapiere aneignen.

Normalerweise entscheidet der Leiter des Ministerbüros, was der Außenminister als Erstes lesen soll und was besonders wichtig ist. In der Vergangenheit wurde das Büro des Bundesministers des Auswärtigen stets von einem Karrierediplomaten geleitet, der die außenpolitischen Themen im Schlaf aufsagen konnte. Doch Maas bringt seine langjährige Vertraute Katharina Stasch aus dem Justizministerium mit; entsprechend dauert es eine Weile, bis sie sich in die Themen eingearbeitet hat. Die für die Vereinten Nationen zuständige Fachabteilung speist den Migrationspakt zwar in die Papiere ein, die dem neuen Minister vorgelegt werden sollen, aber niemand sorgt dafür, dass er auf der Liste des Ministers ganz nach oben rückt.

So vergehen sechs Monate, bevor Maas zum ersten Mal öffentlich über den Migrationspakt spricht. Anlässlich des »Bali Democracy Forum« lobt der SPD-Politiker die »politische Strahlkraft« des Pakts.

Bald darauf, im Spätherbst, nimmt die AfD-Kampagne richtig Fahrt auf. Moosdorf und seine Mitstreiter spüren, dass ihr Thema zieht: Täglich gehen mehr Mails und Anrufe aufgeregter Bürger ein.

Ein Unternehmer aus Hessen, eigentlich CDU-Mitglied, bietet der AfD an, mit einer 56 000-Euro-Spende eine ganzseitige

Anzeige in der »FAZ« zu ermöglichen, um über den Pakt aufzuklären. Die »FAZ« habe die Buchung abgelehnt, bedauert Moosdorf.

Auch vom ganz rechten Rand wird die AfD-Kampagne flankiert: Das Hetzblatt »Compact« nutzt Moosdorfs Vorlagen, die rechtsextreme »Identitäre Bewegung« richtet eine auffällig ähnliche Internetadresse ein: Migrationspakt-stoppen.info führt zu den Identitären. Migrationspakt-stoppen.de führt zur AfD. Die Inhalte sind austauschbar.

Die Bundestagsabgeordneten der anderen Parteien wundern sich, dass ihre Mail-Postfächer plötzlich überquellen von Bürgerpost zu einem Thema, mit dem sie nichts anfangen können. Wie die »Welt« jüngst enthüllte, stecken hinter der Kampagne auch Kader der »Identitären«, die ihre Massen-Mails geschickt individualisieren, sodass die Abgeordneten den Eindruck erhalten, hier schrieben ihnen wirklich besorgte Bürger.

In der breiten Öffentlichkeit kommt der Migrationspakt aber erst Ende Oktober an. Jens Spahn, ein persönlicher Freund von Österreichs Kanzler Kurz, greift das Thema als erster Spitzenpolitiker auf: »Alle Fragen der Bürger gehören auf den Tisch und beantwortet«, sagt Spahn, »sonst holt uns das politisch schnell ein.« Damit bekräftigt ein Regierungsmitglied das AfD-Narrativ, der Pakt sei ein Geheimprojekt, das ohne Debatten durchgezogen wird.

Ab sofort werden die Abgeordneten der Koalition sich als Gejagte fühlen, und die AfD gefällt sich als Jäger. In der Unionsfraktion kommt es zum Eklat, als der neue Fraktionschef Ralph Brinkhaus nach einer hitzigen Diskussion mit 25 Wortmeldungen resümiert, ein Beschluss über den Pakt sei nicht notwendig. Die CSU-Abgeordnete Silke Launert, die ein Votum gefordert hatte, marschiert aus dem Saal und ruft den Kollegen zu: »Wundert euch nicht, wenn hier in drei Jahren nur noch hundert Leute sitzen!«

Viel zu spät erkennen die Chefs der Unionsfraktion, dass sie das Thema nicht aussitzen können. Gemeinsam mit der SPD formulieren sie einen Antrag, der noch einmal klarstellen soll, dass der Pakt für Deutschland nicht rechtsverbindlich ist. Der Antrag geht im Bundestag durch. Doch gewonnen hat die AfD.

»Die Verteidiger des Paktes, auch die Bundesregierung, haben viel zu lange viel zu defensiv agiert«, sagt der Migrationsexperte Gerald Knaus, der Erfinder des EU-Türkei-Deals. Es sei den Rechtspopulisten gelungen, am Beispiel des Migrationspaktes ein Exempel zu statuieren: In Wirklichkeit gehe es hier nicht um den Pakt, sondern um einen »Auftakt zum An-

WIR LIEFERN DIE EINZIGE SPRACHE, DIE JEDER VERSTEHT, IN DIE GANZE WELT.

Für den weltgrößten Online-Musikhändler Thomann liefern wir jeden Tag mehrere Tausend Instrumente an Musikliebhaber in über 120 Ländern der Welt. So helfen wir Thomann, seine Leidenschaft für die universelle Sprache der Musik mit anderen zu teilen. Wie bei diesem Trompeter.

Das ist die Stärke des globalen Handels.
Und DHL macht ihn möglich.

globaltrade.dhl



griff auf den Geist jeder internationalen Zusammenarbeit«.

Tatsächlich ist der Pakt bestens geeignet, von den Rechtspopulisten skandalisiert zu werden. Wie der Schwede Eliasson es sich gewünscht hatte, wird Migration in dem Dokument tatsächlich einseitig als positiv dargestellt, als »Quelle des Wohlstands und der Innovation«. Die Schattenseiten, gerade auch von illegaler Migration, finden kaum Beachtung.

Zudem sind viele Passagen in verschnörkeltem Diplomaten-sprech verfasst, und in der deutschen Übersetzung wurde aus dem weichen »Commitment« eine »Verpflichtung«. Zum wichtigsten Kritikpunkt wird aber die Frage, wie verbindlich der Pakt für die Uno-Mitglieder ist.

Grundleistungen für Migranten. Sie müssen nach dem Pakt der heimischen Bevölkerung zwar nicht gleichgestellt werden, aber eine Ungleichbehandlung muss »verhältnismäßig« sein.

Außerdem dürften Migranten laut Pakt bei der Einreise nur als eine Art »letztes Mittel« interniert werden. Die kürzlich wieder von Annegret Kramp-Karrenbauer ins Spiel gebrachten »Transitzentren« könnten womöglich mit dem Pakt in Konflikt geraten, der Staat könnte hier an Spielraum verlieren.

An jenem 19. September 2016, an dem die Uno-Vollversammlung die »Erklärung für Flüchtlinge und Migranten« verabschiedet, ist auch Sebastian Kurz in New

Drei Wochen später verkündet die österreichische Regierung, dass sie den Pakt nicht annehmen wird. In Wien ist jetzt von einem »Lose-lose-Pakt« die Rede. »Der Inhalt dieses Paktes steht dem diametral entgegen, wofür ich die letzten Jahre eingetreten bin«, sagt Kurz dem SPIEGEL. Er habe, sagt Kurz mit einem Seitenhieb auf die deutsche Kanzlerin, »die Lektion aus dem Jahr 2015«, als Hunderttausende unkontrolliert nach Europa einreisten, schneller gelernt als andere.

Das österreichische Beispiel macht rasch Schule. Rechtsnationale Regierungen der EU-Mitgliedstaaten drehen die Beschlusslage in einem Land nach dem anderen: Tschechien, Bulgarien, Polen, die Slowakei und Italien wenden sich vom Pakt ab, die Regierungen von Kroatien und Slowenien hadern mit der Entscheidung, und in Belgien provoziert die Unterzeichnung derzeit eine Krise in der Koalition aus Linksliberalen und konservativen Parteien.

In Ungarn hat die Regierungspartei Fidesz den Migrationspakt schon im Februar für sich entdeckt. Es ist Wahlkampf. Am 4. April berichtet Außenminister Peter Szijártó, frisch zurück aus New York, im staatlichen Fernsehen von »absurden Plänen«, die dort gewälzt würden, Plänen, die »Migration gutheißen«. Viele Regierungen Osteuropas verdanken ihre anhaltend hohen Umfragewerte zu einem Gutteil ihrer harten Haltung in der Frage der Zuwanderung. Der Migrationspakt ist für sie eine willkommene Gelegenheit, den Anti-Ausländer-Diskurs aufzufrischen.

Die Flüchtlingsfrage vereint die regierenden Rechtsparteien in Europa, sie gibt ihnen die Chance, sich als ideologischer Block zu präsentieren, auch im Hinblick auf die Europawahlen im Mai. Ihr Tenor lautet: Wir sind die wahren Europäer, weil wir den Kontinent vor Überfremdung retten.

Es gibt nur wenige, die sich gegen diesen Mainstream stemmen. Einer von ihnen ist Lajčák, der slowakische Außenminister. Er kann immer noch nicht glauben, was in den vergangenen Monaten passiert ist. Nachdem die Österreicher sich vom Pakt zurückgezogen hatten, machten die Regierungen auch in der Slowakei Stimmung gegen das Abkommen, erst die Slowakische Nationalpartei, dann die Smer-Partei, schließlich fiel Premier Peter Pellegrini um, und das Parlament stimmte gegen den Pakt.

Lajčák will nun zurücktreten. »Wenn mein Land beschließt, auf der falschen Seite der Geschichte zu stehen«, so der Slowake in der vergangenen Woche in Berlin, »kann ich mein Land nicht mehr als Außenminister repräsentieren.«

Nicola Abé, Melanie Amann, Christiane Hoffmann, Walter Mayr, Peter Müller, Dietmar Pieper, Jan Puhl, Christoph Schult



Außenminister Maas in New York: »Migration aktiv steuern, ordnen, regeln«

Laut Präambel ist der Migrationspakt ein »rechtlich nicht bindender Kooperationsrahmen« der Mitgliedstaaten. Er bekräftigt das »souveräne Recht der Staaten, ihre nationale Migrationspolitik selbst zu bestimmen«. Kritiker befürchten, dass das sogenannte Soft Law trotzdem nach und nach in die Rechtsordnung einfließen könnte. Gerichte könnten sich bei zukünftigen Entscheidungen auf den Pakt und eine daraus resultierende Gewohnheit berufen.

Tatsächlich ist das Argument, der Pakt sei unverbindlich, eines der schwächsten der Befürworter. Denn der Pakt ist ja politisch gewollt: Er soll Leitlinien vorgeben und einen Effekt haben. Für die deutsche Rechtsprechung dürfte der allerdings gering sein. Denn das meiste, was der Pakt verlangt, ist in Deutschland längst geltendes Recht. An zwei Stellen geht der Pakt punktuell über deutsches und europäisches Recht hinaus. Zum einen bei den

York dabei. Der damalige österreichische Außenminister hat es sich nicht nehmen lassen, eigens in die USA zu reisen. Dort preist er Integration als mögliche »Win-win-Situation für uns alle«.

In den folgenden zwei Jahren zählt die österreichische Diplomatie zu den eifrigsten Betreibern des Paktes. Auch als man sich im Juli 2018 auf einen endgültigen Entwurf für den Text einigt, ist Österreich noch an Bord.

Doch am 10. Oktober rudert Kurz plötzlich zurück. »Wir sehen da einige Punkte sehr kritisch«, sagt der Kanzler, als er nach einer Ministerratssitzung vor die Mikrofone tritt. Zu seiner Linken steht in diesem Moment Vizekanzler Strache, seit Wochen hat er gegen den Pakt Stimmung gemacht. Auch er ist ein Getriebener: Die rechtsextremen »Identitären« unter Martin Sellner treiben die FPÖ mit einer gezielten Kampagne gegen den Migrationspakt vor sich her.

Der neue Opel

COMBO LIFE.

- ✓ Bis zu 19 Fahrer-Assistenzsysteme¹
- ✓ Panoramadach mit Dachgalerie und Ambientebeleuchtung¹
- ✓ 180-Grad-Panorama-Rückfahrkamera¹



Jetzt Probe fahren!

¹Optional bzw. in höheren Ausstattungslinien verfügbar.

Abb. zeigt Sonderausstattung.

Nahezu alle ab jetzt bestellbaren Opel Modelle erfüllen jetzt schon die strenge Abgasnorm Euro 6d-TEMP.



DIE ZUKUNFT GEHÖRT ALLEN

»Sie ist die Beste«

Regierung Der scheidende CSU-Chef Horst Seehofer, 69, über seine gemeinsamen Jahre mit Angela Merkel und die Wunden, die eine lange Karriere in der Politik schlägt



URBAN ZINTEL / DER SPIEGEL

Minister Seehofer: »Ich kann meine Gefühlswelt nicht unterdrücken«

SPIEGEL: Herr Seehofer, Sie haben mit Angela Merkel Koalitionen geschmiedet und Wahlkämpfe geführt, Sie haben sie gelobt und bekämpft und hätten am Ende fast eine Regierung in die Luft gejagt. Keine politische Zweierbeziehung hat die Republik in den vergangenen zehn Jahren so geprägt wie die zwischen der Kanzlerin und Ihnen. Nun geht Merkel.

Seehofer: Ja, und ich finde es schade. Genau genommen waren es 13 Jahre der Zusammenarbeit. Ich bin im Jahr 2005 Landwirtschaftsminister bei ihr im Kabinett geworden, danach habe ich als CSU-Chef und bayerischer Ministerpräsident mit ihr zusammengearbeitet. Jetzt bin ich wieder Minister. Sie müssen sich vor Augen führen, was in dieser Zeit alles stattfand: der größte Wirtschaftskollaps in der Nachkriegsgeschichte, die Flüchtlingskrise, der Euro wäre beinahe implodiert. Dennoch steht Deutschland heute prächtig da. Das ist für mich entscheidend, nicht der Streit des vergangenen Sommers.

SPIEGEL: Sie hatten immer die Theorie, dass Merkel ihre Ämter niemals freiwillig aufgeben werde.

Seehofer: Da habe ich mich geirrt.

SPIEGEL: Wie haben Sie erfahren, dass Merkel nicht mehr als Parteichefin antreten wird?

Seehofer: Sie hat mich am Montag nach der Hessenwahl angerufen, morgens um sieben Uhr. Sie sagte mir, dass sie gleich im CDU-Vorstand ihren Rückzug verkünden werde.

SPIEGEL: Was haben Sie erwidert?

Seehofer: Dass ich es traurig finde. Viele mögen das jetzt nicht glauben, aber es gab schon eine Wehmut bei mir, das war ein emotionaler Moment. Angela Merkel und ich haben uns viele Schlachten geliefert, wir haben uns einiges zugemutet, es ging auf und ab, so ist das im politischen Leben. Aber eine so lange gemeinsame Zeit schweißt auch zusammen.

SPIEGEL: War da nicht auch eine klitzekleine Freude ...

Seehofer: ... nein ...

SPIEGEL: ... dass Merkel vor Ihnen aufhört, und wenn es nur ein paar Wochen sind?

Seehofer: Nein, nein, nein. Ich würde wirklich um den Respekt bitten, mir das zu glauben. Wissen Sie, wenn man so viel durchgestanden hat wie Angela Merkel und ich, dann bildet sich Verbundenheit, streckenweise sogar Zuneigung. Das kettet aneinander. Umso einschneidender ist dann das Ende der Zusammenarbeit als Parteivorsitzende.

SPIEGEL: Was ist Ihre erste Erinnerung an Merkel?

Seehofer: Anfang der Neunzigerjahre bin ich ab und zu in eine Runde jüngerer Abgeordneter gestoßen, die sich in der baden-württembergischen Landesvertretung in Bonn traf. Ich war da der einzige

Bayer, der zugelassen war. Dort wurde nicht über Tagespolitik diskutiert, sondern eher über philosophische Grundfragen. Es war immer interessant. In dieser Runde gab es zwei Leute, die mir aufgefallen sind: Der eine war Norbert Lamert, der spätere Bundestagspräsident. Und Angela Merkel.

SPIEGEL: Was ist Ihnen aufgefallen?

Seehofer: Ihre präzise Analysefähigkeit. Wenn sie sprach, dann hatte man eben nicht den Eindruck, dass sie ihre Meinung aus zehn Zeitungskomentaren mischt, die sie zuletzt gelesen hat.

SPIEGEL: Ab 1992 saßen Sie dann zusammen im Kabinett von Helmut Kohl, Merkel als Frauen- und Sie als Gesundheitsminister. Damals stand in den Zeitungen, Merkel sei »Kohls Mädchen«. Was war Ihr Eindruck?

Seehofer: Das war so ein Klischee, das ihr angepöpt wurde.

SPIEGEL: Es pappte auch deshalb so lange, weil Merkel im Jahr 1995 im Kabinett in Tränen ausbrach, nachdem Kohl ihre Sommersmogverordnung gestoppt hatte.

Seehofer: Ja, das blieb über Jahre stehen, auch wenn ich das nicht als so dramatisch

»Ich weiß, wie sich das anfühlt. Ich konnte verstehen, dass Merkel die Tränen kamen.«

erlebt habe. Ich war ja dabei. Kohl hatte schon immer die Angewohnheit, seine Minister auflaufen zu lassen. Mir ging das auch einmal so. In der BSE-Krise hatte ich entschieden, dass kein britisches Rindfleisch mehr nach Deutschland importiert werden sollte. Ich ging fröhlich ins Kabinett, und dort eröffnete mir dann Kohl, dass er gerade mit dem britischen Premierminister John Major telefoniert habe. Und er sei sich mit ihm völlig einig, dass das überhaupt nicht infrage kommt. Ich weiß, wie sich so was anfühlt. Insofern konnte ich verstehen, dass Merkel die Tränen kamen.

SPIEGEL: Wann dachten Sie zum ersten Mal, dass Merkel das Zeug zur Kanzlerin hat?

Seehofer: Dass sie nach oben will, war schon bei den Gesprächen in der baden-württembergischen Landesvertretung klar. Und dann hat sie Ende 1999 diesen berühmten Gastbeitrag in der »FAZ« geschrieben, mit dem sie auf Abstand zu Helmut Kohl ging. Das war ungewöhnlich mutig von ihr.

SPIEGEL: Die Partei müsse lernen, ohne ihr altes Schlachtross Kohl in die Zukunft zu gehen, schrieb Merkel.

Seehofer: Ja. Da war jedem klar, dass sie CDU-Chefin werden will.

SPIEGEL: Kohl hat getobt damals.

Seehofer: An seiner Stelle hätte ich auch getobt. Ist doch selbstverständlich.

SPIEGEL: Viele in Berlin behaupten, der Grund für den ewigen Streit zwischen Merkel und Ihnen liege im Jahr 2004, als die CDU unbedingt eine Kopfpauschale im Gesundheitswesen durchsetzen wollte und Sie am Ende aus Protest von Ihrem Fraktionsamt zurückgetreten sind.

Seehofer: Eines kann ich mit Gewissheit sagen: Bei all den Differenzen, die ich mit Merkel später immer wieder hatte, spielte diese Geschichte keine Rolle. Merkel hat die CSU aus meiner Sicht fast immer gut behandelt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie sie bei der Regierungsbildung im Jahr 2009 zu mir sagte: »Helmut Kohl hat euch bei der Kabinettsbildung immer mehr Minister und Staatssekretäre zugesprochen, als es eigentlich notwendig gewesen wäre. Ich werde das auch tun.«

SPIEGEL: Der Streit um die Kopfpauschale hätte Ihre Karriere fast beendet. Das haben Sie Merkel nie übel genommen?

Seehofer: Ich bin zurückgetreten, weil ich eine politische Entscheidung nicht mittragen wollte. Ich bin als sozialer Überzeugungstäter in die Politik gekommen, und eine Kopfpauschale, bei der der Minister genauso viel zahlt wie der Fahrer des Ministers, hielt ich einfach für grundfalsch.

SPIEGEL: Sie tun jetzt so, als wäre es nur um die Sache gegangen. Nach Ihrem Rücktritt haben Sie mit einem alten Freund ein Kabarettstück verfasst, um sich den Frust über Merkel und Stoiber von der Seele zu schreiben. Sie spielten darin den damaligen Eichstätt-Bischof Mixa, der dem gefallenen Seehofer die Beichte abnimmt. Sie sind damit sogar auf Tournee gegangen.

Seehofer: Und alle Vorstellungen waren ausverkauft.

SPIEGEL: Sie haben damals einen Dialog verfasst, indem der fiktive Bischof Mixa den gefallenen Seehofer fragt, ob er unkeusche Gedanken habe, wenn er an Merkel denke. Seehofer antwortet: »Hochwürden, Wunder kann ich nicht vollbringen.«

Seehofer: Ein Spaß.

SPIEGEL: Genau die Art von Humor, die Merkel schätzt.

Seehofer: Bei dem Thema unterscheiden wir uns tatsächlich. Wobei ich ihren Humor durchaus schätze.

SPIEGEL: Als Merkel die Bundestagswahl 2005 knapp gewann, tat sie jedenfalls alles dafür, dass Sie nicht Minister werden.

Seehofer: Die Geschichte war so: Nach der Wahl 2005 ging es lange hin und her, ob Edmund Stoiber nach Berlin geht oder nicht. Als er sich dann für München entschieden hatte, war ein Posten im Kabinett frei. Stoiber sagte zu mir: Es ist völlig egal, welches Ministerium du bekommst, am

Kabinetttisch kannst du dich zu allen Themen äußern.

SPIEGEL: Kein Wunder, dass Merkel Sie nicht wollte.

Seehofer: Aber Stoiber hat sich durchgesetzt. Und so stand ich am 22. November 2005 exakt ein Jahr nach meinem Rücktritt beim Bundespräsidenten und nahm meine Ernennungsurkunde als Landwirtschaftsminister entgegen.

SPIEGEL: Sie waren wiederaufgestanden.

Seehofer: Ich hatte wirklich selbst nicht mehr an ein Comeback geglaubt. Am Anfang war das Verhältnis zwischen Merkel und mir natürlich etwas kühler und formeller. Aber das hat sich im Laufe der Zeit gelegt.

SPIEGEL: Sie waren damals noch per Sie?

Seehofer: Ja, das hat sich erst im Jahr 2008 geändert, als ich CSU-Vorsitzender wurde.

SPIEGEL: Im Streit um die Kopfpauschale haben Sie einmal gesagt: »Wer Frau Merkel unterschätzt, hat schon verloren.«

Seehofer: So ist es.

SPIEGEL: Haben Sie in diesem Sommer Merkel unterschätzt?

Seehofer: Nicht Angela Merkel, sondern die Frage, welche politische Wucht ein Thema entwickeln kann. Der Streit zwischen mir und der Kanzlerin drehte sich ja allein darum, ob Flüchtlinge, die schon in einem anderen EU-Land registriert sind, an der Grenze abgewiesen werden können. Das war nur ein Punkt in einem Masterplan mit 63 Punkten.

SPIEGEL: Aber Sie wussten doch genau, dass Merkel gerade bei diesem Thema auf keinen Fall nachgeben wird.

Seehofer: Man kann den Streit des Sommers nicht verstehen, ohne die damalige Haltung der CSU einzubeziehen. Ich war im Frühjahr Innenminister geworden, und alle, wirklich alle in meiner Partei waren der Meinung, dass die Zurückweisungen notwendig sind. Die CSU-Landesgruppe, die Landtagsfraktion, die Staatsregierung, alle haben dazu Beschlüsse gefasst. In München fiel der Satz, nun beginne das Endspiel um die Glaubwürdigkeit der CSU.

SPIEGEL: Aus dem Mund Markus Söders.

Seehofer: Richtig. In den Medien hieß es, ich sei nicht der Treiber, sondern der Getriebene in dem Streit mit Merkel.

SPIEGEL: Empfinden Sie es als ungerecht, dass der Flurschaden, der durch den Streit angerichtet wurde, vor allem Ihnen angelastet wird?



Kanzlerin Merkel: »Sie weiß fast alles«

Seehofer: Ja, natürlich.

SPIEGEL: War der Konflikt mit der CDU nicht in dem Moment verloren, als die Leute das Gefühl beschlich, drei derb auftretende Männer – Seehofer, Söder und Landesgruppenchef Alexander Dobrindt – machen sich daran, eine verdiente Kanzlerin zu stürzen?

Seehofer: Darum ging es wirklich nicht. Es ging ausschließlich um die Sache. Aber eine harte Sachauseinandersetzung kann man nur erfolgreich bestreiten, wenn der eigene Laden absolut geschlossen ist.

SPIEGEL: Fühlten Sie sich verraten?

Seehofer: Ich würde den Begriff nicht verwenden, aber dass man Unterstützertruppen verliert, das gehört zum Erfahrungsschatz eines jeden Spitzenpolitikers.

SPIEGEL: Aber wie überall ist auch in der Politik am Ende der Chef verantwortlich. Was gibt es da zu klagen?

Seehofer: Deswegen ist es ja auch gut, dass beim Parteitag Ende Januar wieder alles in eine Hand kommt.

SPIEGEL: Was ist der größte Unterschied zwischen Angela Merkel und Ihnen?

Seehofer: Ich bin Bayer, mit allen Charaktereigenschaften, die einem Bayern in die Wiege gelegt sind.

SPIEGEL: Anders gefragt: Was können Sie, was Merkel nicht kann?

Seehofer: Ich kenne nichts, was Angela Merkel nicht könnte. Sie ist unheimlich breit gebildet, sie hat riesige strategische und analytische Fähigkeiten, sie ist äußerst zäh. Ich kenne überhaupt keine zweite Person, die diese Standfestigkeit und diese Kraft hat.

SPIEGEL: Haben Sie nie gedacht, der bessere Kanzler zu sein?

Seehofer (lacht auf): Nein!

SPIEGEL: Stoiber denkt das bis heute.

Seehofer: Das weiß ich nicht. Würde aber nicht stimmen.

SPIEGEL: Auch Wolfgang Schäuble hält sich nach wie vor für geeignet.

Seehofer: Mag sein. Ich gebe meine Einschätzung wieder, die ich mir aufgrund von unzähligen Begegnungen in Koalitionsverhandlungen, Fraktionssitzungen, Wahlkämpfen und Kabinettsrunden gebildet habe. Sie ist die Beste. Wir alle werden sie noch sehr vermissen.

SPIEGEL: Bewundern Sie Angela Merkel?

Seehofer: Ja. Absolut.

SPIEGEL: Viele sagen, Merkels größte Stärke sei, dass sie sich

im Gegensatz zu vielen Männern nicht von ihren Emotionen hinwegreißen lasse.

Seehofer: Ich will jetzt keine Medienschelte betreiben. Aber auch das ist so ein Klischee von Politikbeobachtern, das überhaupt nicht zutrifft. Wer Merkel kennt, der weiß, dass sie ein gefühlsbetonter und humorvoller Mensch ist.

SPIEGEL: Aber Merkel würde nie auf die Idee kommen, dem Vorsitzenden der Schwesterpartei auf offener Bühne eine Standpauke zu halten, so wie Sie das im November 2015 auf dem CSU-Parteitag in München getan haben, als Merkel sich geweigert hatte, die Obergrenze für Flüchtlinge zu akzeptieren.

Seehofer: Das stimmt. Aber ich bin ein Bayer. Und als solcher kann ich meine Gefühlswelt in einer solchen Situation nicht unterdrücken. Bedenken Sie, dass der Parteitag zuvor die Obergrenze fast einstimmig beschlossen hatte.

SPIEGEL: Die Rede war ein echter Tiefpunkt in der Geschichte von CDU und CSU. War Ihnen auf der Bühne nicht sofort klar, wie sie wirkt?

Seehofer: Nein. Auf der Bühne nicht.

SPIEGEL: Mann watscht Frau ab. Kein schönes Bild.

Seehofer: So ist es. Mein Wahlergebnis als CSU-Chef am nächsten Tag war entsprechend bescheiden.

SPIEGEL: Ein großer Unterschied zwischen Ihnen und Merkel war auch immer, dass Sie zum öffentlichen Lästern neigen, etwa mit Wortkreationen wie »Glühwürmchen« für den ehemaligen Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg.

Seehofer: Karl-Theodor und ich haben bis heute ein gutes Verhältnis.

SPIEGEL: Merkel würde nie auf die Idee kommen, sich mit einem losen Spruch unnötig Feinde zu machen.

Seehofer: Ja, mag sein. Aber manchmal gestatte ich mir, nicht alles dreimal zu durchdenken.

SPIEGEL: Was war Ihr schönster Moment mit Merkel?

Seehofer: Das war im September 2013, wir begegneten uns im Fraktionssaal, zwei Tage nach der Bundestagswahl. Wir hatten die absolute Mehrheit um fünf Sitze verfehlt und sind uns ohne ein Wort zu wecheln um den Hals gefallen.

SPIEGEL: Mögen Sie Merkel?

Seehofer: Ja, und zwar genau so, wie sie ist.

SPIEGEL: Kam es manchmal vor, dass Sie sie einfach nur so anrufen haben, um zu plaudern?

Seehofer: Eher selten. Meistens gab es eine dienstliche Sache zu bereden, und dann entspann sich ein normales Gespräch.

SPIEGEL: Mit wem haben Sie in den letzten zehn Jahren mehr geredet: mit Ihrer Frau Karin oder mit Angela Merkel?

Seehofer: Das ist ein Kopf-an-Kopf-Rennen.

SPIEGEL: Wie viele SMS von Merkel haben Sie auf dem Handy?

Seehofer: Gespeichert habe ich null, denn bei mir geschieht auf dem Handy das Gleiche wie auf meinem Schreibtisch: Beim Verlassen des Büros ist alles blank.

SPIEGEL: Sie löschen alle SMS?

Seehofer: Ja.

SPIEGEL: Es gibt diese Geschichte, dass Sie Merkel mitten in der Flüchtlingskrise nachts eine SMS geschrieben haben, weil Sie nicht schlafen konnten.

Seehofer: Ja, das war um 3.20 Uhr. Ich schrieb ihr, dass mich die ganze Situation sehr belastet. Die vielen Leute, die kommen, die Folgen für das Land, für unsere politische Kultur. Ich sah da, das gab's selten genug in meinem Leben, keine Lösung. Angela Merkel antwortete erst gegen sechs Uhr morgens. Aber aus ihrer Antwort wurde klar, dass sie selbst nicht schlafen konnte.

SPIEGEL: Warum hat sie dann nicht gleich angerufen?

Seehofer: Das wäre ja ungewöhnlich gewesen. Was soll meine Frau denken?

SPIEGEL: Waren Sie jemals bei Merkel zu Hause?

Seehofer: Nein. Weder in Berlin noch in der Uckermark.

SPIEGEL: Die Bundeskanzlerin ist bekannt für ihr Misstrauen. Sie hasst es wie die Pest, wenn ihre Minister zu viel mit Journalisten reden.

Seehofer: Mein Gott, so ist sie halt. Sie weiß fast alles, gibt aber wenig preis. Erst kürzlich hat sie mir gesagt, dass sie nicht eine einzige Handnummer eines Journalisten habe. Ich habe das als diskreten Hinweis verstanden, ihrem Beispiel zu folgen.

SPIEGEL: Haben Sie jemals etwas über Merkel gesagt, das man an dieser Stelle nicht drucken kann?

Seehofer: Der einzige Begriff, den ich verwendet habe, ist »Mutti«. Aber der stammt nicht von mir und ist außerdem auch von Sympathie getragen.

SPIEGEL: Im Sommer, während des Streits um die Asylpolitik, sollen Sie gesagt haben: »Ich kann mit dieser Frau nicht arbeiten.«

Seehofer: Dieser Satz kam mir nie über die Lippen. Sonst würde ich ja nicht hier als Minister in ihrem Kabinett sitzen.

SPIEGEL: Haben Sie gesagt: »Ich lasse mich nicht von einer Kanzlerin entlassen, die nur wegen mir Kanzlerin ist«?

Seehofer: Ja.

SPIEGEL: Viele in der CSU meinen, es sei Merkels historischer Fehler gewesen, die CDU so weit in die Mitte gerückt zu haben, dass Platz für die AfD wurde. Sehen Sie das auch so?

Seehofer: Das ist Quatsch. Schauen Sie, wir haben durch Merkels angeblich so gefährliche Politik der Mitte bei der Bundestagswahl 2013 fast die absolute Mehrheit erreicht. Vor dieser Wahl lagen die Energiewende, der Ausbau der Kitas und die Abschaffung des Grundwehrdienstes. Wir standen ja zu Beginn des Wahlkampfs 2017 noch prächtig da. Aber dann kamen die Wahlaranen, wo die Frage nach der Rente mit den Flüchtlingen verknüpft wurde, und von da an ging es in den Keller.

SPIEGEL: Sie haben mir einmal, auf einer Reise nach China vor etlichen Jahren, gesagt: »Alle Politiker reden davon, dass sie

rechtzeitig aufhören werden. Aber wenn es so weit ist, schafft es fast keiner.« Warum eigentlich?

Seehofer: Politik ist eine Droge, und sie ist nicht einmal gesundheitsschädlich.

SPIEGEL: Von der auch Sie nicht loskommen?

Seehofer: Ich werde ja nun den CSU-Vorsitz abgeben, auch wenn Sie sagen werden, es war nicht freiwillig.

SPIEGEL: Stefan Zweig schreibt in seiner Biografie über Joseph Fouché, den großen Machtspieler der Französischen Revolution: »Joseph Fouché, einer der mächtigsten Männer seiner Zeit, einer der merkwürdigsten aller Zeiten, hat wenig Liebe gefunden bei seiner Mitwelt und noch weniger Gerechtigkeit bei der Nachwelt.« Steht Ihnen ein ähnliches Schicksal bevor?

Seehofer: Als ich Innenminister wurde, war mir klar, dass ich die Pfeile des linksliberalen Deutschland auf mich ziehen würde. Schon allein deshalb, weil ich qua Amt für Recht und Ordnung stehe und für die Begrenzung der Migration. Da kann ich tausendmal sagen, dass an erster Stelle die Humanität steht.

SPIEGEL: Trotzdem lässt es Sie nicht kalt, dass Ihnen nun so viel Ablehnung entgegenschlägt. Im Gegensatz zu Merkel, die manchmal schon jetzt verehrt wird wie eine Heilige.

Seehofer: Ich kämpfe nicht dagegen an, wie ich es vielleicht vor 15 oder 20 Jahren getan hätte. Aber ich möchte schon zeigen, dass viele Zerrbilder in den Medien nicht stimmen.

SPIEGEL: Was hat Sie eigentlich an Fouché, diesem Genie des Opportunismus, so fasziniert, dass Sie als junger Abgeordneter seine Biografie an Kollegen und Journalisten verschenkten?

Seehofer: Fouché war nie ein Vorbild für mich, damit das klar ist. Aber anhand seiner Biografie kann man sehen, wie hart manchmal das politische Geschäft ist.

SPIEGEL: Viele in der CSU behaupten, Ihr letztes großes Ziel als Innenminister sei, mindestens genauso lange im Amt zu bleiben, wie Angela Merkel noch im Kanzleramt sitzt.

Seehofer: Das ist falsch, richtiger Schwachsinn. Mein Ziel ist es, mein Amt gut auszufüllen und für Sicherheit für die Menschen in Deutschland zu sorgen.

SPIEGEL: Wenn Sie und Merkel eines Tages keine Ämter mehr haben, werden Sie sich dann trotzdem noch sehen?

Seehofer: Ich hoffe es jedenfalls. An mir wird es nicht liegen.

SPIEGEL: Herr Seehofer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Seehofer beim SPIEGEL-Gespräch*

»Wer Merkel unterschätzt, hat verloren«

* Mit Redakteur René Pfister im Bundesinnenministerium in Berlin am vergangenen Dienstag.

► Lesen Sie auch auf Seite 116

Das Ende der Männerherrschaft – eine kleine Kulturgeschichte der Ära Merkel

Im Griff der Hanse

Währungsunion Das deutsch-französische Tandem kommt nicht in Schwung. Die geplante Euroreform schrumpft zum Reförmchen.

Der hochgewachsene Mann, der noch vor wenigen Stunden seinen französischen Kollegen zur Weißglut gebracht hat, lässt sich auf ein Sofa fallen und schaut zufrieden. »Das Stichwort Eurozonensbudget taucht in den entscheidenden Paragraphen gar nicht auf«, triumphiert Wopke Hoekstra, Finanzminister der Niederlande. Schmäler Anzug, bordeauxrote Krawatte, frisch gebügelt Hemd, Hoekstra ist nicht anzusehen, dass er 22 Stunden zähe Verhandlungen hinter sich hat. Am Dienstagvormittag sitzt er im Delegationsbüro der Niederlande im achten Stock des Brüsseler Ratsgebäudes, nippt am Kaffee und freut sich über seinen Erfolg.

Mission erfüllt. Das Eurozonensbudget, das sich Frankreichs Präsident Emmanuel Macron so dringend wünscht, wird es nach dem Willen der Finanzminister in der Währungsunion allenfalls in Ansätzen geben. Der deutsch-französische Kompromissvorschlag, nach dem die Euro-Gruppe einen eigenen Haushalt erhalten sollte, um Investitionen anzukurbeln, ist unter einem Berg diplomatischer Floskeln beerdigt. »Wir haben klar gesagt, was wir nicht wollen«, sagt Hoekstra, »ein Eurozonensbudget mit Stabilisierungsfunktion.«

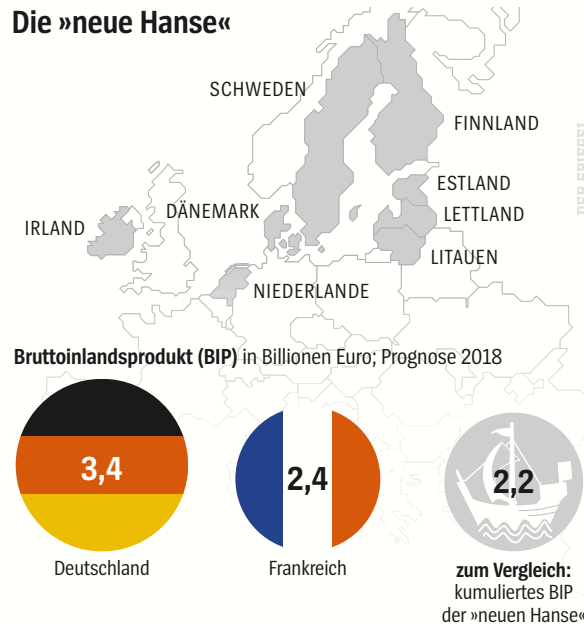
Für den EU-Gipfel Ende kommender Woche in Brüssel bedeutet das nichts Gutes. Frankreichs Präsident Macron hat die Wahl, ob er vor den Staats- und Regierungschefs genauso kapituliert wie vor den gewaltsamen Protesten der Gelbwesten in seiner Heimat. Oder ob er versucht, gegen alle Widerstände doch noch einen Rest von seinen hehren Plänen zu retten.

Bestenfalls Stückwerk sind bislang die Fortschritte bei Bankenunion und beim Ausbau des europäischen Rettungsschirms. Am größten aber fällt die Schmach für Macron beim Eurozonensbudget aus. Ursprünglich schwebte ihm ein Geldtopf mit Hunderten Milliarden Euro vor. Übrig bleibt nun ein kleiner Posten im künftigen EU-Budget.

Macrons Niederlage lässt sich mit dem neuen Kräfteverhältnis in der EU erklären. Der deutsch-französische Motor, der die EU lange antrieb, läuft bestenfalls noch niedrigtourig. Früher zogen andere EU-Länder mit, wenn sich Paris und Berlin einig waren. Heute sind die Interessen in der Gemeinschaft zerfranst. Während Macron innenpolitisch ums Überleben kämpft und die deutsche Regierung über ein Jahr nach der Bundestagswahl noch immer vor allem mit sich selbst beschäftigt ist, pflegt Italiens starker Mann, Lega-Chef Matteo Salvini, die maximale Opposition gegen Brüssel.

Die Niederlande wiederum haben sich mit sieben anderen EU-Staaten zusammengetan, bis auf Schweden und Dänemark alles Euromitglieder. Als »neue Hanse« firmiert die Runde mittlerweile. Ihre Finanzminister treffen sich regelmäßig zum Abendessen. Mit gemeinsamen Positionspapieren setzen sie bewusst einen Kontrapunkt zu Macrons Ideen.

Die »neue Hanse«



»Wir haben uns im Dreieck aus Deutschen, Briten und Franzosen immer sehr wohlfühlt«, sagt Hoekstra. Doch jetzt, wo die Briten die EU verlassen, wollen die Niederlande offensiver auftreten. »Wir können uns auf den großen Bruder von der Insel nicht mehr verlassen.« Was er nicht sagt: auf Berlin auch nicht.

Nach dem Geschmack vieler Vertreter aus kleinen Ländern ketten sich die Deutschen zu sehr an die Franzosen. Das deutsch-französische Tandem funktioniert nicht mehr: Früher banden die Deutschen den Norden der Staatengemeinschaft ein, die Franzosen den Süden. Jetzt stehen die beiden größten Länder der EU weitgehend allein da und erkennen, dass es nicht mehr genügt, wenn sie sich zusammentun.

Schmerzvoll musste das Macrons Finanzminister Bruno Le Maire in der Nacht zu Dienstag erfahren. Lange hatte er geglaubt, es reiche, wenn er sich mit seinem deutschen Kollegen Olaf Scholz einigte. In der Marathonnacht sitzt er dann aber immer wieder mit Hoekstra im siebten Stock des Europa-Gebäudes zusammen.

»Die niederländische Regierung ist für Europa, den Euro und die europäische Zusammenarbeit«, sagt Hoekstra. »Aber manchmal sind wir wirklich besorgt, dass sich die EU übernimmt.« Ein Eurozonensbudget sei unnötig.

Die Hanse-Mitglieder eint ein ehernes Selbstbewusstsein. Zusammen verfügen sie über ein ähnlich hohes Bruttoinlandsprodukt wie Frankreich, im Gegensatz zu dem angeschlagenen Koloss sind sie aber wettbewerbsfähig.

Frankreichs Vertreter sehen den neuen Klub deshalb längst nicht so gelassen wie die Deutschen. Bei einem gemeinsamen

Abendessen mit Hoekstra Ende November in Paris platzte Le Maire der Kragen. Die Hanse untergrabe die Eurozonensreformen und schwäche die EU, schimpfte er. Auf einige der Anwesenden wirkte es, als wollte Le Maire schon mal klarmachen, an wem Macrons Visionen am Ende scheitern würden.

Die Wut des Franzosen ist zumindest zum Teil berechtigt, denn es gibt keinen Zweifel daran, dass die Fundamente der Währungsunion erneuert werden müssen. Dies offenbart ein Bericht zu den wirtschaftspolitischen Konsultationen zwischen Eurozone und Internationalem Währungsfonds (IWF), den Abgesandte der Organisation kürzlich in Brüssel Spitzenbeamten aus den Mitgliedsländern präsentierten.

Der Währungsraum stehe vor großen Herausforderungen, so der IWF. Die Wachstumserwartungen, auch für Deutschland, müssten nach unten korrigiert werden. Der Handelsstreit mit den USA, der Brexit und vor allem das Sorgenkind Italien könnten die Währungsunion in neue Turbulenzen stürzen. Der IWF mahnt Überlegungen für eine europaweite Einlagensicherung für Sparguthaben an und eine zusätzliche »Fiskalkapazität«. Der deutsch-französische Vorschlag für ein Eurozonensbudget sei hilfreich, allerdings falle es zu klein aus. Die IWF-Experten forderten die EU bei ihren Gesprächen auf, ihre eigenen Fiskalregeln strikt anzuwenden.

Hoekstra fühlt sich bestärkt. »Zunächst«, sagt er, »sollte jedes Mitgliedsland selbst Vorsorge dafür schaffen, dass es im Krisenfall Geld zur Verfügung hat.«

Peter Müller, Christian Reiermann



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Wieso kann man die schönsten Momente im Leben nicht kaufen?

Wir können nicht alles erklären, aber wie Investmentfonds mehr aus Ihrem Geld machen können, schon



Ob Sie Geld anlegen, ansparen oder für die Zukunft vorsorgen möchten, wir haben eine passende Lösung für Sie. Seit mehr als 60 Jahren ist es unser Anspruch, das Vermögen unserer Anleger zu vermehren. Lassen auch Sie sich zu den Möglichkeiten beraten, wie zum Beispiel zu einem Fondssparplan – ab 25,- Euro im Monat. Bei Ihrer Volksbank Raiffeisenbank oder besuchen Sie uns auf www.union-investment.de.

Wir wünschen Ihnen unvergessliche Momente, frohe Festtage und ein schönes neues Jahr.

Geld anlegen



klargemacht

Weitere Informationen, die Verkaufsprospekte und die wesentlichen Anlegerinformationen erhalten Sie kostenlos in deutscher Sprache bei allen Volks- und Raiffeisenbanken oder direkt bei Union Investment Service Bank AG, Weißfrauenstraße 7, 60311 Frankfurt am Main, unter www.union-investment.de oder telefonisch unter 069 58998-6060. Stand: 15. November 2018.

Blick in den Himmel

Karrieren Frauke Petry war einmal die mächtigste Frau der AfD, nun kämpft sie fast allein in der Politik. Wie oft kann sich ein Mensch neu erfinden? *Von Barbara Hardinghaus*

Sie kommt durch die Tür in ihr Büro im Bundestag, zackig, wach, freundlich. Im Vorbeigehen nimmt sie eine Windel ihres jüngsten Sohnes vom Tisch und wirft sie in den Müll.

»Wir legen los?«, fragt sie.

Frauke Petry steht da, in blauer Bluse, Jeans, Absatzpumps, eigentlich so, als wäre nichts passiert.

Sie ist jetzt 43 Jahre alt und seit Herbst 2017 fraktionslos. Sie verließ nach der Bundestagswahl die AfD und nahm ihr Mandat einfach mit. Man erinnert sich daran, dass das einen Knall gab. Man erinnert sich an Petrys neuen Mann und dass sie wieder schwanger war, mit Ferdinand, der mittlerweile eineinhalb Jahre alt ist. Er spielt gerade im Spielzimmer mit der Kinderfrau. Es ist das frühere Büro von Claudia Roth.

Die Büros der Grünen liegen in direkter Nachbarschaft von Frauke Petry. Die machen immer die Tür zu, wenn sie vorbeikommt, sagt sie. Als sie die AfD verließ, hoffte sie, so sagt sie es, dass ihr mehr Leute folgen würden.

Einer von denen, die ihr gefolgt sind, ist Mario Mieruch, auch 43, früherer Zeitsoldat. Er spricht gerade im Bundestag. Es geht nicht um Flüchtlinge, sondern um Energiepolitik. Er habe da ein paar sehr gute Ergebnisse erarbeitet, sagt Petry und setzt sich zufrieden hinter ihren Schreibtisch zum Gespräch.

Die anderen, die dann doch nicht mit ihr ausgetreten waren, obwohl sie es ihr versprochen hätten, seien massiv unter Druck gesetzt worden von den Kollegen, sagt Petry. Sie hätten Angst vor einem Shitstorm gehabt. Nur deshalb saßen sie immer noch in der AfD. Und, klar, sie selbst hätte auch schon früher austreten können, aber das hätte der Partei vor den Wahlen geschadet.

Vielleicht hatte Petry sich selbst überschätzt oder die anderen. Sie lächelt. Es muss wehgetan haben, das auf jeden Fall. »Klar, das ist mühsam, was wir hier machen«, sagt sie.

Es gab Zeiten, in denen Frauke Petry als Rivalin der Kanzlerin galt. Für manche war sie wie die junge Merkel, hochbegabt; das Mädchen aus dem Osten, Teil II. Ein bisschen bewunderten auch diejenigen sie, die inhaltlich weit entfernt lagen von der AfD. Petrys Image war: frech, schlagfertig.

Das war anmaßend manchmal, aber oft unterhaltsam. Als sie Merkel zur vierten Kanzlerschaft gratulierte, überreichte sie ihr ein Buch des Journalisten Jürgen Leinemann, »Höhenrausch – Die wirklichkeitsleere Welt der Politiker«.

Und jetzt? Sitzt sie neben Mario Mieruch im Bundestag in einer der Reihen ganz hinten.

Nach ein paar Minuten klopft es an der Tür von Frauke Petrys Büro. Mieruch ist fertig mit seinem Vortrag und steckt den Kopf durch den Türspalt.

»Und wie war es?«, fragt Petry.

»Beschissen«, antwortet Mieruch.

Wieso?

»Die Zeit ist mir gnadenlos weggelaufen«, sagt er.

»Nicht schlimm«, sagt Petry. »Kannst du auf mich schieben, weil ich nicht dabei war.«

Wäre Petry eine Band, könnte man sagen, sie spielt jetzt wieder in den kleinen Klubs.

Dann lächelt Frauke Petry ihr Petry-Lächeln. Es bedeutet so viel wie: »Wir machen einfach weiter!« Sie lächelt keinen Punkt. Sie lächelt ein Ausrufezeichen.

Dabei ist es ganz egal, ob Mieruch die Zeit weggelaufen ist oder nicht. Im Grunde ist es egal, ob er spricht oder Frauke Petry. Wenn einer von ihnen im Bundestag redet, herrscht Pausenstimmung, kaum Reaktionen oder Beifall, manche gehen aufs Klo. Ihr Gegner ist nicht das Gebrüll, sondern die Stille.

»Aber dass es schwer würde, wussten wir«, sagt sie. Sie lächelt wieder. Sie geht gerade einfach durch alles durch. Sie kennt das schon, der Neustart gehört zu ihr.

Politisch steht sie wieder bei null, und auch privat ging alles von vorn los. Sie hat einen neuen Mann, ein fünftes Kind, ein neues Grundstück mit einem Haus, das sie in Teilen abreißt und wieder neu aufbaut. Anfang nächsten Jahres steht sie vor Gericht, es geht um einen Meineid, den sie 2015 vor dem Wahlprüfungsausschuss des sächsischen Landtags geleistet haben soll.

Die Frage ist, wie oft das geht, dass ein Mensch sich neu erfindet. Und ab wann

Brüche im Leben dann doch ein Scheitern sind.

Politisch heißt Petrys Neustart ganz brav die »Blaue Wende«, ein Forum, das Bürger dazu einlädt, mit ihr gemeinsam Politik zu machen, ohne großen Parteiapparat. Wäre Petry eine Band, könnte man sagen, die Petry spielt jetzt wieder in den kleinen Klubs.

An einem Freitagabend Mitte Juni lädt die Blaue Wende in Michaels Tanztreff, eine Tanzschule in einem Hof hinter einem Geschäft für Malerbedarf, zum echten Forum mit Bürgern ein. Im nordrhein-westfälischen Iserlohn war die gesamte AfD-Fraktion im Stadtrat damals zur Blauen Wende gewechselt, drei Mitglieder, was Iserlohn, neben Sachsen, schon zum zweiten Zentrum der neuen Bewegung macht.

Petrys Mann, Marcus Pretzell, ist bereits da. Er hatte es nicht weit aus Düsseldorf, wo er fraktionslos im Landtag sitzt. Er ist Jurist, Europaabgeordneter, war mal in der FDP. Die AfD hat er im Herbst 2017 gemeinsam mit seiner Frau verlassen. Er steht, in fuchsfarbenen Budapesterschuh, auf dem Schutthof.

Frauke Petry, die Pfarrersfrau, ist damals, auf eine Art, einfach mit ihm durchgebrannt. Sie, die christlich Erzogene, die jahrelang Kirchenorgel spielte, die 18 Jahre lang mit ihrer Jugendliebe verheiratet war. Pretzell war auch ein Neuanfang, er ist ein ganz anderer Typ Mann.

Einer, der sie dämonenhaft schön findet, wie er in einem Interview sagte. Einer, der ihren Ehrgeiz schätzt und ihren Kampfgeist. Einer, der ein Abenteurer ist, der sich anlegt. »Abmahnung wegen Pfändung eines Parteikontos«, »Vorwurf der illegalen Parteifinanzierung«, »Beteiligung an der Verschwendung von Steuergeldern«, das sind die Überschriften aus seinem Wikipedia-Eintrag. Er ist ein Mann mit einem schlechten Ruf. Frauke Petry hat auch privat ihre Sicherheit aufgegeben.

Um kurz vor 19 Uhr biegt ein weißer Ford-Van mit Pirnaer Kennzeichen, dem Wohnort von Petrys Pressesprecher, auf den Hof vom Tanztreff, Sicherheitsleute umstellen den Wagen. Dann öffnet sich die Schiebetür. Frauke Petry steigt aus, mit Ferdinand.

»Kommst du mal?«, begrüßt sie ihren Mann, mit ihrem Lächeln. Und drückt ihm das Kind in den Arm. Wenn man so will,



STEFFEN ROTH / DER SPIEGEL

Abgeordnete Petry: »Die AfD hat ihre Chance vertan«

ist Marcus Pretzell Frauke Petrys letzter Gefährte.

Sie rechnen für diesen Abend in Iserlohn mit 60, 70 Leuten, die tatsächlich auch an den Tischen im Tanzsaal sitzen und bei Wasser und Bier auf das Politikerpaar warten.

Zuerst spricht Pretzell, der sich locker an die Bürger heranzumacht. Er redet über G9, Inklusion, Flüchtlingskinder, von denen es nicht mehr als vier in einer Schulklasse geben sollte, weil es die Lehrer überfordere und auch die Kinder – alle, wenn zu viele kein Deutsch sprächen. Er ist der Meinung, dass Kinder, ganz generell, wieder lernen müssten, sich mehr anzustrengen. Er ist gegen Tablets und für mehr Schulbücher.

Er wird leiser, lauter, schaut in kurzen Pausen nachdenklich auf den Boden, so, wie Dieter Thomas Heck das perfekt beherrschte, wenn er Gefühle transportieren wollte. Pretzell kündigt Pointen an, indem er sich kurz mit der Zunge über die Oberlippe wischt.

Als er fertig ist, kommt seine Frau hinzu. Sie hat sich noch schnell umgezogen auf der Toilette, Hose aus, Rock an. Frauke Petry sieht fast immer gut aus, jung noch, aber an diesem Tag auch müde, sie kommt direkt aus dem Bundestag. Ihr Thema für den Abend in Iserlohn: »Berufliche Bildung versus Universitäten«. Sie übernimmt, setzt an und ist, mit dem ersten Satz, auf den Punkt. Kein Wort über Flüchtlinge. Sie will beweisen, dass sie mehr kann als Krawall.

Nach ihrer Rede könnte Frauke Petry jetzt einfach nach Hause fahren, sie braucht noch fünf Stunden zurück nach Leipzig, am nächsten Morgen ist Stadtfest im Wahlkreis. Aber sie macht weiter, geht auf die fragenden Gesichter zu, redet auf sie ein, hält Blickkontakt. Im direkten Gespräch ist sie in Höchstform, wie in einer Spielshow oder, ernster, wie jemand, der gerade alles gibt. Leistung rettet. Das hat sie in der DDR gelernt.

Sie wurde 1975 in Dresden geboren, wuchs auf mit einer Schwester, in einem Bungalow mit Garten, die Eltern arbeiteten in einem Industriekombinat, die Mutter als Chemikerin, der Vater als Ingenieur, so erzählt sie es.

Ihr Vater wollte den Osten immer verlassen. Seinen Campingfreund fragte er eines Tages an der Ostsee nach Seekarten. Dieser Campingfreund meldete das direkt der Staatssicherheit, die kurz darauf bei Petrys Vater im Büro saß.



MALTE JAEGER / LAIF

Unternehmerin Petry 2010

»Für Leistung wurde man belohnt«

Damit galten die Petrys offiziell als Systemkritiker. Die Kinder gingen zur Christenlehre. Sie gehörten nirgendwo dazu. Sie retteten sich, gesellschaftlich, indem sie auf jedem Schulfest Klavier spielten. Wer gut in der Schule war, durfte trotzdem auf die Oberschule. Also waren sie die Besten. Der Mathelehrer sagte mal zu Frauke Petry: »Du läufst immer mit so einem Tunnelblick herum.«

Weil sie einfach immer tat, was man ihr sagte, auch zu Hause, sie deckte den Kaffeetisch, kaufte ein. Und als ihr Vater Anfang 1989 dann tatsächlich floh, hatte er vorher ausgerechnet seine jüngste Tochter darauf vorbereitet und ihr gezeigt, wie man alles macht: den Ofen heizt, die Asche herausbringt, das Rad repariert. Sie fand das okay.

Als im Mai 89 die ersten DDR-Bürger über die ungarische Grenze flohen, wartete Petrys Mutter noch mit dem Reiseantrag, bis die älteste Tochter das Abitur hatte, bis sie auch wirklich das Zeugnis in den Händen hielt. So lernte Frauke Petry als Kind, dass Leistung sie beschützen konnte.

Als die Petrys im Westen ankamen und die anderen Kinder auf der Schule fragten: »Wo kommst du her?«, antwortete Frauke, 14 Jahre alt, »aus Dortmund«, weil sie dort wohnte. Sie gewöhnte sich den Dialekt aus dem Osten innerhalb von vier Wochen ab. Sie optimierte sich wie einen

Bausatz, bei dem man Teile hinzufügte und wieder wegnahm. Es funktionierte. Es wurde leichter.

»Was man Positives über die Diktatur erwähnen muss, ist der Leistungsgedanke. Für Leistung wurde man belohnt«, sagt sie.

Sie ging damals zum »Jungchemikerforum« der Gesellschaft Deutscher Chemiker, fuhr zum Bundestreffen und kam als Sprecherin zurück. Sie schrieb ihre Doktorarbeit mit Bestnote. Sie wollte an der Uni bleiben, hatte schon zwei Kinder, und so nahm sie in Göttingen Forschungsstellen für Pharmakologie und Humangenetik an.

Bei einer der Stellen musste sie Mäuse und Ratten spritzen, 70 Tiere, jeden Tag. Sie musste die toten Tiere untersuchen. Sie sagt, dass das hart gewesen sei damals, aber dass sie es einfach gemacht habe.

Petry ist bis heute gläubig, und was dieses Leistungsprinzip mit dem Christentum verbindet, ist das Schwarz oder Weiß, das Gut oder Böse. Der Vorteil – oder Nachteil – ist, dass man nie nach dem Grau fragen muss oder nach dem Ich.

Das Büro der Blauen Wende liegt in Pirna an einer Ecke in der Altstadt. Es wehen noch ein paar bunte Wimpel vom Stadtfest zwischen den Häusern. Petry hat am Abend ihre nächste Veranstaltung. Noch mehr Bürger, die es kennenzulernen gilt. Pirna ist für sie ein besonderer Ort, Pirna liegt in Sachsen; die Menschen sind konservativ wie in Bayern, aber politisch nicht so festgelegt. Und: Pirna gehört zu ihrem früheren Wahlkreis, in dem sie bei der Bundestagswahl 37 Prozent für die AfD holte. Frauke Petry war in dieser Kleinstadt an der Elbe mal ein Star. Wenn es in Pirna, Sachsen, nicht klappt, wo dann?

Vor dem Büro steht auf dem Kopfsteinpflaster ein Aufsteller mit einem Poster von Frauke Petry. Im Fenster klebt Reklame mit ihrem Kopf, dem der Blauen Wende. Sie setzt auf ihren Restruhm.

Der Pressesprecher reicht ihr einen Artikel aus der »Bild«-Zeitung. Laut einer Insa-Umfrage können sich neun Prozent der Sachsen vorstellen, bei der Landtagswahl 2019 die blaue Partei von Frauke Petry zu wählen, steht darin. »Das ist das Signal, dass die Marke Petry funktioniert«, sagt ihr Sprecher zufrieden. Die Studie hat die blaue Partei selbst in Auftrag gegeben.

Wenn man mit Leuten aus der AfD spricht, sagen sie, Petry habe keine Chance. Das habe man ja schon bei Bernd Lucke gesehen.

Und dennoch, Frauke Petry macht sich munter auf den Weg zur nächsten Veranstaltung, quer durch die Altstadt, sie läuft an Lokalen vorbei, über den Marktplatz. Die Abendsonne geht unter, und Petry verschwindet im Q24, einem Kleinkunsttheater mit schwarz verhangenen Fenstern. Es kommen ein paar Lehrer, Väter, Mütter, der Vorsitzende der Kreishandwerkskammer, 14, 15 Leute. Petry sammelt die Probleme ein, keines ist ihr zu klein. Sie wirkt ein bisschen verloren. In der AfD hätte sie noch alles werden können, jetzt sitzt sie da auf ihrem Stuhl, schmal, und legt sich ihre neue Wirklichkeit zurecht.

Wie war der Abend für sie?

»Es waren jede Menge Lehrer da«, sagt Petry, »Lehrer, die gingen mit der AfD nicht. Jetzt, mit dem neuen Konzept, kriegen wir auch noch die ins Boot.«

Mittlerweile ist es in Pirna fast 23 Uhr, in den Fenstern ist es dunkel, die Stadt schläft, in dem Eckbüro in der Altstadt stillt Frauke Petry ihr Kind.

Die Sicherheitsleute verabschieden sich, der Büroleiter, der Pressesprecher. Petry packt Ferdinand ins Auto, schnallt ihn an, setzt sich ans Steuer. Das orangefarbene Licht im Wagen dimmt sich langsam runter. 140 Kilometer sind es bis Leipzig.

Zu Hause warten die anderen vier Kinder, Tabea, ihre Älteste, hatte am Tag angerufen, ihre Mutter sagte ihr, sie solle die Kleinen daran erinnern, dass sie morgen Sport haben und ihre Sporttasche packen sollen. Es ging auch das Telefon, weil die Handwerker dran waren. Das Leben von Frauke Petry erinnert an ein Wimmelbild.

Sie erzählt von ihrer Strategie, die ihr über ihre größte Niederlage hinweggeholfen habe, damals, nach ihrer Insolvenz. Ihr Unternehmen produzierte eine elastische Masse zum Schutz von Baumaschinenreifen, nach sechs Jahren stellte sich aber heraus, dass ihre Firma so nicht am Markt bestehen werde. Es gingen erste Reklamationen ein, sie verdiente kaum noch Geld, schlief schlecht.

Mit ihrer Familie lebte sie mittlerweile wieder im Osten, in Tautenhain, einer Gemeinde bei Leipzig, in der ihr Mann eine Stelle als Pfarrer hatte. Wenn der Stress zu groß wurde, ging Frauke Petry in den Garten und schaute für ein paar Minuten in den Himmel. Das half. Das war die Strategie.

»Die AfD war sicher auch Ablenkung von all dem, was damals nicht funktionierte«, sagt Petry. 2013 ging ihre Firma pleite. Ein paar Monate davor hatte ihre Mutter sie auf eine neue Bewegung aufmerksam gemacht, die spätere AfD.

Sie schrieb am Parteiprogramm mit, baute die Bundesgeschäftsstelle auf, was hieß, Adressen zu listen. Das Praktische an Adresslisten innerhalb einer Partei ist, dass Adressen Macht sind, weil Kontakte

zu Verbündeten werden können. Ihr ging es nicht um Macht, wohl eher ums Überleben.

2015 zog Petry von Tautenhain nach Leipzig. Sie war Fraktionsvorsitzende der AfD in Sachsen und wurde im selben Jahr als Bundessprecherin der AfD wiedergewählt. Sie war jetzt Spitzenpolitikerin.

Sie lernte Marcus Pretzell immer besser kennen, einen Strategen, damals auch noch verheiratet, er hat ebenfalls vier Kinder. Er habe sich Frauke Petry und ihren Ruhm einfach genommen, und sie sei ihm nur gefolgt, sagt ein ehemaliger Gefährte von Petry. Er habe von ihr profitieren wollen und sie fortan überall nur vorgestellt mit den Worten: »Das ist die künftige Kanzlerin.«

Ab Mitte 2016, sagt sie, habe sie gemerkt, dass »ihr Modell«, so, wie sie sich die AfD vorgestellt hatte, nicht mehr durchzusetzen war. Die AfD habe sich vom konservativen und wirtschaftsfreundlichen Programm entfernt, habe sich ideologisch zu stark radikalisiert, es habe Diffamierungen gegeben, Gerüchte, »Schmutzwerfen vom Feinsten«, Machtkämpfe.

Der, der Frauke Petry gut kennt, sagt, sie habe die Fäden nie freiwillig aus der

Frauke Petry ist für Frauke Petry eine Unbeugsame. Eine, die nicht einknickt.

Hand gegeben. Sie halte sich an allem fest. Irgendwann musste sie dann doch loslassen. Und da glaubte sie schließlich noch daran, mit einer großen Gruppe der AfD den Rücken zu kehren.

Wie viel AfD steckt noch in ihr? Wahrscheinlich weiß sie das selbst nicht. Petry hat schon so viele widersprüchliche Dinge mit ganzer Überzeugung vorgetragen, dass sie selbst kaum noch zu erkennen ist.

Sie sagt, sie habe eigentlich nie in die Politik gewollt. Nur einmal, zu Unzeiten, um 2000, habe sie darüber nachgedacht, in die CDU einzutreten. Sie habe sich damals dagegen entschieden, eine Freundin hatte ihr zu viele böse Geschichten aus der Partei erzählt. Petry entschied, sie wolle ihr Rückgrat nicht verlieren. Sie sagt das so. Sie glaubt sich das. Frauke Petry ist für Frauke Petry eine Unbeugsame. Eine, die nicht einknickt.

Als Bernd Lucke die AfD verließ, kritisierte sie ihn öffentlich dafür, dass er sein Mandat im Europaparlament nicht niederlegte. Jetzt macht ihr Mann das Gleiche. Sie selbst nahm ihr Bundestags- und ihr Landtagsmandat mit.

Sie spricht bei ihren Auftritten schlecht über Berufspolitiker und darüber, wie in

Berlin alle nur mit sich selbst beschäftigt sind. Sie ist selbst Berufspolitikerin und will es offenbar bleiben.

Sie findet die AfD zu rechts; Anfang 2015 aber hatte sie selbst die Spitzen von Pegida getroffen, weil man »inhaltliche Schnittmengen« habe.

Sie spricht vom »Bürgerforum«, aber meint ihre neue Partei. Sie missbraucht den Bürger ein zweites Mal.

Im Spätsommer sitzt Frauke Petry auf einer Terrasse an der Elbe in Dresden im sächsischen Landtag. Es waren Ferien, sie sieht erholt aus. Sie war wieder im Garten.

Nachdem Sie die AfD verlassen haben, wurde Ihnen vorgeworfen, Sie hätten den Bürger betrogen. Stimmt das?

»Was hätte ich denn anderes machen sollen? Vor der Wahl austreten? Hätte dazu geführt, dass das Wahlergebnis eine ganze Ecke schlechter gewesen wäre.«

Wäre doch gut gewesen bei Ihren zahlreichen Einwänden gegen die AfD, oder?

»Na ja, an der Stelle habe ich Verantwortung für die Truppe getragen, auch dafür, die Partei in den Bundestag zu bringen.«

Ärgern Sie sich dann heute nicht? Sie haben geholfen, die AfD groß zu machen.

»Ich ärgere mich darüber, dass die AfD ihre Chance vertan hat, und deswegen halte ich es jetzt auch für meine Verantwortung, dass die guten Ansätze in einem neuen Konstrukt wiederbelebt werden.«

Es vergehen einige Wochen, dann ist Frauke Petry wieder mal größer in der Presse, aber nicht wegen der Blauen Wende, sondern wegen der Sache mit dem Meineid. Sie mache das richtig sauer, sagt sie im November am Telefon. Da arbeite man monatelang an vernünftigen Sachthemen, ohne dafür viel Beachtung zu erhalten, und dann komme »so etwas«, und es gebe gleich fünf Artikel.

Dabei ist es so: Sollte Frauke Petry verurteilt werden im Prozess, weil sie gelogen hat, könnte das ihr politisches Ende sein.

Sie sagt noch, sie habe zu dem Thema schon eine Schablone vorbereitet, eine offizielle Stellungnahme. Darin bezeichnet sie sich als Opfer einer Kampagne. Es handle sich um den »Versuch, eine politische Mitbewerberin zu diskreditieren.«

Im Spätsommer, als sie in Dresden auf der Terrasse an der Elbe gesessen hatte, lautete eine der Fragen an Frauke Petry noch: »Was ist eigentlich schiefgelaufen?«

Nichts, war ihre Antwort.

Video
**Mit Frauke Petry
im Landtag**

spiegel.de/sp502018petry
oder in der App DER SPIEGEL





MEWA

TEXTIL-MANAGEMENT





share

#sharingfactsbymewa

Das einzige Sharing Economy
Start-up mit 110 Jahren
Erfolgsgeschichte: MEWA.

Textilsharing. Seit 110 Jahren sharen wir erfolgreich Putztücher und Arbeitskleidung. Für unsere Kunden bedeutet das, Textilien immer dann zur Verfügung zu haben, wenn sie gebraucht werden – ohne sie besitzen zu müssen. Teilen Sie den Sharing-Gedanken mit uns: mewa.de/sharing.

»Gutes Verhältnis«

Berateraffäre Ein General verschaffte einem Freund millionenschwere Aufträge in Ursula von der Leyens Ministerium.

Ohne Ausschreibung – und am Ende sogar ohne Vertrag.

Im Juni 2017 reiste der Berater Timo Noetzel zur Luftfahrtmesse nach Paris, um Gespräche mit seinen Topklienten zu führen. Noetzel, 41, kümmert sich für die Consultingfirma Accenture um die Bundeswehr und Firmen aus der Waffenindustrie. Bei einem »Key Meeting« am Flughafen Le Bourget traf Noetzel die deutschen Generäle Erhard Bühler und Benedikt Zimmer und den Chef der Rüstungssparte von Airbus.

Nach seiner Rückkehr fasste Noetzel das Meeting im Intranet von Accenture zusammen. Schon jetzt gehöre man zu den »engsten Beratern« der deutschen Generäle, prahlte der Accenture-Direktor. Nun gehe es darum, »starke Beziehungen« zu Airbus aufzubauen.

Wenige Monate später zahlte sich das Netzwerken offenbar aus. Das Verteidigungsministerium (BMVg) entschied Ende 2017, bei einem wichtigen Digitalisierungsvorhaben auf Airbus und Noetzel zu setzen: Das Produktlebenszyklusmanagement (PLM) soll dafür sorgen, dass Waffensysteme nicht mehr so oft ausfallen. Als Pilotprojekt wurde das Transportflugzeug A400M von Airbus auserkoren, bisher eher durch Pannen bekannt. Das lukrative Beratungsmandat erhielt Accenture.

Federführend betreute General Bühler das Projekt, damals Abteilungsleiter im BMVg. Der Soldat und der Unternehmensberater pflegen nicht nur professionelle Beziehungen: Bühler ist Patenonkel eines Kindes von Noetzel. Die beiden arbeiten seit Jahren vertrauensvoll zusammen; Bühler in Spitzenpositionen in der Armee, Noetzel als sein Berater.

Interne Unterlagen des Bundesrechnungshofs und des Verteidigungsministeriums offenbaren nun, wie Bühler seinen Freund Noetzel in das millionenschwere PLM-Projekt holte – und wie das BMVg dabei Ausschreibungen umging.

Zudem werfen die Papiere neue Fragen zur Rolle der früheren Staatssekretärin Katrin Suder auf, die 2014 vom Beratungsriesen McKinsey ins Ministerium kam.

Auch Suder kennt Noetzel gut, die beiden arbeiteten früher bei McKinsey zusammen. Heute will die Topberaterin mit dem PLM-Deal nichts mehr zu tun haben – in Unterlagen des BMVg wird sie aber als Initiatorin des Projekts benannt.

Und Ursula von der Leyen? Bislang konnte sich die Ministerin trotz Berateraffäre halten, indem sie die Missstände als Fehler kleiner Mitarbeiter abkanzelte und neue Kontrollinstanzen installierte.

ert. So konnte Bühler eine Ausschreibung umgehen, obwohl die IT-Firma nur für die Lieferung und Pflege von IBM-Softwareprodukten zuständig war.

Eine Mitarbeiterin im Ressort erinnerte sich später, ihr sei von oben gesagt worden: »Wir machen PLM, und wir machen es mit Accenture.« Auch ein Kollege sagte aus, das Ministerium habe sich damals »unverrückbar« auf Accenture festgelegt. In den Akten taucht die Vergabe nur am Rande auf, selbst die durch von der Leyen beauftragten Prüfer stellten fest, es seien »keine detaillierten Dokumentationen zu dem Entscheidungsprozess« vorhanden.

Eigentlich ein Unding beim Militär, wo sonst alles penibel geregelt ist, vom Stuibendienst bis zur Länge der Fingernägel. Doch wenn es darum geht, befreundete Berater zu engagieren, scheinen manche die Vorschriften eher locker auszulegen.



Ministerin von der Leyen in Airbus A400M 2014: Anschein von Vetternwirtschaft

Bei der Vergabe an Accenture aber erreichen die Vorwürfe eine neue Qualität: Nach Ansicht des Bundesrechnungshofs ist dem Ministerium ein wirtschaftlicher Schaden in Millionenhöhe entstanden. Die Frage der Untreue steht im Raum, auch wenn dieser Vorwurf für das BMVg »derzeit nicht ersichtlich« ist.

Seite für Seite schildern Untersuchungsberichte, wie leichtfertig das Ministerium Steuermittel verteilte, als es Accenture beauftragte. Grundsätzlich müssen Aufträge ausgeschrieben werden. Bei Accenture entschied die Abteilung von General Bühler jedoch anders: Die Berater wurden als Subunternehmer einer IT-Firma angeheu-

Ab Dezember 2017 erhielt Accenture Aufträge im Wert von rund 6,5 Millionen Euro. Insidern zufolge trieben Bühler und seine Vertrauten das PLM-Projekt zunächst in aller Stille voran. »Um Pflöcke einzuschlagen«, wie es heißt. Offenbar wollte man sich das Prestigethema sichern, bevor es andere Stellen im Haus tun. In Zukunft sollen viele große Rüstungsprojekte von PLM begleitet werden – lukrative Beraterjobs inklusive.

In den Unterlagen finden sich viele Merkwürdigkeiten. Als der Vertrag mit Accenture im Sommer 2018 auslief, arbeiteten Noetzel und seine Kollegen einfach weiter, ohne Vertrag. Im September stell-

ten sie die nächste Rechnung über drei Millionen Euro. Doch nun gab es erstmals Widerstände. Mittlerweile war der Bundesrechnungshof auf die fragwürdigen Beraterverträge gestoßen. Daraufhin stellten sich die zuständigen Beamten im Wehrressort quer. Sie weigerten sich, die Rechnung von Accenture zu begleichen.

Am 26. Oktober schickte der Rechnungshof einen Berichtsentwurf an das BMVg. Die Aufträge seien »unzulässig und vergaberechtswidrig«, kritisierte er. Offenbar habe sich das BMVg »bestimmte Beratungsunternehmen« gewünscht. Die Prüfer sprachen gar von einem »wirtschaftlichen Schaden« – und rückten die Konstruktion damit in die Nähe einer Straftat. Demnach hätte das Ressort gut eine Million Euro sparen können, wenn die Aufträge korrekt vergeben worden wären. Die Prüfer empfahlen dem BMVg festzustellen, »wer dafür verantwortlich ist«.

Ministerin von der Leyen ist klar, dass schon der Anschein von Vetternwirtschaft problematisch ist. Bislang habe man jedoch keine harten Beweise für ein Fehlverhalten von Bühler gefunden, heißt es. So liest sich auch der Prüfbericht des Ministeriums. Darin räumt es zwar Verstöße gegen das Vergaberecht ein. Einen wirtschaftlichen Schaden oder gar Korruptionsverdacht sieht das BMVg bisher aber nicht. In den Akten fänden sich keine Hinweise, dass Aufträge »aufgrund persönlicher Kennverhältnisse« vergeben wurden.

Auch die beteiligten Personen wurden befragt. General Bühler und Berater Noetzel gaben an, sich zu »duzen« und »privat ein gutes Verhältnis« zu haben. Dies habe aber keine Auswirkungen auf die Beauftragungen von Accenture gehabt, sagte Bühler. Ihm zufolge habe Staatssekretärin Suder die Vergabe an Accenture »mitgetragen«. Interne Unterlagen bestätigen, dass Suder zwischen September 2017 und Januar 2018 an diversen Sitzungen zu PLM teilnahm. Suder bestreitet jede Einwirkung zugunsten von Accenture. Sie habe die Beauftragung »in die Hände« der Abteilungsleiter gelegt. Noetzel ließ eine Anfrage unbeantwortet. Accenture verweist auf »strenge Richtlinien«, die sicherstellen, »dass wir integer handeln«.

Die Opposition im Bundestag will den Fall aufklären. Sie hat Suder, Bühler und einen weiteren Abteilungsleiter von damals ins Parlament gebeten. »Ursula von der Leyen zeigt kein Interesse, das Buddy-System in ihrem Haus aufzuklären«, sagt der Grünen-Haushälter Tobias Lindner. Deswegen müsse der Ausschuss klären, wer in dem Fall die Wahrheit sage.

Sven Becker, Matthias Gebauer

Mail: sven.becker@spiegel.de,
matthias.gebauer@spiegel.de

€ 150 für Sie!

SICHERN SIE SICH IHREN GUTSCHEIN FÜR EINEN NEUEN SPIEGEL-LESER.



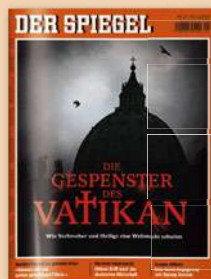
€ 150,- DriversChoice-Tankgutschein

Benzingeld für Sie: Der Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 8500 Tankstellen gültig. Gute Fahrt!

€ 150,- BestChoice-Universalgutschein

Machen Sie sich eine Freude! Über 200 Händler mit über 25000 Filialen oder Online-Shops stehen zur Auswahl.

Ja, ich möchte eine Prämie für einen neuen Leser!



- ✓ Wertvolle Wunschprämie für den Werber.
- ✓ Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- ✓ Der neue Abonnent liest den SPIEGEL zwei Jahre, danach jederzeit kündbar.
- ✓ Auf Wunsch das Digital-Upgrade für nur € 0,70 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

Einfach jetzt anfordern:

abo.spiegel.de/150

040 3007-2700
(SP18-110)

Die Kinder des Kalifats

Diplomatie Hunderte Minderjährige sitzen im Irak und in Syrien in Haft. Nun bringt Berlin Söhne und Töchter deutscher Islamisten zurück in die Heimat.

Als die Iraqi-Airways-Maschine mit der Flugnummer IA 231 am 29. Oktober in den Himmel über Bagdad aufsteigt, sitzen drei Kinder mit an Bord, im Alter zwischen ein und vier Jahren. In ihrem kurzen Leben haben die Jungen fast nur Krieg und Gefängnis gesehen.

Die Tante, die sie in der irakischen Hauptstadt abgeholt hat und nach Deutschland bringt, ist für sie eine fremde Frau. Ihre Mutter Hediye Ö., 33, muss im Irak bleiben: Das Strafgericht von Bagdad hat sie im Juli in einem Terrorprozess zu lebenslanger Haft verurteilt.

Für die Bundesregierung war die Aktion ein Testfall, ob und wie es gelingen kann, den Nachwuchs verurteilter deutscher Dschihadistinnen zurückzuholen. Zahlreiche weitere Kinder inhaftierter IS-Frauen sollen nun nach Deutschland ausgeflogen werden. In gut einem Dutzend Fällen hat das Auswärtige Amt bereits Verwandte gefunden, die sie aufnehmen würden.

Die Angehörigen sollen dafür auf eigene Kosten in den Irak fliegen. Auf dem Flug-

hafen in Bagdad, in einem abgeschirmten Bereich, übergeben ihnen die irakischen Behörden dann die Kinder. Noch am selben Tag geht es zurück. So lief es wohl auch im Fall der drei Söhne von Hediye Ö. aus Bremen.

Der Verfassungsschutz schätzt, dass seit Kriegsbeginn im Jahr 2011 gut 150 Minderjährige aus Deutschland mit ihren Eltern nach Syrien und in den Irak gereist sind, etwa 150 weitere kamen dort zur Welt. Nach dem Niedergang des »Islamischen Staats« (IS) sitzen viele von ihnen in Gefängnissen und Lagern, oft unter schlechten Bedingungen. Deutsche Diplomaten wissen von rund 50 oft sehr kleinen Kindern allein in irakischen Haftanstalten. Zusammen mit ihren Müttern sitzen sie meist in überfüllten Sammelzellen mit um die 70 Frauen und nur einer Toilette.

Die Iraker drängen den Westen seit Monaten, die Kinder ihrer Staatsangehörigen in die Heimat auszufliegen. Die deutschen Behörden zögerten jedoch lange, auch aus Sorge vor Gefahren, die von den Kindern aus dem IS-»Kalifat« ausgehen könnten. Jetzt setzt ein Sinneswandel ein.

»Die Rolle der Kinder stand lange nicht im Fokus der Sicherheitsbehörden, das hat sich nun geändert. Nicht in Hinblick auf eine mögliche Radikalisierung, sondern als Opfer ihrer Eltern«, sagt der Leiter des Bremer Landeskriminalamts, Daniel Heinke. »Wir müssen davon ausgehen, dass viele Kinder traumatisiert sind und der Hilfe bedürfen.«

Hediye Ö. aus Bremen war im Frühjahr 2014 mit ihrem Mann in das Gebiet des IS ausgereist. Mit dabei waren auch ihr erster Sohn, damals noch ein Säugling,

sowie ihre Schwester Hafize Ö., 27, mit ihren Kindern.

Die beiden Deutschtürkinnen zog es nach Einschätzung des Staatsschutzes nicht aus Naivität nach Syrien, sondern aus »religiös-ideologischer Überzeugung«. Die Schwestern gehörten zu einer Gruppe besonders radikaler Salafisten. Hediye Ö.s Mann verkehrte in einem bundesweit bekannt gewordenen Islamistentreff im Stadtteil Gröpelingen, dem inzwischen verbotenen »Kultur und Familien Verein«, aus dessen Umfeld sich mehrere Bremer dem IS anschlossen.

Mutmaßlich in Syrien brachte Hediye Ö. ihr zweites Kind zur Welt, kurz darauf starb ihr Mann im Kriegsgebiet. Die Islamistin heiratete erneut und gebar 2017 ihren dritten Sohn, wohl im Irak. Dann landeten die Kleinkinder gemeinsam mit ihrer Mutter im Gefängnis.

Die Initiative, die Jungen nach Bremen zurückzuholen, ging offenbar von Hediye Ö.s Familie aus. Die Angehörigen hatten die Ausreise der jungen Frau ins IS-Gebiet verurteilt und Kontakt zur Bremer Polizei aufgenommen, auch das Auswärtige Amt wurde eingeschaltet. Anders als die Mutter der drei Kinder ist die Familie nicht radikal und gilt als gut integriert.

Die Jungen leben nun bei ihrer Tante im Haus der Großeltern, das Jugendamt betreut die Familie. Die Kinder gelten als zu jung, um sich bereits radikalisiert zu haben. Sie sind aber möglicherweise traumatisiert.

In einem Papier des Bundesinnenministeriums zum Umgang mit IS-Rückkehrern heißt es, dass sich »Brutalisierung, Trauma, Verlust« und andere schlimme Erfahrungen im Kriegsgebiet »in pathologischer Hinsicht ausprägen können«; dies gelte auch für Kinder.

Fachleute empfehlen den EU-Regierungen daher, die Söhne und Töchter von IS-Eltern so schnell wie möglich auszufliegen und intensiv zu betreuen. Die meisten seien noch jung, selten ideologisch gefestigt und daher auch keine »tickenden Zeitbomben«. Sie könnten aber zu welchen werden, wenn sie weiter unter widrigen Umständen aufwachsen. »Je früher sie zurückkommen, desto besser für das Kindeswohl«, sagt Thomas Mücke vom Violence Prevention Network.

Die Schwester von Hediye Ö. wurde im August im Irak zu einer dreijährigen Freiheitsstrafe verurteilt. Ihre zwei Kinder hatte sie von Deutschland aus mit ins Kriegsgebiet geschleppt. Nun leben sie mit ihr zusammen in einer Zelle. Auf der Liste des Auswärtigen Amts stehen die Kleinen weit oben – sie könnten vielleicht als Nächste nach Hause kommen.

Matthias Gebauer, Hubert Gude, Wolf Wiedmann-Schmidt



IS-Familien im irakischen Mossul: »Opfer ihrer Eltern«

Komfort wie noch nie *e-on*



Kombinieren Sie ganz einfach Strom und Gas mit intelligenten Lösungen und machen Sie so Ihr Zuhause gemütlicher, effizienter und sicherer. Entdecken Sie die Möglichkeiten und genießen Sie Komfort, Sicherheit und Nachhaltigkeit wie nie. **Für unser Zuhause – den besten Ort der Welt.**

eon.de



»Grenzen nicht respektiert«

#MeToo Marianne Birthler über sexuelle Übergriffe in der Stasi-Gedenkstätte Hohenschönhausen, ihre Konflikte mit dem entlassenen Direktor und die Frage, wie das SED-Unrecht aufgearbeitet werden muss

Birthler, 70, ehemalige Leiterin der Stasi-Unterlagenbehörde, ist seit zwei Monaten Vertrauensperson in der Stasi-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen. Frauen hatten dort dem stellvertretenden Leiter sexuelle Belästigung vorgeworfen. Der Stiftungsrat sprach daraufhin dem Direktor, Hubertus Knabe, das Misstrauen aus und berief ihn ab.

SPIEGEL: Frau Birthler, Mitarbeiterinnen der Gedenkstätte Hohenschönhausen behaupten, es habe dort »strukturellen Sexismus« gegeben. Was ist damit gemeint?

Birthler: Wenn sexuelle Belästigungen über Jahre vorkommen und nicht geahndet werden, wenn hinter vorgehaltener Hand darüber gesprochen wird, aber nichts geschieht, dann ist das ein strukturelles Problem und nicht nur das einzelner Leute. Das hat mit autoritären Machtstrukturen zu tun und mit Führungsschwäche. **SPIEGEL:** Sie haben viele Gespräche mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geführt und einen Bericht erstellt. Was ist in Hohenschönhausen vorgefallen?

Birthler: Nach meinem Kenntnisstand hat der stellvertretende Leiter der Gedenkstätte über Jahre Grenzen überschritten und

nicht davon abgesehen, als er darauf angesprochen wurde. Obwohl der Leiter, Hubertus Knabe, lange davon wusste, hat er – so viel ich weiß – nichts Wirksames dagegen unternommen.

SPIEGEL: Er hat seinem Stellvertreter immerhin die Kündigung in Aussicht gestellt und bei der Staatsanwaltschaft Anzeige gegen unbekannt erstattet.

Birthler: Die Anzeige gegen unbekannt habe ich nicht verstanden. Herr Knabe wusste, dass es um seinen Stellvertreter ging. Das klingt sehr danach, dass er sich nur gegen den Vorwurf absichern wollte, er habe nichts unternommen.

SPIEGEL: Herr Knabe wusste nicht, um welche Frauen es geht, sie hatten um Anonymität gebeten. Es stand die Möglichkeit der Falschbezeichnung im Raum.

Birthler: Es ist normal, dass sich Betroffene nicht unbedingt gegenüber Vorgesetzten öffnen, sondern sich Vertrauenspersonen suchen. Dem Stiftungsrat und der Senatsverwaltung waren die Frauen namentlich bekannt. Eine Juristin hat dann ein Gutachten verfasst, das nach meiner Ansicht zweifelsfrei belegt, was geschehen ist.

SPIEGEL: Über viele Details wusste Herr Knabe nicht Bescheid.

Birthler: Wenn ein Chef von Belästigungsvorfällen erfährt, kann er – auch ohne Details zu kennen – auf verschiedene Weise signalisieren: Ich nehme das ernst.

SPIEGEL: Dennoch ist es ungewöhnlich, dass ein Chef gehen muss, nicht etwa, weil ihm selbst sexuelle Belästigung vorgeworfen wird, sondern einem Mitarbeiter.

Birthler: Gegen Herrn Knabe gab es keinen direkten Vorwurf sexueller Belästigung, das stimmt. Aber er trägt als Leiter die Verantwortung dafür, dass Mitarbeiterinnen diesen Übergriffen offenbar über lange Zeit ausgesetzt waren. Ich habe aus den Gesprächen außerdem den Eindruck gewonnen, dass auch er Grenzen nicht unbedingt respektiert.

SPIEGEL: Sie sprechen in Ihrem Bericht von fehlendem »angemessenem Verhalten«, von Drohungen und Versuchen der Einschüchterung.

Birthler: Es ist unangemessen, wenn jemand zu einer promovierten Kollegin, die er zu einem Abgeordneten mitnimmt, sagt: »Ich hätte Sie gern als Farbtupfer dabei.« Es ist außerdem Aufgabe eines Direktors, dafür zu sorgen, dass Mitarbeiter angstfrei kommunizieren können.

SPIEGEL: Die Entlassung Knabes hat in der Union heftigen Streit ausgelöst. Den

Vize-Fraktionsvorsitzenden im Bundestag, Arnold Vaatz, erinnert das Verfahren an die »denunziatorischen Methoden der ›Wahrheitsfindung‹ in Diktaturen«.

Birthler: Es wäre schön, wenn Herr Vaatz Nachweise erbringen würde. Er ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass Intelligenz und abenteuerliche Verschwörungstheorien kein Widerspruch sind.

SPIEGEL: Er wirft Ihnen Befangenheit vor. Sie haben mit Knabe vor Gericht gestritten. Er hat sie regelmäßig als Behördenleiterin kritisiert.

Birthler: Es stimmt, dass wir eine lange Konfliktgeschichte haben. Herr Knabe hat über Jahre versucht, die Stasi-Unterlagenbehörde in ein schlechtes Licht zu rücken. Qua Amt war ich Mitglied in seinem Beirat und habe mit anderen versucht, das eine oder andere zu erreichen, zumeist sind wir bei ihm aber auf taube Ohren gestoßen.

SPIEGEL: Sie sind also befangen.

Birthler: Natürlich habe ich auch ein Bild von Herrn Knabe, wie alle, die sich jetzt zu Wort melden, so oder so. Das leitet mich aber nicht. Ich beteilige mich auch nicht am Rechtsstreit Knabe.

SPIEGEL: Dennoch war Ihr eilig erstellter Bericht auch Grundlage der Gerichtsentscheidung, dass Herr Knabe nicht an seinen Arbeitsplatz zurückkehren darf.

Birthler: Der Bericht ist nicht eilig, sondern zwei Wochen vorher entstanden, ich hatte ihn dann nur fortgeschrieben. Im Übrigen habe ich weder Ermittlungen noch Untersuchungen angestellt.

SPIEGEL: Hat der Berliner Kultursenator Klaus Lederer von der Linken, der dem Stiftungsrat vorsitzt, Ihr Papier also missbraucht, als er es vor Gericht einbrachte?

Birthler: Nein. Vielleicht hätte deutlich werden müssen, dass meine Gespräche nicht repräsentativ waren. Was aber den Inhalt betrifft, bin ich richtig wiedergegeben worden: Frauen haben Angst, Herr Knabe könne als Leiter in die Gedenkstätte zurückkehren.

SPIEGEL: Hubertus Knabe zählt zu den wenigen Mahnern, die an das Unrecht in der DDR erinnern und davor warnen, das Gedenken weichzuspielen.

Birthler: Wenige Mahner? Das ist wirklich Unfug. Ich nenne Rainer Eppelmann, Gerd Poppe, Ilko-Sascha Kowalczyk, Ines Geipel, Maria Nooke – und gern, wenn die Zeit reicht, noch viele andere Namen.

SPIEGEL: Dennoch liegt der Verdacht nahe, die Linkspartei – Rechtsnachfolgerin der SED – wolle einen ihrer schärfsten Kritiker mundtot machen. Sind Sie an einer Intrige beteiligt?

Birthler: Nein. Das wäre auch eine Beleidigung der anderen Stiftungsratsmitglieder – allesamt Personen, die weiß Gott nicht im Verdacht stehen, gemeinsame Sache mit der Linkspartei zu machen.

SPIEGEL: Als Knabe kürzlich in die Gedenkstätte für wenige Stunden zurück-

kehrte, haben ihn Vertreter von Opferverbänden mit Blumen begrüßt. Berührt es Sie nicht, dass Stasi-Opfer diesen Mann so sehr verehren?

Birthler: Das waren zehn, zwölf Personen. Auf der Jahresversammlung der Opferverbände gab es keine Mehrheit für eine Pro-Knabe-Erklärung. Ich wünsche mir, dass die Leistungen Herrn Knabes nicht hinter den aktuellen Vorwürfen verschwinden. Aber das darf nicht zum Weichzeichnen dessen führen, was geschehen ist.

SPIEGEL: Die Gedenkstätte hat sich unter ihm zu einem Publikumsmagneten entwickelt, mit über 400 000 Besuchern im Jahr.

Birthler: Das ist ein Erfolg, aber nicht allein von Herrn Knabe, sondern aller in der Gedenkstätte. Vor allen Dingen ist er der Wirkung des Ortes selbst zu verdanken.

SPIEGEL: Kritiker werfen Knabe ein eindimensionales Geschichtsbild vor, in dem die DDR als reiner Terrorstaat gezeichnet wird. Teilen Sie das?

Birthler: Ich bestreite nicht den Terror, nur bin ich der Meinung, dass der Charakter



CHRISTIAN SCHROTH / IMAGO

Direktor Knabe 2015

»Er trägt die Verantwortung«

einer Diktatur auch im Alltag sichtbar wird. Sonst entsteht der Eindruck, dass es einem recht gut ging, wenn man nicht gerade von der Stasi verfolgt wurde oder im Knast saß.

SPIEGEL: Verharmlosen Sie mit einem solchen Ansatz nicht den SED-Staat?

Birthler: Das Schlimme an einer Diktatur ist doch, dass sie das Leben aller Menschen beschädigt, auch derer, die das heute nicht mehr wahrhaben wollen. Das Schweigen, die Angst, die Lügen, allein schon, wenn Eltern den Kindern beim Frühstück sagen: »Darüber sprichst du aber nicht in der Schule.« Vieles von dem, was wir jetzt mit Sorge im Osten beobachten, ist nicht nur Folge der frühen Neunzigerjahre und der großen Verwerfungen, sondern hat seine Wurzeln in der DDR, in der Vielfalt und Eigeninitiative abtrainiert wurden.

SPIEGEL: In der Gedenkstätte werden Besucher von Stasi-Opfern durch das ehemalige Gefängnis geführt. Überfordert das nicht gerade junge Besucher emotional?

Birthler: Wir sind in einer Gedenkstätte, wo Menschen zu Unrecht inhaftiert oder gefoltert wurden. Warum sollte das neutral berichtet werden? Ich finde es legitim und sinnvoll, dass man den Versuch macht, auch Jugendliche nachvollziehen zu lassen, wie es den Opfern erging. Allerdings sollten persönliche Erfahrungen als solche erkennbar sein und der Unterschied zu wissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen deutlich gemacht werden.

SPIEGEL: Knabe sagt, erst wenn die kommunistische Diktatur den Deutschen so präsent sei wie das NS-Regime, sei die Aufarbeitung des SED-Unrechts gelungen. Wie sehen Sie das?

Birthler: Ich würde nie behaupten, eine Aufarbeitung sei gelungen, wie will man das messen? Aber es gibt in der Tat Unterschiede. Über die Bewertung der NS-Zeit hat sich die Gesellschaft weitgehend verständigt, abgesehen von politischen Randgruppen. Die Debatte, als was die DDR endgültig in die Geschichte eingehen wird, ist dagegen noch nicht abgeschlossen.

SPIEGEL: Wie wäre Ihre Antwort?

Birthler: Viele Leute glauben, die DDR sei ein legitimer Versuch einer humanen, gerechten Gesellschaft gewesen und sei dann im Laufe der Jahrzehnte pervertiert. Dabei waren die ersten zehn Jahre die schlimmsten. Noch Anfang der Fünfzigerjahre sind Hunderte nach Moskau deportiert und dort erschossen worden. Ich spreche auch nicht nur von der DDR, sondern vom Kommunismus allgemein. Nach wie vor reagieren manche Menschen heftig, wenn sie hören, dass der Kommunismus Millionen Tote gefordert hat. Mit Blick auf Europa, auf den Gulag, auf die Säuberungen der Dreißigerjahre, auf die Speziallager in der SBZ und auf viele blutig niedergeschlagene Aufstände stimmt das aber.

SPIEGEL: Wie weit sind wir mit der Aufarbeitung?

Birthler: Unsere Opferentschädigungsgesetze, die Gedenkstätten, die offenen Archive, der Stand der Forschung, da sind wir im internationalen Vergleich richtig gut. Aber wenn ich mit früheren Häftlingen rede, die jetzt von Sozialhilfe leben, während die, die sie früher verhört haben, eine satte Rente kriegen, sage ich: Ist wohl doch nicht so gut. Es ist noch viel zu tun.

SPIEGEL: Was schlagen Sie vor?

Birthler: Die größte Herausforderung liegt darin, die Öffentlichkeit für diesen Teil unserer Geschichte zu interessieren. Da sehe ich vor allem die Schulen in der Pflicht, aber auch Journalisten und die Politik.

Interview: Martin Knobbe, Klaus Wiegrefe

Venta Luftwäscher

Premiumqualität – seit über 35 Jahren weltweit einzigartig

Luftbefeuchtung hat viele Vorteile.

Zu Hause wie im Büro spielt saubere und befeuchtete Luft eine große Rolle, denn sie fördert unter anderem Gesundheit und Wohlbefinden.

Luftwäscher von Venta bieten viele Vorteile.

Venta Luftwäscher nutzen die revolutionäre Technologie der Kaltverdunstung und verzichten auf Filtermatten. Das macht sie besonders hygienisch und gut für Ihre Gesundheit.

ab 159,- Euro

(unverbindliche Preisempfehlung)

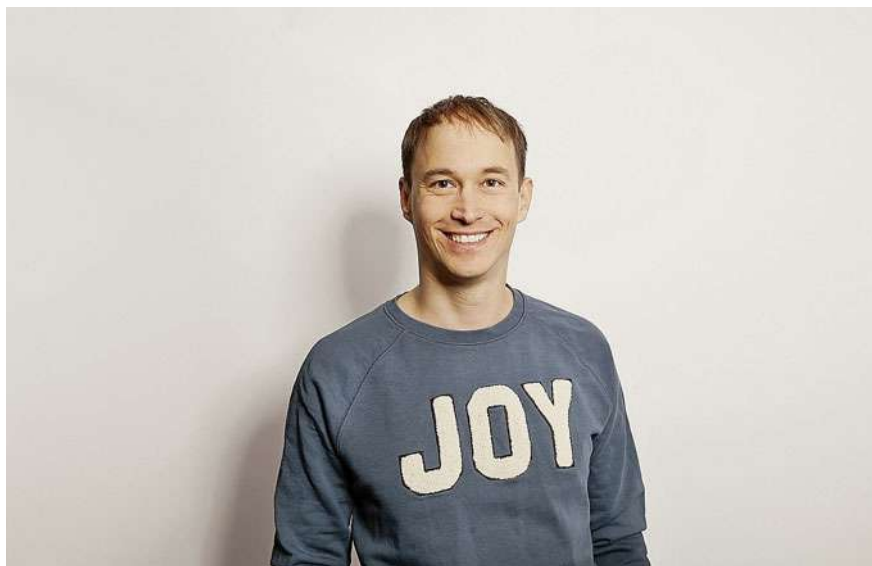
venta
MADE IN GERMANY

MADE IN GERMANY

Rufen Sie uns an für weitere Infos und kostenlosen Test.

Service-Telefon: 0751 5008-88

www.venta-luftwaescher.de



Manager Joy: »Wer will die Welt ein bisschen besser machen?«

Seelenheil in Dosen

Essen Unter dem Deckmantel eines gemeinnützigen Vereins macht der Vegetarierbund Proveg Geschäfte mit der Lebensmittelindustrie. Gewinne landen auch in der Schweiz.

Sebastian Joy tänzelt über die Bühne, das Publikum fest im Blick. Der direkte Augenkontakt ist wichtig, wenn man überzeugen will. Joy hat eine Mission an diesem 5. Mai, beim »Plant Based Symposium« in Berlin: einen globalen Siegeszug der Vegetarier.

»Wer von euch will die Welt ein bisschen besser machen?«, fragt Joy in die Menge. Die Arme schnellen nach oben. Joy lächelt zufrieden. »Gut«, sagt er, »dann wollen wir jetzt darüber reden, wie das gelingt.«

Sebastian Joy hieß früher Sebastian Zösch. Und auch der Verein, den er führt, hat einen neuen, englischen Namen bekommen: Der Vegetarierbund Deutschland, vor mehr als hundert Jahren gegründet, heißt jetzt Proveg International und will weltweit Menschen zu einem »pflanzlichen Lebensstil« bringen.

Das hehre Ziel ist offenbar mit einem einträglichen Geschäftsmodell verbunden: Hersteller können ihre Lebensmittel gegen eine Gebühr mit einem Kennzeichen von Proveg schmücken – das sogenannte V-Label soll Konsumenten Orientierung bieten und bestimmte Produkte als bedenkenlos vegetarisch oder vegan ausweisen. Die Einnahmen aus dem Siegel müssen in die Arbeit des gemeinnützigen Vegetariervers eins fließen, sie könnten Joy helfen, die Welt ein bisschen besser zu machen.

2015 trugen geschätzt mehr als tausend Produkte das Vereinslabel. Doch laut Jahresabschluss landeten gerade mal rund

55 000 Euro in der Vereinskasse. Dabei sollen die Unternehmen pro Produkt bis zu 750 Euro jährlich für den Aufdruck zahlen. »Es gab organisatorische Probleme«, sagt Joy. Für die Lizenzentnahmen zuständig ist eine Firma in der Schweiz, an der laut Schweizer Handelsregister Joy zu einem Fünftel beteiligt ist.

Die V-Label GmbH hat ihre Adresse in Winterthur am Rande eines Industriegebiets. Neben Joy sind noch zwei Österreicher an der Firma beteiligt, beide Aktivisten aus der Vegan-Bewegung. Ihre Gesellschaft hat die Markenrechte am internationalen Label, das auch in Ländern wie der Schweiz und Österreich vergeben wird.

Die Arbeit in Deutschland macht der Berliner Verein Proveg. Sieben Mitarbeiter kümmern sich dort um das V-Label. Sie akquirieren neue Kunden, halten den Kontakt zu den Lebensmittelbetrieben und kümmern sich um die Zertifizierung der Produkte. Ist der gemeinnützige Verein Proveg also der Deckmantel für ein wachsendes Lizenzgeschäft?

Engagierte Vegetarier beklagen schon seit Längerem eine »Industriehörigkeit« und »Vetternwirtschaft« sowie »mangelnde Transparenz« in ihrem Verein, wie Protokolle und andere Proveg-Dokumente zeigen. Sie fürchten um die Seele ihrer traditionsreichen Organisation.

1867 hatte der Theologe Eduard Baltzer in Thüringen den »Verein für natürliche Lebensweise« gegründet. 1892 wurde da-

raus der Vegetarierbund Deutschland. Der Verein überstand mehrere Staatsformen und zwei Weltkriege, nur eines änderte sich nie: die Liebe zum Tier und der feste Glaube, dass der Mensch auf Fleisch verzichten könne. Ein Klub von Idealisten, es ging um die Sache, selten ums Geld.

Das änderte sich, als Joy, der damals noch Zösch hieß, die Geschäftsführung übernahm. Er trieb die Internationalisierung voran und kümmerte sich um geschäftliche Belange. Die ideelle Arbeit rückte in den Hintergrund, zum Leidwesen langjähriger Mitglieder. Zösch holte sich einen Ex-Marketingmanager von Coca-Cola, der das V-Label promoten sollte, und heiratete die amerikanische Sozialpsychologin Melanie Joy, vegane Aktivistin und Mitgründerin von Proveg International. Sie brachte ein weltläufiges Flair in den Traditionsverein. Auf der Tagesordnung standen nun immer öfter Veggie-Messen und globale Kampagnen gegen den Karnismus, die Lust, Tiere zu essen.

Manche Mitglieder befremdete dieser vegane Jetset: »Wie ihr so von einem Kongress zum anderen jettet, von Baltimore nach Pittsburgh, von der Schweiz nach Toronto und weiter nach Istanbul, Edinburgh und Sydney. Hut ab!«, schrieb ein Mitglied 2015 in zynischen Worten an den Vorstand. »Ich denke oft, es gibt tatsächlich g'scheite Leut', die wissen, wie man sich auf der sonnigen Seite des Lebens platziert.«

Jener Messeturismus befördert vor allem, vermuten vereinsinterne Kritiker, die Geschäfte mit dem V-Label. Hier findet die Akquise für das Siegel statt, und längst haben die Vegetarierlobbyisten dabei die Bio-Nische verlassen. Joy zielt auf die großen Lebensmittelketten, die Nahrungsmittelindustrie. Mit Erfolg.

2014 konnte Rügenwalder gewonnen werden. Der Verwurster aus Niedersachsen entwickelte eine Produktpalette für Vegetarier, vom fleischlosen Wurstsalat bis zum veganen Schnitzel. Proveg begleitete diese Entwicklung als Berater. Danach durften diese Produkte das V-Label tragen.

Auch Ritter Sport ließ sich überzeugen. Der Schokoladenhersteller kreierte zwei vegane Sorten, sie tragen das V-Label. »Ein wertvoller Kompass für unsere Kunden«, sagt der scheidende Ritter-Sport-Marketingchef Jürgen Herrmann. Inzwischen sind bundesweit rund 5000 Produkte mit dem V-Label gekennzeichnet. Dr. Oetker schmückt seine vegane Crème fraîche mit dem Siegel, Erasco seine Ge-

müsesuppen, Katjes stellte sogar seine gesamte Produktpalette um und verzichtet auf tierische Gelatine (»alles veggie«). Allein bei Aldi sind mehr als hundert Produkte gelistet, die das Proveg-Label tragen.

Über die Qualität der Lebensmittel allerdings sagt die Zertifizierung nichts aus. Das grüne »V« auf der Verpackung zeigt, dass die Produkte ohne Fleisch, Knochen oder Fleischabfälle hergestellt sind. Bei der veganen Variante dürfen gar keine tierischen Produkte verwendet werden.

Protagonisten in der Vegetarierszene zweifeln, ob das Siegel sein Geld wert ist. Sebastian Henkel ist Geschäftsführer der Firma Tofukind, die sich gegen das V-Label entschieden hat. »Mit dem Siegel kauft man Seelenheil in Dosen und kann nicht hundertprozentig sicherstellen, ob es sich

wirklich um hochwertige Produkte oder doch um industriell gefertigten Sondermüll handelt«, sagt er. Er zeichnet seine Produkte mit einem Alternativsiegel der Vegan Society aus.

Auch Barbara Rütting, Schauspielerin, Autorin und seit Langem Aktivistin für vegetarische Anliegen, hält das V-Label für Etikettenschwindel. Der Vegetarierbund habe »ein halbes Jahrhundert zu meinem Leben gehört«, so Rütting. Im Januar trat sie aus. »Der Konflikt hat mir sogar einen Aufenthalt auf der Intensivstation beschert, so sehr hat er mich mitgenommen.«

Und die Geschäfte mit dem Label, die Geldflüsse an die Schweizer Firma? Joy weist die Vorwürfe zurück. In die Schweiz seien in den vergangenen beiden Jahren lediglich 10 Prozent der Einnahmen aus dem V-Label geflossen. »Etwa 90 Prozent bleiben für die Ver-

einsarbeit«, sagt er. In den Jahresabschlüssen tauchen seit zwei Jahren die Einnahmen aus dem V-Label als gesonderter Posten nicht mehr auf. Joy beziffert sie auf inzwischen 700 000 bis 800 000 Euro jährlich.

Den Wandel vom verstaubten Idealistenverein zum Dienstleister für Lebensmittelkonzerne sieht Joy als notwendige Modernisierung, die mit den gemeinnützigen Zielen des Vereins durchaus vereinbar sei.

Beim »Plant Based Symposium« in Berlin hatte er auf der Leinwand eine Wippe gezeigt, noch neigt sie sich zu den Fleischessern. Aber, so sagt Joy, immer mehr Menschen ziehe es auf die Pflanzenseite. »Mein Ziel ist es, bis 2040 den Fleischkonsum auf der Welt zu halbieren.«

Andreas Wassermann

Proveg-Label

auf **5000** Produkten
in Deutschland,
jährliche Gebühr
je Produkt:
bis zu **750 €**



VEGETARISCH



VEGAN

Steuern?

Lass ich machen.



VLH.



Wir machen Ihre Steuererklärung.



www.vlh.de

Die Fünf-Milliarden-Frage

Analyse Am Digitalpakt hat sich eine neue Föderalismusdebatte entzündet. Mit ihrem Machtgebaren verspielen Bund und Länder das Vertrauen der Bürger. Leidtragende sind die Schüler.

Das Geld liegt längst bereit: Fünf Milliarden Euro möchte die Bundesregierung bis 2024 für den Einzug von WLAN und Tablet-PC in deutsche Klassenzimmer ausgeben, 3,5 Milliarden davon in dieser Legislaturperiode. Eine gewaltige Summe. Politiker aller Parteien beteuerten, wie dringend Schulen das digitale Upgrade benötigen. Trotzdem wird daraus nun erst mal nichts. Die Ministerpräsidenten stoppten am Mittwoch einstimmig eine Grundgesetzänderung, die das Fundament für die milliarden schwere Kooperation von Bund und Ländern schaffen sollte.

Das Scheitern des Digitalpakts erinnert an einen Verkehrsunfall, bei dem sich anschließend alle fragen, wie es bloß dazu kommen konnte.

Zwar ist es dem Bund schon heute erlaubt, gemeinsam mit den Ländern in »informationstechnische Systeme« zu investieren. Die Große Koalition wollte aber den Grundgesetzartikel 104c ändern, um die Hilfen rechtlich abzusichern.

Eine Grundgesetzänderung muss von Bundestag und Bundesrat jeweils mit einer Zweidrittelmehrheit angenommen werden. Die Große Koalition brauchte dafür Stimmen der Grünen und der FDP. Und so landeten, teils klammheimlich, weitere Passagen im Entwurf: Der Bund, hieß es plötzlich, solle nicht nur in die Hardware, sondern auch in Personal und Fortbildungen investieren können. Gleichzeitig sollten diese Hilfen an »Qualität und Leistungsfähigkeit des Bildungswesens« geknüpft werden. Der Bund erhielte ein mächtiges Instrument, um in die Schulpolitik der Länder einzugreifen. Das sei »eine Zäsur«, kommentierte FDP-Chef Christian Lindner stolz. Außerdem sollten künftige Gemeinschaftsvorhaben nicht wie üblich zu 90 Prozent vom Bund und zu 10 Prozent von den Ländern finanziert werden, sondern je zur Hälfte.

Um den Digitalpakt ging es da längst nicht mehr. Die umstrittene 50:50-Regelung sollte nur für Projekte gelten, die nach dem 31. Dezember 2019 vereinbart werden.

Dass diese Klauseln die Ministerpräsidenten verärgern, wundert nicht. Der Gesetzesentwurf sei ein »Frontalangriff auf die föderale Struktur«, wie Baden-Württembergs Landeschef Winfried Kretschmann (Grüne) formulierte.

Der Digitalpakt hätte ein Aushängeschild für eine pragmatische Kooperation zwischen Bund, Ländern und den Kommunen als Schulträger sein können: Der Bund finanziert die Geräte und den Anschluss ans Netz. Die Länder schulen Pädagogen und überarbeiten Lehrpläne. Kommunen und Schulen erstellen Konzepte, welche Geräte wofür gebraucht würden und kümmern sich um die Instandhaltung der Technik.

Stattdessen verspielen Bund und Länder mit ihrem Machtgebaren nun sowohl die Zukunft der Schüler als auch das

Vertrauen der Bürger. Sie zerstören den Glauben daran, dass Volksvertreter das tun, wofür sie gewählt wurden: die Interessen der Bevölkerung zu vertreten und dementsprechend zu handeln. Wie soll man glaubhaft vermitteln, dass dringend notwendige Investitionen, die alle für sinnvoll halten, nun doch nicht kommen?

Vor mehr als zwei Jahren versprach die damalige Bundesbildungsministerin Johanna Wanka (CDU) erstmals Milliardenausgaben für die digitale Infrastruktur. Seitdem ist nichts passiert. Warum sollten Schulträger Geld ausgeben, wenn der Bund wenig später das Füllhorn ausschütten würde?

Die Leidtragenden sind, wie so oft, die Schüler. Für Kinder und Jugendliche sind zwei Jahre eine lange Zeit. Zwei komplette Jahrgänge, rund zwei Millionen Schüler, bekommen nicht mehr die Chance, mit der neuen Technik zu lernen. Jede weitere Volte könnte einem weiteren Jahrgang diese

Möglichkeit nehmen. Natürlich versprechen drahtloses Internet und ein Klassensatz Tablet-PC noch keinen guten Unterricht.

Doch richtig eingesetzt, spornen digitale Medien Schüler an und verbessern ihre Leistungen. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der Technischen Universität München. Besonders bei komplexen, abstrakten Stoffen in Fächern wie Physik, Mathematik und Chemie könnten digitale Medien helfen, schreiben die Wissenschaftler. Chemische Verbindungen oder geometrische Formen würden, am Computer dargestellt, für die Schüler besser greifbar.

Der Vermittlungsausschuss soll nun retten, was noch zu retten ist. Das ramponierte Image des Bildungsföderalismus wird er nicht wieder herrichten können.

Eine langfristige Lösung müsste nicht unbedingt mehr Zentralismus bedeuten, eine »Einheitsschulpolitik aus Berlin«, wie fünf Ministerpräsidenten in einem Zeitungsartikel befürchteten. Stattdessen sollte der Bildungsföderalismus pragmatischer, undogmatischer, zukunftsfähiger werden.

Es braucht dazu, erstens, eine starke Kultusministerkonferenz, die nicht wie bisher laxen Mindeststandards festlegt und Empfehlungen ausspricht, sondern sich verbindlich einigt, wie die Bildungsrepublik auszusehen hat: Dann wäre auch klar, ob Gymnasiasten in Deutschland nach 12 oder nach 13 Jahren das Abitur ablegen, sogar unter vergleichbaren Bedingungen.

Und es braucht, zweitens, mehr Spielraum für jede Schule, passgenaue Lösungen für ihre Probleme zu finden. Dann könnten Schulleiter selbst entscheiden, ob sie Sozialarbeiter einstellen, in Begabtenförderung investieren oder das Mittagessen bezuschussen. Schließlich unterscheidet sich der Schulalltag nicht nur in Berlin und im bayerischen Wald voneinander, sondern auch in Köln und Kleve. Miriam Olbrisch



Schüler am Smartboard

»Frontalangriff auf die föderale Struktur«

ACTION PICTURES / IMAGO



Begegnen Sie Menschen
und ihrer Kultur

Kataloge:
00 800/24 01 24 01
www.studiosus.com

Intensiver**leben**

Studiosus

»Das gefiel mir«

Kriminalität Eine Lehrerin fälschte Arzneirezepte, um sich Luxushandtaschen, Schmuck und Kaschmirpullover im Wert von mindestens 900 000 Euro zu gönnen. Erst nach zehn Jahren flog der Betrug auf.

Irgendwann riefen die Verkäuferinnen der Edelboutiquen von sich aus bei ihr an. Neue Ware sei eingetroffen. Frau O. setzte sich in ihren Sportwagen und fuhr noch am selben Tag nach Münster oder Hamburg.

Die Lehrerin an einer Realschule kehrte mit vollem Kofferraum zurück: Handtaschen von Louis Vuitton und Hermès, Schmuck von Cartier und Bulgari, Kaschmirpullover in allen lieferbaren Farben und Jacken von Gucci und Prada. Nicht selten verprasste Frau O. bei einer Shoppingtour 10 000 Euro. Zu Hause in Walenhorst nahe Osnabrück schleppte sie die Tüten in ihr Ankleidezimmer, manchmal packte sie sie tagelang nicht aus.

Geblichen sind ihr ein Paar feine Stiefel und ein dunkelblauer Dufflecoat, in denen Frau O. in Saal 176 des Landgerichts Osnabrück huscht, die Kapuze über dem schulterlangen blondierten Haar. Sie schämt sich. Sie, die sich als gebildete und glückliche Gattin eines Arztes inszenierte, ist nicht mehr Teil der vornehmen Gesellschaft, in der sie so gern verkehrte – seit bekannt ist, dass sie kriminell wurde, um dazuzugehören.

Viele Menschen gaukeln ihrem Umfeld eine heile Welt vor, feilen an der Fassade eines längst zerrütteten Lebens. Sie flüchten sich in Notlügen, schaffen sich eine Parallelwelt. Nicht alle fliegen auf, es kann aber passieren, wenn die Gier nach Anerkennung alles überlagert, wenn ein Beamtenleben nicht mehr in Einklang zu bringen ist mit Luxus und Verschwendung.

Frau O. muss sich wegen gewerbsmäßigen Betrugs und Urkundenfälschung vor dem Landgericht Osnabrück verantworten, ihr droht eine mehrjährige Freiheitsstrafe. Sie soll von Januar 2012 bis August 2016 Rezepte manipuliert haben, die sie wegen einer chronischen Erkrankung – Frau O. ist seit 2003 zu 90 Prozent schwerbehindert – von mehreren Ärzten bekommen hatte. Insgesamt 903 558,30 Euro soll sie sich ergaunert haben. Das Urteil wird am Donnerstag erwartet.

Frau O. weiß, ihr Ruf ist ruiniert. Als Lehrerin, als Arztgattin, als Dame. Sosehr sie sich in all diesen Rollen gefiel, so sehr empfindet sie die Zuschauer im Prozess als Aasgeier, die sich an ihrem Unglück laben.

Die 66-Jährige hat viel getan, um dem Verfahren zu entgehen: Sie ließ sich in einer psychosomatischen Klinik am Boden-

see behandeln, legte Atteste vor, bat immer wieder um Aufschub. Am Ende musste Verteidiger Frank Otten seine Mandantin warnen, den Prozessbeginn nicht länger zu verzögern, um im Gericht keinen Unmut zu provozieren.

Die Vorsitzende der 18. großen Strafkammer, Annegret Quere-Degener, müht sich, die Angeklagte bei Laune zu halten, und begrüßt sie mit den Worten: »Jetzt haben Sie schon mal gut was überstanden. Gut, dass Sie gekommen sind, Frau O.«

Doch sie erspart der Lehrerin keine Details, sie lässt den Staatsanwalt alle 112 Fälle verlesen, in denen sie betrogen haben soll. Bei ihrer Krankenversicherung reichte Frau O. die Belege für gekaufte Medikamente zwar korrekt ein. Beim Niedersächsischen Landesamt für Bezüge und Versorgung (NLBV) in Aurich jedoch soll sie gefälschte Rezepte vorgelegt haben – die

»Es hieß: Wir zahlen, zahlen, zahlen. Bitte keine weiteren Nachfragen!«

Behörde ist für Beihilfen zuständig, die Beamten im Krankheitsfall gewährt werden. So soll sich Frau O. bereits viele Jahre zuvor »ein erweitertes Gehalt« verschafft haben, sagt der Staatsanwalt. Taten, die längst verjährt sind.

Frau O., die keinerlei Erfahrung mit Computern hat, ging dilettantisch vor: Sie fertigte eine Folie mit einem roten Stempelabdruck einer Apotheke an und kopierte diese auf ein Blankoblatt. Mit einer Nagelschere schnitt sie Zahlen aus und klebte sie auf ein Originalrezept. Es sollte so aussehen, als hätte der Arzt das Medikament nicht nur einmal, sondern gleich drei-, sieben- oder gar zehnmal verordnet. Als hätte die Apotheke entsprechende Mengen ausgehändigt. Und als hätte Frau O. die entsprechenden Summen bezahlt.

Zudem fügte sie handschriftlich die jeweilige Pharmazentralnummer und die Berechnung der Einzel- und Gesamtpreise hinzu. Anschließend kopierte sie das manipulierte Rezept auf das Blankopapier mit dem roten Apothekenstempel.

Die Zahlen landeten durch den Klebstoff oft schief auf dem Papier, manchmal

passte nicht einmal die Schrifttype. Auffallen ist dies bei der Beihilfestelle, die sich die Behandlungskosten von Beamten mit der Krankenversicherung teilt, offensichtlich nicht. »Man wundert sich, dass das so fröhlich durchgewinkt wurde«, konstatiert Frank Otten, der Verteidiger, vor Gericht. »Wie kann das eigentlich sein?«

Das fragte sich auch Marion G., Verwaltungsangestellte beim niedersächsischen Landesamt. Sie übernahm im Herbst 2015 den Buchstaben O und bekam die Anträge von Frau O. auf den Tisch. Bei Auszahlungssummen über 7500 Euro muss der Sachgebietsleiter den Antrag abzeichnen. Marion G. stutzte bei der Menge der Medikamente. Wie konnte eine Frau, die derart viele Arzneien zu sich nehmen soll, noch eine Klasse unterrichten?

Marion G. hakte nach. Und wurde abgewimmelt. Mehrfach. Vor Gericht wird sie deutlich: Leitende Beamte hätten ihr erklärt, aufgrund der Erkrankung sei die medizinische Behandlung im Fall O. gerechtfertigt. »Es hieß: Wir zahlen, zahlen, zahlen. Bitte keine weiteren Nachfragen! Und so bekam Frau O. jeden Monat 9600 Euro. Zehn Jahre lang.«

Jahre, in denen der Fall O. innerhalb der Behörde immer wieder Thema war. Schon 2006 fiel einer Mitarbeiterin auf, dass seit 2002 ausgerechnet der Ehemann Frau O. die Medikamente verschrieben hatte. »Mir war das suspekt«, sagt die Frau im Gericht, sie verlangte die gutachterliche Stellungnahme eines Amtsarztes.

Frau O. schien erobert. In einem von ihr unterzeichneten Brief ans Landesamt ist von »Schildbürgerstreichen« die Rede und dem Erstaunen, was man einer Schwerstbehinderten wie ihr zumute. Warum es nicht zu einer Begutachtung gekommen sei, will die Vorsitzende wissen. Die Mitarbeiterin von damals weiß es nicht mehr.

Für Frau O. war es ein Leichtes, die Zweifel abzuwehren: Sie verwies energisch auf die Schweigepflicht ihrer Ärzte und legte bei Nachfragen in den Jahren 2013 und 2015 Schreiben einer Apotheke vor, in denen bestätigt wurde, dass sie die Medikamente beziehe – aber nicht in welcher Dosierung.

Das Einzige, was die Behörde je einholte, war im Jahr 2010 eine Stellungnahme des amtsärztlichen Dienstes beim Gesundheitsamt. Ein »Wischwaschi-Schreiben«, wie es der Staatsanwalt formuliert, in dem lediglich die Erkrankung bestätigt wurde.

Dabei waren die Indizien offensichtlich: Der Stempel sowie die Unterschrift des Apothekers, beides für die Erstattung notwendig, waren erkennbar unecht. Die Anzahl der Medikamente irritierte. Die Pharmazentralnummer und der Preis waren nicht, wie üblich, maschinell erstellt. Dann schrieb sogar noch Frau O.s Sohn, ein Rechtsanwalt, an die Behörde und warnte



LARS BERG / DER SPIEGEL

Angeklagte Frau O.: »Ich bin in einen Kaufrausch gerutscht«

vor seinem eigenen Vater, der »eventuell verleumderische Angaben« zu ihrem Fall tätigen könne. Selbst das machte die Behörde nicht misstrauisch.

»Es wurde immer vermutet, dass die Anzahl der Präparate zu hoch ist«, erinnert sich ein ehemaliger Sachgebietsleiter vor Gericht. »Auf die Idee, dass die Rezepte gefälscht sind, wäre ich nie gekommen.«

Der damalige Leiter des Referats 34 bei der Beihilfestelle sagt: »Wir haben uns mit den Angaben des Gesundheitsamtes zufriedengegeben. Das ist nicht gut gelaufen. Passiert eben.« Das Ermittlungsverfahren gegen vier Mitarbeiter des Landesamtes in Aurich wurde inzwischen eingestellt.

Im August 2016 tat Marion G. das, was jeder Sachbearbeiter längst hätte tun können: Sie legte einen Antrag von Frau O. zurück. Nun wäre es an der Realschullehrerin gewesen, einen Nachweis dafür zu erbringen, ob und warum diese Unmengen an Medikamenten für sie lebenswichtig

sind, wenn ihr an einer Weiterzahlung gelegen ist. Dafür hätte sie ihre Ärzte von ihrer Schweigepflicht entbinden müssen.

Frau O. aber beschwerte sich, wo das Geld bleibe. Ein Anruf mit Folgen. »Es war eine Eingebung«, sagt Marion G. »Ich dachte: Das hat sie doch selbst gemacht!« Die Verwaltungsangestellte rief die Praxis an, in der das Rezept ausgestellt worden war: Sie bestätigten nicht, dieses Präparat in dieser Menge verschrieben zu haben.

Frau O. war aufgeflogen.

»Das wäre sonst immer so weitergelaufen«, sagt Marion G.

Wie sie in ihr Doppelleben rutschte, schildert Frau O. mit tränenerstickter Stimme: Es beginnt mit einer ungewollten Schwangerschaft und einer überstürzten Heirat 1976. Ihr Zukünftiger ist bereits vor der Geburt des Kindes gewalttätig, so sagt sie. Auch Geld ist von Anfang an ein Thema: Die junge Familie hatte keine Küche, da kauft sich der Vater für 39 000 Mark einen Porsche. Er eröffnet eine Praxis.

Nebenbei studiert er Zahnmedizin, will noch mehr verdienen. Frau O. bringt zwei weitere Kinder zur Welt, 1989 beginnt die chronische Erkrankung, die sie bis heute plagt. Sie arbeitet als Lehrerin, hat evangelische Theologie studiert und unterrichtet Ethik.

Ihr Mann muss nach einer Wirtschaftlichkeitsprüfung in der Praxis 250 000 Euro an die Krankenkassen zurückzahlen. Er gibt, so erzählt sie es, eine Erkrankung an und bezieht 18 Jahre lang eine Berufsunfähigkeitsrente. 2012 trennt sich das Paar, bleibt aber zunächst in einem Haus wohnen. Sie haust in einem Zimmer auf einer Matratze und muss an ihn Miete zahlen. Nach außen soll die Fassade nicht einstürzen. Sie habe weiterhin im Bekanntenkreis mithalten wollen, sagt Frau O. »Ich wollte nicht nur die kleine Lehrerin sein.« Ihr Mann zieht aus, zwei Jahre später kehrt er nach Hause zurück.

Sie sei »emotional abhängig von ihm, vielleicht ihm auch hörig« gewesen, sagt Frau O. vor Gericht. Sie habe sich von ihm den Betrug abgeschaut, er habe die Schreiben an die Beihilfestelle formuliert. Mit dem ergaunerten Geld habe sie auch ihre drei Kinder unterstützt, deren Studiengebühren und Urlaube bezahlt. »Ich wollte ihnen etwas Gutes zukommen lassen.«

Und all die Handtaschen auf dem Dachboden, die teils ungetragenen Pelzmäntel und Lederjacken? Er habe gar keinen Unterschied feststellen können, sagt der Staatsanwalt. »Vielleicht eine andere Farbnuance oder ein Knopf mehr – aber sonst?« Sie habe den Überblick verloren, sagt Frau O. »Ich bin in einen Kaufrausch gerutscht.« Die Verkäuferinnen seien »ganz versessen« darauf gewesen, ihr etwas anzudrehen. »Das gefiel mir dann.« Tragen konnte sie die kostbaren Klunker selten. »Ich wollte im Job nicht auffallen.«

Und die 47 000 Euro Bargeld, die in einem Schließfach sichergestellt wurden samt vieler leerer Banderolen? Frau O. zieht die Schultern hoch und weint. Heute lebt sie von 1130 Euro, der Rest ihrer Pension wird gepfändet.

Der Staatsanwalt fordert eine Freiheitsstrafe von drei Jahren und neun Monaten, ihr Verteidiger plädiert auf zwei Jahre auf Bewährung.

Um den Schaden für die Staatskasse auszugleichen, lässt die Staatsanwaltschaft zudem einen Großteil der Luxuswaren versteigern. Offenbar zum Ärger des Ehemanns: Nach Angaben der Staatsanwaltschaft wehrte er sich bei einigen Wertgegenständen dagegen, dass sie in die Auktion kommen. Vor allem exquisite Füllfederhalter von Montblanc habe er zurückgefordert. Mehr als 20 Stück lagen davon im Haus herum.

Julia Jüttner

Mail: julia.juettner@spiegel.de



Festlicher Sound für den großen Tag: „Alexa, spiel Weihnachtslieder“

Der neue Echo Dot: klein, smart und genial!

Darüber freuen sich alle: Amazons neuer Lautsprecher macht unser Leben so einfach wie noch nie – und revolutioniert das Musikhören!

Sein Design ist unauffällig-elegant, auf unserem Handteller findet er spielend leicht Platz – und er erfüllt unsere Wünsche aufs Wort genau: Amazons smarter Lautsprecher Echo Dot sorgt mit seiner integrierten Sprachsteuerung Alexa vom morgendlichen Wecken bis zum Schließen der Rollläden am Abend für ein überwältigendes Plus an Lebensqualität!

In erster Linie ist der Echo Dot natürlich ein Lautsprecher. Und schon da zeigt sich eindrucksvoll, wie leicht das

Leben sein kann, wenn man für die Erfüllung seiner Wünsche keinen Finger rühren muss. Der Satz „Alexa, spiel Weihnachtslieder“ funktioniert bei der Musikauswahl ebenso zuverlässig wie „Alexa, spiel Musik zum Kuscheln“. Genauso selbstverständlich reagiert der Echo Dot, wenn nach bestimmten Songs oder Interpreten gefragt wird: „Alexa, spiel ‚Let It Snow‘ von Frank Sinatra.“ Oder auch: „Alexa, was gibt es für beliebte Songs von Max Giesinger?“ Kaum ausgesprochen, erklingt die Lieblings-

musik in klarem, kraftvollem Rundumklang.

Weil er auf das volle Programm von Diensten wie Amazon Music, Spotify

**Stilvoll, funktional
und herrlich
komfortabel**

und TuneIn zugreifen kann, bietet der Echo Dot ein nahezu grenzenloses Musikangebot. Zusätzlich sind Tausende



DER SONG FÜRS FESTLICHE
DEKORIEREN
„Alexa, spiel ‚Silent Night‘ von
Aretha Franklin“



DER SENDER FÜR DIE
VORFREUDE
„Alexa, starte
Weihnachtsradio“



DIE LIEDER FÜRS BACKEN
MIT KINDERN
„Alexa, spiel ‚In
der Weihnachtsbäckerei‘“

deutsche und internationale Radiosender per Sprachbefehl ansteuerbar, ebenso die Hörbuch-Plattform Audible. Selbstverständlich lässt sich über den Echo Dot auch die eigene Mediathek auf

Mit seinen vielen Talenten ist der Echo Dot das perfekte Geschenk für die ganze Familie

dem Smartphone oder anderen Geräten abspielen. Und wer seine Musik zwar mit Sprachbefehlen steuern, aber lieber über die vertraute Hi-Fi-Anlage hören

möchte, kann diese mühelos über Bluetooth oder Kabel mit dem Echo Dot verbinden.

Doch selbst damit enden die Möglichkeiten des Echo Dot noch nicht. Über seine Sprachsteuerung lassen sich Tausende praktische Skills aktivieren: zum Regulieren von kompatiblen Lampen und Thermostaten, um Nachrichten oder den Wetterbericht einzuholen, ein Taxi zu bestellen, die perfekten Kekse zu backen oder einfach nur Oma und Opa anzurufen ... Alles auf Zuruf und ohne einen Finger zu rühren. So vielseitig war die Leichtigkeit des Seins noch nie!

Mehr Infos unter: amazon.de/echodot

echo dot



In drei edlen Farbvarianten erhältlich:
der handtellergröße
Echo Dot



Liebe Oma,
damit du deine tollen Bücher jederzeit
hören kannst! Deine Eli

Liebe Clara,
hör dir an, was du willst. Aber wenn's
geht, immer nur dort, wo ich gerade
nicht bin. Dein Papa

Lieber Paul,
mit dem Echo Dot kannst du mich ganz
einfach anrufen. Ich freue mich schon!
Deine Tante Theda

Libe Mama,
den nächsten kuchen baken ich
und du und chefkoch.de zusammen, ja?
Küßchen deine kleine Maus!!!!!!

Gesellschaft

Das selbstfahrende Auto der Firma Uber überfährt Elaine Herzberg mit 63 km/h. ► S. 48

Früher war alles schlechter

Nº 154: Spenden



Effizienter Altruismus. Meine Eltern, gute Menschen, gaben uns Kindern Papiertütchen eines Hilfswerks, »Brot für Brüder« (was war mit den Schwestern?), auf dem meist ein trauriges schwarzes Kind abgebildet war. Darin sollten wir Münzen sammeln, abgezweigt vom Taschengeld, um es zu spenden. Es fühlte sich irgendwie gut an, zu geben, zu teilen. Die Praxis war bestimmt pädagogisch wertvoll, aber welche Effekte das Geld hatte, wo es landete, erfuhr man nicht. Adventszeit ist Spendenzeit. Doch während viele Menschen in ihrem Leben die meisten ihrer finanziellen Entscheidungen mit großer Sorgfalt und nicht selten mit professioneller Hilfe fällen, spenden sie eher unbedacht, nach Bauchgefühl. Mittlerweile lässt sich besser beurteilen als früher, bei welchen Hilfsorganisationen gespendetes Geld am meisten

Wirkung entfaltet. Die Bewegung der sogenannten effektiven Altruisten nutzt wissenschaftliche Methoden, um die Wirksamkeit von Hilfsprojekten zu messen, und gibt auf Websites wie GiveWell.org oder EffektiverAltruismus.de Empfehlungen ab. Die besten Spenden sind dabei nicht unbedingt jene, die sich für den Spender am besten anfühlen. Es mag niedlich sein, einer afrikanischen Familie eine Ziege zu schenken; es mag die eigene Moral heben, wenn man eine Patenschaft für ein armes Kind übernimmt. Nichts gegen solches Engagement. Den laut Experten größten Nutzen pro gespendetem Euro haben kleine Dinge wie Entwurmungskuren in Entwicklungsländern und imprägnierte Anti-Malaria-Moskitonetze. Gesetz der guten Tat: Sie soll dem Empfänger helfen, nicht dem Spender. guido.mingels@spiegel.de

Gewohnheiten

Kann man Weihnachten ohne Müll feiern, Frau Zwick?

Yvonne Zwick ist stellvertretende Generalsekretärin beim Rat für Nachhaltige Entwicklung.

SPIEGEL: Weihnachten ist Stress. Ein nachhaltiges Weihnachten, zum Beispiel ohne Plastik, bringt noch mehr Stress. Oder nicht?

Zwick: Nein. Schenken Sie einfach weniger Dinge, dafür aber wirklich gute. Oder schenken Sie Zeit statt Zeug.

SPIEGEL: Weihnachten ohne Müll – geht das überhaupt?

Zwick: Bei der Verpackung geht vieles. Es muss nicht aussehen wie in der berühmten Lorient-Szene: Berge von Müll, die

man im Treppenhaus entsorgt. Sie können Geschenke in Tücher wickeln oder in Schals, ein Stoffband darum, fertig. Oder Recycling-Geschenkpapier benutzen.

SPIEGEL: Und der Weihnachtsbaum?

Zwick: Schlagen Sie Ihre Tanne selbst, oder kaufen Sie eine aus der Region, natürlich gewachsen und ungespritzt. Oder holen Sie einen Baum im Topf, den Sie noch ein zweites, ein drittes Mal nutzen können.

SPIEGEL: Oder doch lieber einen aus Plastik? Einmal kaufen, 30 Jahre lang nutzen?

Zwick: Ich würde sagen: Bauen Sie sich einen aus Holz.

SPIEGEL: Und die Geschenke – auch aus Holz? Dann kriegt das arme Kind, das sich dringend die Playstation wünscht, den handgesägten Hampelmann?

Zwick: Schauen Sie, ob Sie das Gewünschte in sehr gutem Zustand secondhand finden. Einen echten Herzenswunsch zu erfüllen – etwas

Schöneres gibt es doch nicht.

SPIEGEL: Ein gebrauchter Herzenswunsch?

Zwick: Wir haben heute so viele Einkindfamilien – da sieht man den Sachen kaum an, wenn sie weiterverkauft werden. BSU



Forever Young

Warum ein 69-jähriger Niederländer gegen sein Alter klagt

Emile Ratelband, Motivationstrainer aus den Niederlanden, hätte gute Gründe, zufrieden zu sein mit sich und seinem Leben. Er ist erfolgreich in seinem Beruf, schon seit sehr langer Zeit, er hat keine finanziellen Sorgen, lebt in einem geräumigen Haus, und wenn er auftaucht in Amsterdam, Utrecht, Rotterdam, wird er oft erkannt, begrüßt, was ihm besonders wichtig ist.

Aber Ratelband ist nicht rundum glücklich, etwas nagt an ihm, er kann ihm nicht entgehen, so sehr er sich bemüht. Es ist das Alter. Ratelband ist mittlerweile 69 Jahre alt, und er wird viel zu oft daran erinnert, dass er kein junger Mann mehr ist. In Gesprächen mit Auftraggebern, die ihn skeptisch mustern, ihn fragen, ob er denn noch fit genug sei, um stundenlang vor Publikum zu stehen. Auch zu tindern ist frustrierend. Er bekommt keine Antworten, wenn er den Frauen sagt, wie alt er ist.

Ratelband sieht jünger aus, als er ist, das Haar noch voll. Er sitzt an einer Hotelbar auf Bali, trinkt Frucht punch und erzählt während eines Videochats seine Geschichte, sagt, dass sein biologisches Alter bei Ende vierzig liege, auch seine Ärzte seien dieser Meinung, er habe immer auf sich gehalten, sich in Form gehalten.

Ratelband reist um die ganze Welt mit seinen Seminaren, war gerade erst in Australien, nach seinem Aufenthalt auf Bali will er nach Singapur, immer steht er vor großem Publikum und versucht, es davon zu überzeugen, dass es keine Grenzen gebe, für niemanden, dass jedes Ziel erreichbar sei, wenn man nur fest genug daran glaube. »Tsjakaa, du schaffst es!« Dieser Satz, seinem Publikum entgegengeschleudert, ist Ratelbands Markenzeichen.

»Warum?«, fragte sich Ratelband vor etwa einem Jahr, ist er eigentlich gekettet an das Datum, das in seinem Pass zu finden ist, den 11. März 1949. So vieles ist heute doch verhandelbar und kann geändert werden. Der Vorname. Der Familienname. Selbst das Geschlecht: »Jeder kann darüber bestimmen, ob er ein Mann sein will oder eine Frau oder irgendwas dazwischen«, sagt er. Warum ist nicht auch das Alter Ansichtssache?

Könnte er sich jünger machen, um 20 Jahre, fragte sich Ratelband. Könnte sein offizielles Alter seinem gefühlten Alter entsprechen? Könnte er das Datum in seinem Ausweis ändern lassen?

Ratelband sprach mit seinem Anwalt über die Idee. Der erklärte, dass es in den Niederlanden zwar ein Gesetz gebe, das es verbiete, sich älter zu machen, aber über das Verjüngen werde nirgendwo irgendetwas gesagt. Es sei also nicht verboten.

Ratelband ging zum Standesamt in Arnheim, schilderte seine Idee, erläuterte die Gründe, zählte die Vorteile auf, die das neue Geburtsdatum der Gesellschaft bringen würde. Man würde ihm die Rente streichen, die er seit vier Jahren beziehe. Er würde wieder Rentenbeiträge zahlen müssen und dies sehr gern tun. Es wäre eine Win-win-Situation für alle. Der Standesbeamte antwortete: Nein, nein, das ist unmöglich.

Ratelband sprach beim Bürgermeister von Arnheim vor. Der lachte nur.

Ratelband beschloss zu klagen. Sein Anwalt sagte ihm, die Chance, diesen Prozess zu gewinnen, liege bei vielleicht zehn Prozent. »Mir hätte auch ein Prozent gereicht«, sagt Ratelband.

Im April reichte er seine Klage beim Familiengericht ein. Anfang November fand die Verhandlung statt. Ratelband erschien vor seinen Richtern, es waren drei. Er trug seine Argumente vor, sprach über sein biologisches Alter, das Ende des einst gottgegebenen Dualismus von Mann und Frau, über

die Altersdiskriminierung, die es Männern, Frauen seines Jahrgangs unmöglich mache, eine Hypothek aufzunehmen. Er sprach über die Einsparungen, die zusätzlichen Einnahmen, die sein neues Lebensalter dem Staat bringen würde. Er berichtete auch, dass er sich einem psychologischen Test unterzogen habe, um zu beweisen, dass er nicht verrückt sei.

Emile Ratelband sprach vor den Richtern nicht über seine neuen Möglichkeiten auf Tinder und auch nicht über die Probleme, die sein Wunsch mit sich bringt. Wie soll der Staat umgehen mit den ersten 20 Jahren seines Lebens, die Ratelband gestrichen haben will? Wo hat er gewohnt? Ist er zur Schule gegangen? Wie konnte er einen Schulabschluss erlangen? Wie war es möglich, dass er seinen Führerschein vor seiner Geburt machen konnte? Würden seine Eltern noch leben, was würden sie halten von seinem Wunsch, dass er die ersten 20 Jahre seines Lebens

ungeschehen machen will? Welche Folgen hätte ein neues Geburtsdatum für seine Kinder? Müssten sich einige unter ihnen mit der Tatsache arrangieren, dass ihr Vater minderjährig war, ein Kind, als er sie zeugte? Müssten auch sie sich verjüngen, um das Gleichgewicht zwischen den Generationen wiederherzustellen?

Die Richter stellten Ratelband viele dieser Fragen, sie nahmen sein Anliegen ernst, es war ein interessantes juristisches Problem. Am Ende der Anhörung teilten sie mit, dass in vier Wochen mit einem Urteil zu rechnen sei.

Am Montag dieser Woche erreichte das Urteil Ratelband. Er war zurück von seiner Reise, wieder in den Niederlanden. Die Richter lehnten seinen Wunsch ab. Sich jünger zu fühlen sei kein ausreichender Grund, sich verjüngen zu dürfen.

Ratelband will Berufung gegen das Urteil einlegen.

Uwe Buse



Ratelband

Dutchman Emile Ratelband, 69, asks Netherlands court to change his age to 49

Von der Website Abc.net.au

Tod durch Algorithmus

Zukunft In Arizona überfährt ein von einem Computer gelenkter Wagen einen Menschen. Es ist der erste tödliche Unfall durch ein selbstfahrendes Auto. Er ist auch dem gnadenlosen Wettbewerb um die Technologie von morgen geschuldet. *Von Philipp Oehmke*

Am 17. August 1896 besuchte Bridget Driscoll im Hyde Park in London mit ihrer Tochter ein Fest der katholischen Kreuzliga, ein Ort, an dem zur selben Zeit auch eine Technischau stattfand. Als Driscoll die Terrasse hinter dem Kristallpalast betrat, erfasste sie ein Auto, das gerade eine Demonstrationsfahrt absolvierte und »schnell wie ein galoppierendes Pferd« war. Bridget Driscoll war der erste Mensch, der von einem Wagen mit Verbrennungsmotor getötet wurde. Das war vor 122 Jahren.

Am 25. Januar 1979 stieg Robert Williams in einem Gussstahlwerk der Ford-Werke in ein Hochregal des automatisierten Lagers. Weil der Transportroboter nicht zu funktionieren schien, wollte er Teile selbst holen. Ein Arm des Roboters fuhr jedoch aus und zerschlug Williams' Schädel. Eine halbe Stunde später entdeckten Kollegen den Leichnam im dritten Regalstockwerk. Williams war der erste Mensch, der von einem Roboter getötet wurde. Das war vor beinahe 40 Jahren.

Am Abend des 18. März 2018 schob Elaine Herzberg ihr Fahrrad, beladen mit ihren Habseligkeiten, über eine vierspurige Straße in Tempe, Arizona, als sich ein von einem Roboter gelenkter Testwagen der Taxifirma Uber näherte und auf Herzberg prallte, ohne zu bremsen. Herzberg war der erste Mensch, der von einem selbstfahrenden Auto getötet wurde.

Theoretisch hätte Elaine Herzberg genauso wie Bridget Driscoll und Robert Williams niemals auf solche Weise sterben dürfen. Die Ursachen, die zu ihrem Tod geführt haben, bilden eine Verkettung von Umständen, die Jahre zurückreichen. Sie haben mit einem erbarmungslosen Wettlauf um eine Technologie zu tun, genauso wie mit Amerikas aktueller Drogenepidemie und der Verwahrlosung der Mittelschicht. Es geht um menschliches Versagen, Gier, künstliche Intelligenz, die sich erratisch verhält, und die Frage, wie der Mensch sich in Zukunft fortbewegen soll.

Fangen wir beim Einfachen an. Elaine Herzberg hatte die Straße verkehrswidrig überquert, und das abends im Dunklen. Ein Fußgängerüberweg war nur hundert Meter entfernt. Herzberg wollte mit ihrem Fahrrad und den Plastiktüten, die sie am Lenker aufgehängt hatte, zu einem Grün-

streifen zwischen zwei großen Verkehrsstraßen, wo sie seit einiger Zeit in einem Obdachlosencamp wohnte. In amerikanischen Städten gehören solche Zeltsiedlungen in der Nähe von Highway-Überführungen zum Straßenbild jeder größeren Stadt. Dieses Camp lag an der North Mill Avenue, kurz hinter der Überführung des Red Mountain Freeway. Die North Mill Avenue war seit einiger Zeit Teil einer Teststrecke, auf der Uber seine Robotertaxis ausprobierte.

STÖRFAKTOR MENSCH

Im Juni 2015 hatte der Gouverneur von Arizona Doug Ducey, ein Republikaner, eine Verordnung erlassen. Darin ließ er robotergelenkte Autos auf den Straßen Arizonas zu, später, ein paar Wochen vor dem Unfall, erlaubte er sogar, dass kein menschlicher Fahrer mehr an Bord sein musste.

Das war bisher in keinem Staat der Welt möglich. Außerdem mussten Firmen, die ihre Prototypen auf die Straßen ließen, ihre Autos nicht registrieren wie in anderen Bundesstaaten. Ebenso wenig waren sie verpflichtet, Logbücher oder Daten an die Verkehrsbehörden zu übermitteln, etwa wenn es zu Unfällen kommen würde. Arizona, dessen trockenes, warmes Klima überdies für perfekte Testbedingungen sorgt, sollte zum Zentrum der Forschung an selbstfahrenden Autos werden.

Für den Gouverneur war dies auch eine Chance, dem glamourösen und liberalen Nachbarstaat Kalifornien mit seinem Silicon Valley ein bisschen die Schau zu stehlen. Vor allem aber war es der Zugriff auf eine der aussichtsreichsten Zukunftsbranchen. Unter den Entwicklern herrschte fiebrige Stimmung mit allen Vor- und Nachteilen. Die Vorteile: Dass Autos sich in absehbarer Zeit selbst steuern, war schon damals klar. Schätzungen zufolge werden Roboterautos sieben Billionen Dollar zur globalen Wirtschaft hinzufügen und Hunderttausende Leben retten. Denn natürlich sterben viel weniger Menschen auf den Straßen, sobald man die Variable »Mensch« aus der Gleichung nimmt.

In den USA kommen jeden Tag im Schnitt 113 Menschen im Straßenverkehr ums Leben. Ungefähr 40 100 waren es im vergangenen Jahr. Die meisten von ihnen sind gestorben, weil Menschen Fehler

machten. Computer schreiben keine SMS während der Fahrt, sie fahren nicht betrunken, und sie halten sich an Geschwindigkeitsbegrenzungen.

Die Nachteile: Es ist ein harter und böser Wettkampf entstanden um die Vorherrschaft in der Forschung. Wer bringt die ersten Roboterautos zur Marktreife – und, vor allem: Was tun die dann?

2015 gab es ungefähr ein Dutzend Firmen, die versuchten, Autos zu entwickeln, die nicht mehr den Menschen als Fahrer benötigten, und natürlich kamen die meisten dieser Firmen aus dem Silicon Valley. Besonders die Taxi-App-Firma Uber, zu deren Stil es unter ihrem damaligen Chef Travis Kalanick gehörte, erst mal zu machen und sich später um die Genehmigungen zu kümmern, hatte in Kalifornien Probleme bekommen. Das Unternehmen hatte seine Testfahrzeuge in San Francisco weder registrieren lassen noch kenntlich gemacht, und nach zahlreichen Beschwerden vor allem von Fahrradfahrern über das rücksichtslose Verhalten der Roboter im Straßenverkehr war Uber gezwungen, seine 16 selbstfahrenden Volvo-SUVs in San Francisco wieder aus dem Verkehr zu ziehen.

Gouverneur Doug Ducey twitterte umgehend, Uber solle doch zu ihm in die Wüste nach Arizona kommen: »Kalifornien will euch offenbar nicht. Wir schon.«

Und so verlagerte Uber einen großen Teil seiner Testflotte in einen Vorort von Phoenix namens Tempe. Auch Waymo, die Abteilung für selbstfahrende Autos von Google und Ubers größter Konkurrent, testete bereits in Tempe, genauso wie General Motors. Bald kam auch der Chipshersteller Intel mit seinen Roboterautos. Irgendwann führen mehr als 600 Wagen, die von künstlicher und manchmal noch nicht ganz ausgereifter Intelligenz gelenkt wurden, auf den Straßen Arizonas, die meisten davon in Tempe, was eher einer Vorortsiedlung gleicht als einer Stadt. Das heißt, die Geisterautos gehörten bald zum Straßenbild.

ELAINE, FEHLER 1

Der 18. März 2018 war ein milder Tag in der Wüste, deutlich kühler als sonst, was Elaine Herzberg das Leben leichter mach-

* Bilder der im Unfallauto installierten Kameras.



PICTURE ALLIANCE / AP / DPA



TEMPE POLICE DEPARTMENT / AP / PICTURE ALLIANCE / DPA

Opfer Herzberg, Sicherheitsfahrerin Vasquez*: Weniger als eine Sekunde vor der Kollision blickt sie vom Handy auf



ELIJAH NOUVELAGE / GETTY IMAGES

Uber-Gründer Kalanick: The winner takes it all – es konnte bei den Roboterautos nur einen geben

te. Sie war 49 Jahre alt, ihre Freunde nannten sie Elle. Gerade hatte sie ihr Leben wieder in den Griff bekommen. Das sagt zumindest ihre Freundin Carole Kimmerle, sie kannte Elle seit 15 Jahren. Seit zwei Jahren soll Elaine »mehr oder minder clean« gewesen sein, sagt Kimmerle, weg vom Crystal Meth, von dem sie mehr als ein Jahrzehnt schwer abhängig gewesen war. Sie habe nun sogar einen Bürojob in Aussicht gehabt, sagt Kimmerle.

Elaine war zuletzt mit einem Mann namens Rolf Erich Ziemann verheiratet. Laut seiner Facebook-Seite stammt er aus Bremen. Doch die Ehe war kaputt, seit Ziemann im Sommer 2017 etwas mit Herzbergs Tochter angefangen hatte, Christine Paredes, 30 Jahre alt. Sie hatten alle zusammen bei Herzberg gewohnt, bis die Sache zwischen Rolf und Christine aufflog, beide ebenfalls abhängig von Crystal Meth. Elaine zog aus, seitdem hatte sie mal bei Freunden, mal im Park geschlafen.

Wenn man nach den Namen Herzberg, Ziemann und Paredes an den Gerichten des Maricopa County sucht, findet man für alle drei etliche Strafverfahren, Vorladungen und Festnahmen. Bei Elaine und ihrer Tochter vor allem Drogendelikte: weil bei ihnen Meth gefunden wurde oder Drogenutensilien wie Pfeifen und Spritzen, weil sie ohne Führerschein fuhren oder zu Vorladungen nicht erschienen.

Rolf Ziemann hat mehrere Gefängnisstrafen verbüßt, meist wegen schwerer Körperverletzung, Fälschung oder Betrug. Elaine hatte immer auf ihn gewartet. Zu-

letzt war Ziemann 2015 aus dem Knast gekommen, nach zweieinhalb Jahren.

MIT ALLEN MITTELN

Im Frühjahr 2018 war Uber unter Druck. Die Preise, die das Unternehmen für seine durch eine App bestellten Taxis anbieten musste, um die herkömmlichen Taxibetriebe zu schlagen, waren zu niedrig. Uber musste jede Fahrt bezuschussen. Die Firma hatte noch nie einen Cent Gewinn gemacht. Ubers Gründer Travis Kalanick hatte zwei Dinge erkannt: Erstens, der einzige Weg, Ubers Überleben zu sichern, waren selbstfahrende Taxis, damit der Lohn für den Fahrer wegfiel. Und zweitens: Uber musste die Selbstfahrtechnologie als Erster entwickeln. Kalanick war überzeugt, dass es sich bei selbstfahrenden Autos um einen »The winner takes it all«-Markt handelt. Es konnte nur einen geben, so wie es nur ein Google, ein Facebook oder ein Amazon gibt.

Die Testabteilungen der Autonomous Vehicle-Hersteller brachten Jobs in die Stadt; Roboterautos zu testen ist eine komplizierte Angelegenheit. Man braucht viele Menschen dafür, die auf die Roboter aufpassen. »Robot Babysitting« heißt diese Berufsbezeichnung, überall werden momentan alle möglichen Arten von Robotern getestet, und immer muss ein Mensch ihnen hinterherrennen. Nicht nur um zu verhindern, dass der Roboter Schaden anrichtet. Auch, absurd eigentlich, um die Roboter vor Angriffen von Menschen zu schützen. Manche Fußgänger springen ab-

sichtlich vor selbstfahrende Autos, um zu sehen, ob sie wirklich stoppen. Die kalifornische Verkehrsaufsicht berichtet von zwei Fällen, bei denen selbstfahrende Autos von Passanten angegriffen wurden.

Obwohl gesetzlich von Gouverneur Ducey nicht verlangt, ließen die Firmen ihre Autos grundsätzlich mit zwei Sicherheitsfahrern operieren. Einer sitzt hinter dem Steuer und kann zur Not ins Lenkrad greifen oder auf die Bremse treten, wie ein Fahrlehrer. Der zweite wertet mit einem Laptop auf dem Beifahrersitz die Fahrdaten des Roboters aus. Nur Uber, das die meisten Testfahrzeuge in Tempe betrieb, nämlich 400, hatte die Sicherheitsfahrer in seinen selbstfahrenden Volvo-SUVs von zwei auf einen reduziert.

RAFAELA, FEHLER 1

Am Abend des 18. März, einem Sonntag, rangiert Rafaela Vasquez um 21.14 Uhr den selbstfahrenden Volvo aus der Garage von Ubers Advanced Technology Center in Tempe. Sie war an diesem Tag gegen elf Uhr aufgestanden, hatte ihren Vater zwei Stunden südlich von Tempe besucht. Am Abend begann ihre Schicht bei Uber. Rafaela Vasquez war dort Sicherheitsfahrerin.

Es war zwar Sonntag, aber Vasquez brauchte dringend Geld. Sie war kürzlich in ein billiges Motel gezogen, weil ihr Vermieter sie aus ihrer Wohnung geklagt hatte. Sie war mit 4316 Dollar Miete im Rückstand. Die Arbeit bei Uber war einfach, aber eintönig. Man saß in einem Luxusgeländewagen und musste nichts machen, außer ein

bisschen aufzupassen, dass der Roboter nicht über Rot raste oder sinnlos im Schrittempo fuhr. Eingreifen müssen die Fahrer auf diesen vorgegebenen Routen selten.

Dass Vasquez den Job bekommen hatte, ist im Rückblick eine Überraschung. Auch sie hat eine lange Gerichtsakte. Sie wurde sogar zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wegen versuchten bewaffneten Raubüberfalls, weil sie versucht hatte, eine Blockbuster-Videothek zu überfallen. Das war im Jahr 2000, in den Gerichtsakten hieß sie damals noch Rafael Stuart Vasquez und wird als Mann beschrieben. Was seitdem geschah, ist nicht ganz klar. Im Polizeireport zu dem Uber-Unfall beziehen sich die Polizisten des Tempe Police Departments auf sie mal als »he«, mal als »she« und ab und zu als »they«.

Nach dem Raubüberfall verübte Vasquez noch Dutzende Straftaten, darunter viele Verkehrsdelikte. Vasquez war also möglicherweise nicht der perfekte »Safety Driver« in einem selbstfahrenden Auto.

Als Erklärung gibt es auch dazu einen Tweet des Gouverneurs Ducey. Arizona sei stolz, twitterte er, zusammen mit Uber Ex-Häftlingen eine zweite Chance zu bieten.

DER SPION

Als Uber 2015 begann, seine Zukunft gänzlich auf das selbstfahrende Robotertaxi zu bauen, brauchte Gründer Travis Kalanick unbedingt gute Leute. Davon gab es nicht viele, und die meisten waren bei Google unter Vertrag. Die Szene der Computerautos existierte seit ungefähr zehn Jahren, und sie konzentrierte sich auf zwei Zentren: die Stanford University im Silicon Valley und eine Hochschule in der ehemaligen Industriestadt Pittsburgh namens Carnegie Mellon. Die Stanford-Leute waren fast alle schon bei Google, also konzentrierte Kalanick sich auf Pittsburgh. 2015 bot er beinahe jedem aus der Roboterabteilung von Carnegie Mellon, ob Professor oder Student, einen hoch dotierten Job an und eröffnete in einer Lagerhalle in Pittsburgh das Uber Advanced Technology Center. Ursprünglich hatte Kalanick vorgehabt, bei Google einzusteigen, weil deren Leute schon seit 2009 an selbstfahrenden Autos forschten. Irgendwann allerdings hatte Kalanick das Gefühl, die Google-Chefs Larry Page und Sergey Brin hielten ihn hin. Dann würde er es eben allein machen; sein Plan war, Googles Roboterautoabteiler zu zerstören.

Doch trotz all der Nerds, die Kalanick angeheuert hatte, blieb Uber ein Taxiunternehmen mit ein bisschen App-Software. Sie waren nicht Google. Sie konnten nicht auf jahrelange Forschung und Datenberge an künstlicher Intelligenz zurückgreifen. Sie hatten nicht schon etwas so Revolutionäres wie Google Maps entwickelt und dafür den ganzen Planeten kartografiert.

Vor allem ein Google-Ingenieur galt als der Guru der Technologie für selbstfahrende Autos: Anthony Levandowski war in der Szene berühmt, seit er 2004 bei dem legendären »DARPA Grand Challenge« – einem Rennen von rudimentären Roboterautos, dem Gründungsmythos der Szene – mit einem selbstfahrenden Motorrad angetreten war. Es hieß »Ghost Rider« und kippte zwar kurz nach dem Start in den Wüstensand, steht aber heute im National Museum of American History. Google statete Levandowski 2007 mit einem Millionenvertrag aus sowie dem Auftrag, Google Street View zu entwickeln.

Kalanick wusste: Wenn er Google schlagen wollte, musste er Levandowski bekommen. Genauso wie Kalanick war Levandowski ungeduldig, ihm dauerte bei Google alles zu lange, die Firma war zu vorsichtig, zu viele Sicherheitsbestimmungen.

Kalanick schien am Ziel, er hatte nicht nur Levandowski und einige von dessen besten Leuten bekommen, sondern auch die Ergebnisse vieler Jahre von Googles Forschung. Kurz vor seinem Abgang hatte Levandowski noch 14 000 Dateien von Googles interner Datenbank geladen.

All dies ist bekannt, weil Google 2017 Uber wegen des Diebstahls von Firmengeheimnissen verklagt hat: Alles sei von Kalanick geplant gewesen, er habe es nur auf das geistige Eigentum von Google abgesehen. Bevor es im Februar 2018 in San Francisco überhaupt zum ersten Verhandlungstag in der Sache »Waymo, LLC vs. Uber Technologies, LLC« kam, hatten insgesamt 129 Rechtsanwälte mehr als 100 000 Seiten an Anträgen, eidesstattlichen Erklärungen und Schriftsätzen produziert. Beide Seiten hatten zweistellige Millionenbeträge in die Vorbereitung des Prozesses gesteckt.



Selbstfahrender Wagen nach dem Unfall: Mensch oder Plastiktüte?

Levandowski war überzeugt, dass der Erste, der selbstfahrende Autos kommerziell anbieten könne, sehr reich werden würde. Er sagte, er erwarte, privat mindestens eine Milliarde Dollar zu verdienen. Kalanick nannte Levandowski bald seinen »brother from another mother«.

Tatsächlich kündigte Levandowski im Januar 2016 bei Google und gründete eine eigene Firma, die selbstfahrende Lastwagen entwickeln sollte. Im Sommer 2016 kaufte Uber Levandowskis Firma und zahlte mit Aktien im Wert von rund 600 Millionen Dollar. Die Summe erschütterte die Branche. Plötzlich wusste jeder Softwareprogrammierer, jeder Ingenieur, jeder Laserspezialist in der Computerautoabteilung von Google, dass der Moment gekommen war, reich zu werden.

Als er schließlich begann, hatte Uber Levandowski schon wieder gefeuert, weil der aus Furcht, sich selbst zu belasten, im Prozess nicht zugunsten von Uber aussagen wollte. Auch Kalanick war da schon Geschichte. Mehrere Investoren im Aufsichtsrat hatten seine Demission durchgesetzt. Kalanicks Aussagen vor Gericht und Hunderte interner E-Mails legten nicht nur sein testosterongefülltes Verhältnis zu Levandowski offen. Sie zeigten auch, wie sehr Uber sich unter Druck gefühlt haben muss, das Selbstfahrprogramm mit allen Mitteln voranzutreiben.

Nach vier Verhandlungstagen wurde der Prozess überraschend abgebrochen. Uber, dessen Imageschaden mit jedem Verhandlungstag größer wurde, erklärte sich bereit, 0,34 Prozent der Firma in Aktien an Google zu übergeben. Das entsprach bei Ubers da-

Selbstversuch Mit dem Roboterauto durch San Francisco

Punkte in Pink

● Als ich zu meiner ersten Testfahrt nach Mountain View in Kalifornien aufbrach, zu Waymo, dem Google-Ableger, sagte meine Frau: Das machst du nicht, viel zu gefährlich. Ich war als Reporter in Afghanistan gewesen, in South Central L. A. und auf Trump-Ralleys. Damit hatte sie kein Problem, aber die Vorstellung eines von Geisterhand beziehungsweise einem Algorithmus gelenkten Taxis war zu viel.

John Krafcik, der CEO von Waymo, sagt, die Ängste seien völlig normal. Er hat sich die Zeit genommen, mich bei meiner Testfahrt zu begleiten. Beruhigendes Gefühl, der Chef fährt mit, da wird sich der Computer zusammenreißen.

Bisher wird die Sicherheit selbstfahren der Autos an zwei Faktoren gemessen: Wie viele Testmeilen hat ein Hersteller mit seinen Prototypen schon zurückgelegt? Und: Wie oft muss ein Mensch eingreifen, weil der Algorithmus Fehler macht? Krafcik sagt, zehn Millionen Meilen seien sie schon testgefahren, eine Intervention sei nur alle 6000 Meilen nötig. Oft gar nicht wegen Unfallsituationen, sondern weil etwa ein Lieferwagen eine einspurige Straße mit durchgezogener Linie blockiert. Der menschliche Fahrer wartet, hupt, wartet, hupt und fährt dann über die durchgezogene Linie am Transporter vorbei. Während der Computer wartet und wartet – und einen Stau verursacht.

Wir steigen in einen weißen Chrysler-Van. Vor meinem Sitz ist ein Bildschirm, dort kann ich in einer animierten Grafik sehen, was das Auto sieht und wie es das Wahrgenommene interpretiert. Bisher scheint es alles richtig zu erkennen: Bäume sind Bäume, andere Autos sind Autos, und niemand scheint ein Fahrrad mit einer Plastiktüte zu verwechseln. Das Lenkrad dreht sich von Geisterhand.

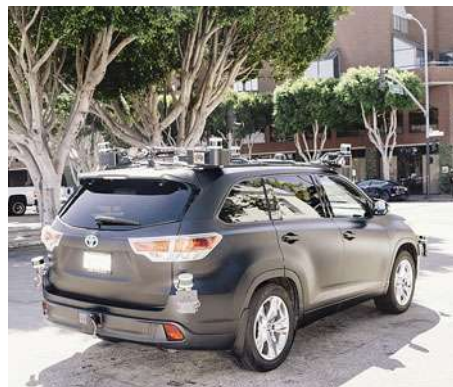
Dann will Krafcik etwas vorführen, worauf er stolz ist: den Beschleunigungstreifen des 101 Highways. Der Highway Richtung San Francisco ist zu jeder Tageszeit verstopft, Auto an Auto. Der Beschleunigungstreifen ist kurz, es ist schwer, sich einzufädeln. Es geht eigentlich nur, indem man sich aggressiv hineindrängelt, Sicherheitsabstände unterläuft, mit anderen auf Kollisionskurs geht.

Das ist dem Computer natürlich verboten. Er muss nun erkennen, dass es sich hier um eine Ausnahmesituation handelt und dass er sich jetzt mal so aggressiv verhalten darf, wie es normalerweise nur Menschen tun. Und tatsächlich drängelt

und zuckt das Roboterauto sich jetzt ohne große Rücksicht auf den Highway.

Straßenverkehr handelt von Kommunikation. Computer können vieles, aber sie tun sich schwer damit, menschliches Verhalten zu verstehen. Gerade im Straßenverkehr ist das ja oft irrational. Zum Beispiel, dass Menschen bei einer erlaubten Geschwindigkeit von 65 Meilen pro Stunde auf jeden Fall mindestens 70 fahren. Das hat der Computer inzwischen auch gelernt, da sonst im Rückspiegel die Leute anfangen, mit der Lichthupe aufzublenden. John Krafcik freut sich, dass sie es bei Google geschafft haben, ihren Algorithmen ein paar schlechte menschliche Eigenschaften beizubringen.

60 Kilometer weiter nördlich, in San Francisco, wo die Firma Zoox in einer unauffälligen Lagerhalle ihre Prototypen



Testwagen in San Francisco
Aggression lernen

versteckt, sieht man das genau umgekehrt. Bei Zoox hat man zwei Prämissen. Die erste lautet: Wir stellen keine umgebauten Autos her, sondern »Robots«, die Menschen transportieren. Es gibt keinen Grund, dass sie aussehen wie ein Chrysler oder ein Volvo. Und, zweitens, der Übergang vom Auto zum fahrenden Roboter sei ein mindestens so großer Sprung wie der von der Kutsche zum Automobil.

Jesse Levinson, 32, der Zoox-Chef, ist nicht nur Pionier der Autoroboterszene, er ist auch ein echtes Kind des Silicon Valley. Sein Vater ist Aufsichtsrat von Apple.

Die Roboterfahrt, die Jesse anbietet, soll mitten in San Francisco stattfinden. Schwieriger als San Francisco geht es für den Roboter kaum: viele Fahrradfahrer, einige Irre auf den Straßen, riesige Kreuzungen, enge Gassen und, vor allem, steile Hügel. Wer sagt dem Auto, dass diese

kein Hindernis sind, sondern befahren werden können?

Wir starten von Zoox' geheimem Quartier am Hafen von San Francisco. Zum Glück steigt auch hier der Chef mit ein. Gleich nach der ersten Kreuzung treffen wir auf ein anderes selbstfahrendes Auto. Es sind die Leute von General Motors, die am Straßenrand in einem umgebauten Chevrolet sitzen. Scheinen wohl liegen geblieben zu sein.

Während Uber um sein Überleben kämpft, Waymo mit der Nüchternheit und dem Selbstbewusstsein eines Softwaregiganten an die Sache geht, sind Levinson und seine Leute die Zukunftsforscher. Sie glauben, dass eine neue Welt entsteht, wenn Menschen in Roboterautos steigen.

»Die Todesursache Nummer eins von Menschen zwischen 15 und 29 sind Verkehrsunfälle. Wie cool wäre es, das zu eliminieren?«, fragt Levinson, während wir durch den Straßenverkehr von San Francisco gleiten. Die Hände des Sicherheitsfahrers schweben über dem Lenkrad.

Amerikaner, sagt Levinson, würden 30 Milliarden Stunden pro Jahr gewinnen, die sie nicht beim Fahren, im Stau oder auf Parkplatzsuche verbringen. Überhaupt Parkplätze – sie werden kaum noch gebraucht werden, da man ein selbstfahrendes Auto wahrscheinlich in der Regel nicht mehr selbst besitzt, sondern nur für den Transport mietet. Ohne Parkplätze und Parkhäuser werden amerikanische Städte völlig anders aussehen.

Bei Zoox haben sie jahrelang im Verdeckten über diese Dinge nachgedacht und gerade erst begonnen, ihre Ergebnisse der Öffentlichkeit zu zeigen. Vor allem angesichts dieses schwierigen Kurses durch San Francisco sagen manche, Zoox sei am weitesten.

Und dann, auf der Mission Street, geschieht ein Elaine-Herzberg-Moment. Der Bürgersteig ist voll mit Menschen, der Bildschirm zeigt die Wahrnehmung des Computers, viele blaue Pakete (andere Fahrzeuge), graue Formen (fixe Objekte), grüne Flächen (frei) und ein Gewusel von pinkfarbenen Punkten. Das sind die Fußgänger. Ein pinkfarbener Punkt springt mit einem Mal auf die Straße.

Levinson schreit: »Wow!«

Die Hände des Sicherheitsfahrers zucken über dem Lenkrad, greifen aber nicht ein. Der Roboterwagen bremst kurz und lenkt dann entschieden um den pinkfarbenen Punkt herum. Es war ein offenbar betrunkenen Obdachloser. Levinson ruft: »Wow, war das nicht cool?«

Später möchte Levinson wissen, wie die Fahrt war. Schon beeindruckend und so, sage ich, aber am Ende auch erstaunlich langweilig. Perfekt, sagt Levinson.

Philipp Oehmke



Roboter guru Levandowski mit selbstfahrendem Motorrad 2004: Er rechnete mit mindestens einer Milliarde Dollar Verdienst

maligen Wert von 72 Milliarden Dollar einer Summe von 245 Millionen. Es war ein weiterer teurer Rückschlag für Uber. Der neue CEO Dara Khosrowshahi soll sich die Frage gestellt haben, ob das alles noch Sinn ergebe mit diesen selbstfahrenden Autos, die ihn so viel Geld kosteten. Geld, das Uber ja noch nicht mal verdiente. Er kündigte Besuche bei Ubers Advanced Technology Center in Tempe und Pittsburgh an. Dort wurde unter Hochdruck an Ergebnissen gearbeitet, die man dem neuen Chef präsentieren wollte. Das alles geschah einen Monat vor dem Unfall.

RAFAELA, FEHLER 2

Auf dem Video, das die eine Kamera im Innenraum des Uber-Volvos am Abend des 18. März während der gesamten Fahrt aufzeichnete, ist zu sehen, wie Rafaela Vasquez um 21.16 Uhr ein Handy aus einer grauen Schutzhülle zieht, noch bevor sie den Uber-Parkplatz in Richtung 14th Street verlässt. Dort hält sie nach ein paar Metern an einer Ampel. Man sieht, wie Vasquez den Wagen auf Selbstfahrmodus stellt und die Hände vom Lenkrad nimmt. Der Wagen begibt sich auf eine programmierte 21-minütige Runde durch Tempe. Das Lenkrad dreht sich von allein.

Die Vorschriften verlangen von Vasquez, dass ihre Hände während der Fahrt über dem Lenkrad schweben, doch sie legt die Hände in den Schoß und wird von nun an ein Drittel der Zeit ihre Augen nicht auf die Straße, sondern auf die Mittelkonsole gerichtet haben, wo ihr Handy liegt.

Die Polizei forderte später die Daten von Vasquez' Videostreaming-Anbietern, Netflix, Hulu und YouTube, an. Daraus ergibt sich, dass Vasquez eine Folge von »The Voice« guckte, einem Fernsehsangswettbewerb. Auf den Bildern der Innenraumkamera ist zu sehen, wie sie mitunter schmunzelt oder lacht.

Uber hatte den Volvo mit einem selbstlernenden Autodrive-System ausgestattet. Dazu gehörten Vorwärts- und Seitwärtskameras, Radargeräte, Laserscanner (sogenannte Lidar-Systeme) und Sensoren zur Navigation. Der Kofferraum war voll mit Rechnern und künstlicher Intelligenz.

Auf dem Dach des Volvos dreht sich, erstens, der Hauptlidar. Lidar steht für »Light Detection and Ranging«, das Gerät sieht aus wie ein altmodisches Blaulicht auf einem Polizeiwagen. Es schießt mit Millionen Laserstrahlen pro Sekunde um sich. Daraus entsteht ein dreidimensionales Bild, präziser als Radar und einfacher für einen Computer zu verstehen. Lidar ist die entscheidende Technologie für selbstfahrende Autos, schwierig zu konzipieren, sehr teuer herzustellen und noch relativ weit von Perfektion entfernt.

Zweitens, die Radargeräte. Sie schicken Radiowellen und messen Geschwindigkeiten von Gegenständen. Sie sind zuverlässig, billig und bekommen, anders als Lidar, auch bei schlechtem Wetter keine Probleme. Die Kameras, drittens, die von dem Auto in alle Richtungen blicken, kompletieren das Bild. Sie sehen Spurmarkierungen, durchgezogene Linien und Verkehrs-

schilder, Farben, etwa bei Bremslichtern oder Ampelsignalen.

All diese Sensoren zusammen erstellen ein Modell der Welt. Selbstlernende Algorithmen identifizieren dann die Objekte, die in diesem Modell auftauchen: andere Autos, Fußgänger, Fahrradfahrer, Bäume.

Auf der Basis dieser Daten treffen Algorithmen nun Voraussagen. Beim Autofahren ist es gut zu wissen, was gerade passiert. Wichtiger aber ist eine Ahnung davon, was in den nächsten zwei, drei Sekunden passieren könnte: Wohin wird sich welcher Gegenstand bewegen, wer wird die Spur wechseln, welcher Fußgänger auf die Straße treten? Die Algorithmen errechnen für diese Voraussagen Wahrscheinlichkeiten. All dies geht in dem Uber-Volvo vor sich, während Rafaela Vasquez auf ihrem Telefonbildschirm »The Voice« schaut.

ELAINE, FEHLER 2

Elaine Herzberg war einige Wochen vor dem 18. März in die Zeltstadt im Lopiano Park gezogen, neben der Schnellstraße. Rolf, ihr Ehemann, und Christine, ihre Tochter, das neue Paar, waren auch irgendwann aufgetaucht. Immerhin wohnten sie in einem anderen Zelt. Elaine hatte versucht, ihre Tochter zu hassen, erzählt Carole Kimmerle, ihre beste Freundin, aber das sei ihr nicht gelungen.

Kimmerle behauptet auch, Elaine sei seit zwei Jahren clean gewesen, doch an diesem Sonntagabend hat Elaine nicht geringe Mengen an Crystal Meth und Mari-

huana in ihrem Blut, so wird es später im Obduktionsbericht stehen.

Um zu den Zelten im Lopiano Park zu kommen, muss Herzberg nur noch die North Mill Avenue überqueren. Sie ist in zwei Fahrbahnen unterteilt, eine für den Verkehr nach Norden, die andere für den nach Süden. Dazwischen liegt ein Grünstreifen mit Wüstensträuchern und zwei Steinwegen in Form eines X, die an beiden Enden an den Fahrbahnen enden. Ein Verbotsschild untersagt, die Wege zu betreten. Stattdessen soll der Fußgängerüberweg benutzt werden, der sich 100 Meter entfernt an der Kreuzung Curry Road befindet.

Elaine muss die Fahrbahn mit dem Verkehr nach Süden bereits überquert und die Grünstreifeninsel erreicht haben. Am Ende einer der beiden X-Wege schiebt sie ihr Fahrrad auf die Fahrbahn für den Verkehr nach Norden. Sie trägt eine schwarze Jacke, das Fahrrad hat zwar ein Vorderlicht, aber keine Seitenreflektoren. Es ist eine Minute vor zehn.

tives, Fehlalarme. Das Auto sieht etwas, das nicht da ist. Oder einen Gegenstand, der zwar möglicherweise existiert, aber keine unmittelbare Konsequenz für das Fahrzeug hat: eine Plastiktüte, die über die Straße weht, oder Laub.

Entscheidend ist nun, wie man die Software programmiert. Wie soll der Algorithmus entscheiden, wenn zum Beispiel die Wahrscheinlichkeiten folgendermaßen ausgerechnet werden: Zu 30 Prozent ist der Gegenstand auf der Fahrbahn ein Fußgänger mit Fahrrad. Zu 70 Prozent aber wohl nur ein False Positive, ein Fehlalarm, spricht: eine Plastiktüte. Bremsen oder nicht bremsen? Natürlich müsste die Antwort bremsen lauten, aber andererseits wird dann mit 70-prozentiger Wahrscheinlichkeit zugunsten eines Fehlalarms ziemlich häufig für wehende Plastiktüten, herumliegende Kaffeebecher und wirbelndes Laub gebremst. Das führt zu einer holprigen, wenn nicht gar verkehrgefährdenden Fahrweise. Einer von Googles ersten Pro-

Elaine Herzberg hatte inzwischen fast die Fahrlinie des Volvos erreicht, doch sie schaute nicht in die Richtung des Autos, obwohl dessen Scheinwerfer in nur noch gut 25 Meter Entfernung eigentlich ihre Aufmerksamkeit hätten erregen müssen.

Die Selbstfahrsoftware kommuniziert an den Volvo, eine Notvollbremsung einzuleiten. Der Volvo verfügt wie die meisten modernen Luxusautos über ein eigenes Programm, das eine Vollbremsung einleitet, sobald die autoeigenen Sensoren ein Hindernis ausmachen.

Frieren wir diesen Moment ein. In 1,3 Sekunden wird der Volvo Elaine Herzberg erreicht haben. Der Wagen hat das Beste an Bord, was an Rechnerpower und künstlicher Intelligenz zu haben ist. Warum sind dann die Algorithmen vier lange Sekunden lang zu keinem Ergebnis gekommen?

Über soll, so erzählten es zumindest später zwei ehemalige Mitarbeiter dem Branchendienst »The Information«, zugunsten einer flüssigen Fahrt die Toleranz für False Positives hochgesetzt haben, sodass der Wagen bei Uneindeutigkeiten eher erst mal kein Manöver einleitet und abwartet. Die Testfahrten mussten präsentabel werden, vor allem angesichts des angekündigten Besuchs des neuen Uber-Chefs. Wenn die Autos da ruckelten, weil die Algorithmen ständig wegen Laubblättern oder Plastiktüten in die Eisen stiegen, würde man niemanden überzeugen, dass hier in dem Volvo gerade die Zukunft vorbeischaute.

Man könnte die Toleranz später ja wieder herabsetzen. Außerdem gab es noch den menschlichen Sicherheitsfahrer sowie das Notfallbremsprogramm. Und nun also, bei Tempo 69 und 1,3 Sekunden vor dem Aufprall, haben die Algorithmen dieses Notfallbremsprogramm ausgelöst.

Doch es tat sich nichts. Über hatte das Programm des Volvos deaktiviert, weil die verschiedenen Softwares nicht kompatibel erschienen. Rafaela Vasquez hatte inzwischen seit sechs Sekunden nicht von »The Voice« aufgeblickt. Weniger als eine Sekunde vor der Kollision hebt sie ihren Kopf. Auf dem Videobild sieht man, wie sie ihren Mund aufreißt und ihre Zunge aus dem Mund fährt.

Der Volvo überfährt Elaine Herzberg mit 63 Stundenkilometern. Vasquez bremst erst nach dem Aufprall. Elaine Herzberg stirbt eine Stunde später im Krankenhaus. Das Auto hatte sie mit einer Plastiktüte verwechselt. Rafaela Vasquez wird vor Ort von Polizisten vernommen, sie muss auf einer Linie laufen und sich mit dem Finger auf die Nase tippen. Die Polizisten kommen zu dem Schluss, dass Alkohol nicht im Spiel war. Vasquez gibt an, die Person »sei aus dem Nichts gekommen«, sie habe die gesamte Zeit auf die StraÙe geblickt, ihre Hände hätten durchgehend über dem Lenkrad geschwebt.



Außenweltwahrnehmung des Zoox-Selbstfahrsystems: Zuverlässig, billig, wetterfest

Rafaela Vasquez ist mit dem Uber-Volvo seit 21.39 Uhr auf ihrer zweiten Runde, der Wagen fährt im Selbstfahrmodus bei umgerechnet 69 Stundenkilometern. Als sie die Unterführung des Red Mountain Highway passiert, entdecken die Wahrnehmungssysteme Elaine Herzberg mit ihrem Fahrrad auf der Fahrbahn. Noch sind es sechs Sekunden bis zum Aufprall. Genug Zeit zu bremsen oder auszuweichen. Doch die Algorithmen sind sich nicht einig, was sie da sehen. Stattdessen werfen sie mit Wahrscheinlichkeiten um sich. Zuerst glaubt die Software, ein unbekanntes Objekt zu erkennen, dann ein Fahrzeug und schließlich ein Fahrrad. Das Modul, das für die Voraussagen zuständig ist, errechnet für jedes Objekt andere Prognosen zukünftiger Bewegungen.

Ein großes Problem dieser komplexen Technologie sind sogenannte False Posi-

totypen wurde vor ein paar Jahren von einem hinter ihm fahrenden Truck gerammt, nachdem abrupt abgebremst worden war, weil der Algorithmus eine gelbe Ampel nicht von einer roten hatte unterscheiden können.

Vier Sekunden nachdem das Objekt auf der Fahrbahn entdeckt, aber nicht identifiziert wurde, waren sich die Algorithmen immer noch nicht darüber einig, was sie da vor sich hatten. Sie haben hin- und hergerechnet, Datenbanken konsultiert, die Situation mit Millionen anderer Fälle verglichen. Vier Sekunden sind eine Ewigkeit für einen Supercomputer.

Als 1,3 Sekunden vor der Kollision immer noch kein Ergebnis vorliegt, kommt die Software zu dem Schluss, dass nun vielleicht doch eine Notvollbremsung nötig sein dürfte, um einen Aufprall zumindest abzumildern.



ANDREW SPEAR / DER SPIEGEL

Selbstfahrende Uber-Testwagen*: Der böse Roboter, der Herzberg getötet hat, ist nicht mehr dabei

Am nächsten Tag kommen aus Washington Ermittler der Bundesbehörde National Transportation Safety Board und übernehmen die Nachforschungen. Normalerweise ermitteln diese Leute bei Flugzeugabstürzen und Zugunglücken. Bisher haben sie nur einen vorläufigen Report veröffentlicht, der noch kein Urteil fällt.

Wenige Tage nach Elaines Tod nehmen sich Rolf und Christine Anwälte und drohen, Uber zu verklagen. Innerhalb von wenigen Tagen erzielen sie einen Vergleich mit dem Taxiunternehmen. Die Summen, die sie bekommen, unterliegen der Geheimhaltung. Doch Carole Kimmerle, Elaines Freundin, sagt, natürlich kenne in der Szene jeder die Zahlen. Ehemann Ziemann: 3,7 Millionen Dollar, Tochter Christine: 8,4 Millionen.

EIN NEUER ANFANG

Uber hat sofort eine Delegation von Spezialisten nach Tempe geschickt und seine Tests mit selbstfahrenden Autos zunächst eingestellt. Der Unfall hat die Firma noch tiefer in die Krise gestürzt. Der Unfall hat auch die gesamte Branche der selbstfahrenden Autos zurückgeworfen, dabei waren sie doch die Goldgräber. Aber sie hatte schon immer ein Imageproblem. Menschen trauen Roboterautos nicht, Menschen können sich nicht vorstellen, wie Computer Autos fahren sollen. Die meisten Männer lassen ja noch nicht mal die eigene Frau ans Steuer. Autofahren hat

viel mit Gefühlen zu tun. Algorithmen haben keine Gefühle. Eher vertraut man einem 80-Jährigen am Steuer als einer Software.

Einer in der Uber-Delegation war Noah Zych, er ist Head of System Safety für das Selbstfahrende-Auto-Projekt. Streng genommen ist er der erste Verantwortliche für den Unfall.

Er empfängt ein paar Monate nach dem Unfall in seinem Büro in der ehemaligen und nun sehr modern renovierten Lagerhalle in Pittsburgh. Lange war Uber nicht bereit, über den Unfall zu sprechen.

Neben Zychs Büro führt eine Brücke aus Glas über die Werkstatt im Erdgeschoss. Da stehen sie, die Volvo-SUV mit ihren eimerartigen Aufbauten auf dem Dach, ununterscheidbar voneinander, eine weiße Flotte von Robotern. An vielen wird geschraubt. Der böse Roboter, der Elaine Herzberg getötet hat, ist nicht mehr dabei. Er steht in einer Garage in Washington und wird untersucht wie ein tollwütiges Tier. Was stimmte nicht mit ihm?

Dass eine Software mal spinnt, darüber kann sich im Silicon Valley niemand aufregen. Das gehört dazu, so war es immer. Die Algorithmen machen Fehler und lernen daraus. Für sie ist alles nur Datenmaterial, Information: fail fast, fail often. Darin unterscheidet sich die Silicon-Valley-Kultur von der Autoindustrie. Die Autobauer haben es in ihrer DNA, dass Fehler zum Tod von Menschen führen.

Anthony Levandowski, der gefallene Guru, hat noch nach dem Unfall ausrichten lassen: »Wenn du Technologie wirklich

voranbringen willst, kann Sicherheit nicht deine Nummer-eins-Priorität sein. Wenn sie das ist, wirst du nie etwas erreichen.«

Noah Zych hat trotzdem am Tag nach dem Unfall lieber mal alle Robotertestfahrten einstellen lassen. Er hat Rafaela Vasquez und gleich auch alle anderen 400 Sicherheitsfahrer, die für Uber gearbeitet haben, entlassen.

Inzwischen hat er in Pittsburgh mit den Testfahrten wieder zaghaft begonnen. Der neue Uber-Chef Dara Khosrowshahi hat das Programm doch noch nicht einstellen lassen. Auch Zych glaubt, dass Uber ohne die Roboterautos nicht überleben wird. Menschen sind einfach zu teuer. Aber noch braucht man sie.

Zych sagt, Uber teste seine selbstfahrenden Autos jetzt wieder mit zwei Menschen zur Kontrolle an Bord. Diese Menschen hießen aber nicht mehr »Security Driver«. Sie heißen jetzt »Mission Specialists«. Sie werden in Echtzeit aus einer Zentrale per Kamera überwacht. Guckt einer auf sein Handy oder nickt ein, bekommt er ein Alarmsignal ins Auto gebimmelt.

Echte Menschen überwachen jetzt also echte Menschen, die Roboter überwachen, damit diese endlich lernen, sicherer Auto zu fahren als die echten Menschen.

Video-Testfahrt
Im selbstfahrenden
Auto

spiegel.de/sp502018auto
oder in der App DER SPIEGEL



* In Ubers Advanced Technologies Center in Pittsburgh.

Menschenfresser

Leitkultur Alexander Osang über Feindbilder

Vor 29 Jahren hatte ich in Berlin den Fall des Kommunismus erlebt, nun saß ich im Fond eines japanischen Kleinbusses, der mich vom Arabischen Meer in die Berge des indischen Bundesstaates Kerala brachte, und sah auf Hunderte rote Fahnen, die den Straßenrand säumten. Auf manchen Flaggen erkannte ich Hammer und Sichel. Vor Reisfeldern und Kautschukwäldern standen Porträts von Marx und Che Guevara. Der Fahrer hieß George. Er trug ein weißes kurzärmeliges Oberhemd mit scharfer Bügelfalte und hatte am Rückspiegel seines Wagens einen hölzernen Rosenkranz befestigt, der im hektischen indischen Straßenverkehr pendelte.

Das erinnerte mich an eine Zeit, in der ich sowohl Messdiener der katholischen Kirche als auch Mitglied der sozialistischen Jugendorganisation FDJ war.

Mein Traum ist es, ausgestattet mit meinen gewachsenen finanziellen Möglichkeiten und historischen Erkenntnissen, noch einmal zurückzureisen in den Sozialismus, in dem ich aufgewachsen bin. Eine Kurzreise, um meine Erinnerungen aufzufrischen. Offenbar wurde dieser Traum gerade wahr. George, der Mann, der mich durch ihn hindurchchauffierte, war ein indischer Christ, der bei den letzten Wahlen für die Kommunisten gestimmt hatte.

»Sie mischen sich nicht in unsere Angelegenheiten ein. Und sie sind bei Weitem nicht so korrupt wie die Hindu-Partei«, sagte George.

Draußen, vorm Autofenster: Plakate für Bollywood-Filme, dann wieder Hämmer und Sichel. Teeplantagen. Zelte, die aus rotem Fahmentuch errichtet wurden. Ein nachgebaute Krenel. In einer Kleinstadt, die aussah wie der Set für »Doktor Schiwago 2«, bat ich George anzuhalten. Ich lief durch die Straßen in meine Vergangenheit. Stillstand, Fahnenstapel, leere Stuhlreihen in einem Parteizelt. Ein Lautsprecherwagen, von dem ein Mann Parolen ins Volk brüllte. Die Menschen auf den Straßen wirkten nicht eifrig, beseelt oder kämpferisch, aber sie wirkten auch nicht verängstigt. Sie wirkten gelangweilt.

So war das damals, glaube ich.

Der Unterschied war, dass ich hier ins Auto steigen und aus dem Sozialismus wegfahren konnte. Andere Unterschiede: Privatbanken, Handyshops, Mango, Papaya, Yoga und Tamarinde. Der indische Sozialismus roch intensiver und war bunter als der, an den ich mich erinnerte. Andererseits waren meine Erinnerungen durch diverse Filmbilder überlagert. Der Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck hat mir mal erzählt, dass er für »Das Leben der Anderen« alle warmen Töne aus seinem Filmmaterial filterte, um eine DDR-Farbe zu kreieren.

Als wir über einen der verdreckten Riesenflüsse fuhren, fragte ich George, ob es keine grüne Partei gebe.

»Das machen alles die Kommunisten mit«, sagte er.

Wenig später passierten wir eine der nagelneuen indischen Riesenkirchen, die aussehen wie katholische Vergnügungsparks. Am Sonntagmorgen sind die Straßen des kommunistischen Bundesstaates Kerala mit Kirchgängern verstopft. George war Don Camillo und Peppone in einer Person. Bei uns zu Hause kommen nicht mal Sozialdemokraten und Kommunisten zusammen. Obwohl die Kommunisten seit 28 Jahren Kreide fressen, sich mehrfach umbenannten, zottelige Westlinke aufnahmen, Anzüge, Brillen und Frisuren tragen wie Dietmar Bartsch, werden sie vom Westen gefürchtet. Als Martin Schulz noch Hoffnungsträger der SPD war, fragte ihn Anne Will, ob er eine Koalition mit der Linken eingehen würde. Schulz schaute wie ein Vampir, den man mit dem Kreuzifix traktierte.

Vor ein paar Wochen saß ich in einer Benediktinerabtei in Jerusalem, wo Gregor Gysi angeregt mit einem Mönch plauderte. Sie redeten über Gott, die Welt und natürlich über Gregor Gysi. An einer Stelle sagte Gysi, er habe den Hass, der ihm anfangs aus dem Westen entgegenschlug, nur überlebt, weil er beschlossen habe, nicht zurückzuhasen. Gysi lächelte und wackelte mit dem Kopf, als wäre er selbst ein Benediktinermönch.

Er weiß, dass der Kapitalismus gierig ist, blutrünstig und zügellos, würde aber eine Mönchskutte tragen und das Ave Maria pfeifen, damit er weiterreden darf. Auch dieses Maga-

zin wollte Gysi mal zur Strecke bringen, als es ihn noch ernst nahm. Es steckt in den Genen. Der Russe hockt hinter jeder Hecke. Bereits 1957 beschrieb der SPIEGEL die erste frei gewählte kommunistische Regierung des indischen Bundesstaates Kerala als »Jünger Chruschtschows«. Später wurde die Linke überall zur »SED-Nachfolgepartei« und selbst Angela Merkel zuletzt immer mehr zur Fremden aus dem Osten, die dem Westen ihre bürgerliche Partei wegnehmen will. Die Leitartikler feierten die drei Kandidaten für ihre Nachfolge auf den Parteivorsitz wie den Sturm aufs Winterpalais. Eine Frau mit Doppelnamen. Ein Lobbyist. Ein Streber. Das ist die

Revolution des Westens: Es soll so schön sein wie früher. Nehmt uns nix weg. Das gehört alles uns.

Am nächsten Morgen liefen wir vier Stunden lang durch die Periyar Tiger Reservation. Der Dschungel dampfte im Morgengrauen. 45 Tiger leben hier. Frei. Am Vorabend hatte ich auf Wikipedia gelesen, dass der Tiger die mit Abstand gefährlichste Großkatze ist. In den vergangenen 200 Jahren wurden über 370 000 Menschen von Tigern getötet, die meisten in Südostasien. Es gibt den schönen Satz: »In einigen Fällen ändert der Tiger seine Essgewohnheiten und wird ein Menschenfresser.«

Die Führung übernahmen drei ehemalige Wilderer, die jetzt als Parkranger arbeiten. Sie sahen verwegene aus. Einer trug ein großes Gewehr. Bald schon entdeckten wir die erste Tigerspur. Später einen Tigerkackhaufen. Sehr frisch, sagte einer der Führer. Ich hielt mich ganz dicht bei dem Mann mit der Waffe. Früher haben sie den Tiger gejagt, heute schützen sie ihn. Klar. Aber wenn doch mal einer seine Essgewohnheiten ändert, sind sie nicht überrascht. Ich vertraute dem Wilderer. Ich war ja selber mal einer. ■



ALEXANDER OSANG / DER SPIEGEL

Kurzreise in die Vergangenheit

Est. 1779

TIME, SAVOURED

A RICH REWARD *for those who*
KNOW THE VALUE OF TIME.



Wirtschaft

»Schön, dass die Kunstwelt mit Löwentraut jetzt auch ihre Helene Fischer hat.« ► S. 68



Energie

20 Euro mehr pro Jahr

Strom könnte für deutsche Kunden deutlich teurer werden, kalkuliert das Bundeswirtschaftsministerium.

● Die von der EU geplante Liberalisierung des Energiemarkts könnte für Deutschland und weitere Mitgliedsländer zusätzliche Kosten von jährlich mindestens 1,8 Milliarden Euro bedeuten. Rein rechnerisch würden die Stromkosten der rund 45 Millionen deutschen Kunden um etwa 20 Euro pro Jahr steigen. Auf den Milliardenbetrag kommt ein internes Papier des Bundeswirtschaftsministeriums. Hintergrund ist das umstrittene Clean-Energy-Package (»Saubere Energie für alle Europäer«), auf das sich die EU bis Weihnachten einigen will. Es sieht vor, dass Strom EU-weit frei gehandelt werden kann.

Normalerweise würde der Preis bei steigendem Angebot sinken, zumindest wenn der Strom frei fließen oder der Preis frei ausgehandelt werden könnte. So geht auch das Wirtschafts-

ministerium von günstigeren Herstellungskosten aus. Für Deutschland wird die Liberalisierung aber zunächst teuer, weil die Bundesregierung daran festhalten will, dass bundesweit ein einheitlicher Großhandelspreis für Strom gilt, und weil die Leitungsnetze schon heute überlastet sind.

Im Norden erzeugter Windstrom kann deshalb nicht in den Süden weitergeleitet werden. Sollte also künftig ein Kunde in Bayern beispielsweise dänischen Strom einkaufen, würde der zwar im Norden ins deutsche Netz eingespeist – dort aber nur Windstrom verdrängen. Für den Kunden in Bayern müsste Strom beispielsweise aus einem Kohlekraftwerk geliefert werden. Als Folge drohen nicht nur höhere Preise, sondern auch ökologisch unsinnige Ergebnisse. »Der Anteil der Kohle erhöht sich«, heißt es in dem Bericht. MP

Volkswagen-Affäre

Erstes Verfahren soll im Sommer 2019 enden

● Die Staatsanwaltschaft Braunschweig will das Verfahren gegen VW-Manager wegen Marktmanipulation in der Dieselfaffäre möglichst Mitte nächsten Jahres beenden. »Wir gehen derzeit davon aus, dass die Ermittlungen spätestens bis zum Som-

mer 2019 sehr weit fortgeschritten sind oder sogar abgeschlossen werden können«, sagt Oberstaatsanwalt Klaus Ziehe. Die Beschuldigten sind VW-Chef Herbert Diess, Aufsichtsratsvorsitzender Hans Dieter Pötsch und der frühere Vorstandschef Martin Winterkorn. Sie sollen VW-Aktionäre zu spät über die finanziellen Folgen der Dieselfaffäre informiert haben. Alle drei bestreiten die Vorwürfe. Die Ermittlungen im zweiten großen VW-Ver-

fahren dürften hingegen länger dauern: 39 Manager und Techniker sollen an der Manipulation von Dieselmotoren beteiligt gewesen sein. Nachdem die Beschuldigten im Juli Akteneinsicht erhalten haben, wartet die Staatsanwaltschaft noch auf deren Stellungnahmen. Oberstaatsanwalt Ziehe sagt, die Ermittlungen liefen unterdessen unter Hochdruck weiter: »Wir nutzen die Zeit intensiv für weitere Datenauswertungen und ergänzende Vernehmungen.« SH

Chinas Forscher an der Spitze

● China nimmt weltweit die Führungsrolle in der Forschung zu künstlicher Intelligenz (KI) ein, nirgendwo sonst werden so viele wissenschaftliche Texte dazu veröffentlicht. Das ergab eine groß angelegte Studie von Elsevier, einem niederländischen Fachverlag und Anbieter von Informationsanalysen. Demnach haben Forscher in China in den vergangenen 20 Jahren rund 135 000 Artikel über KI publiziert. Es folgen die USA (106 600) und Indien (36 700). Nach Großbritannien und Japan belegt Deutschland den sechsten Platz (25 300). Bereits seit 2004

liegt China laut der Studie bei der Zahl von KI-Publikationen vor den USA. Weltweit hat sich in den vergangenen fünf Jahren die Veröffentlichungsrate in diesem Themengebiet beschleunigt, sie ist um jährlich rund 12 Prozent gestiegen. Zum Vergleich: Über alle Fächer hinweg stieg die Zahl wissenschaftlicher Texte in dieser Zeit um 0,8 Prozent. Aus der Elsevier-Studie geht auch hervor, dass die Wissenschaft in China inzwischen mehr KI-Talente von den Hochschulen anziehen vermag, als sie an die Privatwirtschaft verliert. In den USA dagegen registrieren die Analysten einen »Brain Drain« in Richtung Unternehmen. Auch in Europa wanderten viele Forscher in den Privatsektor ab, allerdings vorwiegend zu Unternehmen außerhalb Europas. AJU



Roboter »Big Blue« in Peking

QIANLONG / PICTURE ALLIANCE / DPA

E-Lieferfahrzeug der Post erhält Zulassung

● Die Deutsche Post erhält für ihren Elektrolieferwagen StreetScooter Work eine Zulassung für die Großserienproduktion. Das Kraftfahrt-Bundesamt (KBA) in Flensburg erteilte die Genehmigung für das Tochterunternehmen der Post, das ursprünglich von Professoren der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen gegründet worden war. Bislang wurde das Nutzfahrzeug mit einer Kleinseriengenehmigung verkauft. Das KBA hatte dabei Bauteile entdeckt, die für normale Zulassungen zu hohe

Mengen an Schwermetallen enthielten. Dieses Problem hat die Post-Tochter mittlerweile behoben, nun kann sie den nächsten Schritt ergreifen. »Durch die Großseriengenehmigung können auch große Fahrzeugmengen bei Flottenbestellungen problemlos zugelassen werden, und das auch im Ausland«, sagt StreetScooter-Chef Achim Kampker. Ende Mai eröffnete die Firma neben dem Werk in Aachen eines in Düren und plant, die Produktion auf 20 000 Stück pro Jahr zu erhöhen. Das emissionsfreie Gefährt wird auch von der Bundesregierung gefördert, damit die Schadstoffbelastung in den Großstädten zurückgeht und Fahrverbote von Dieselaautos verhindert werden können. GT

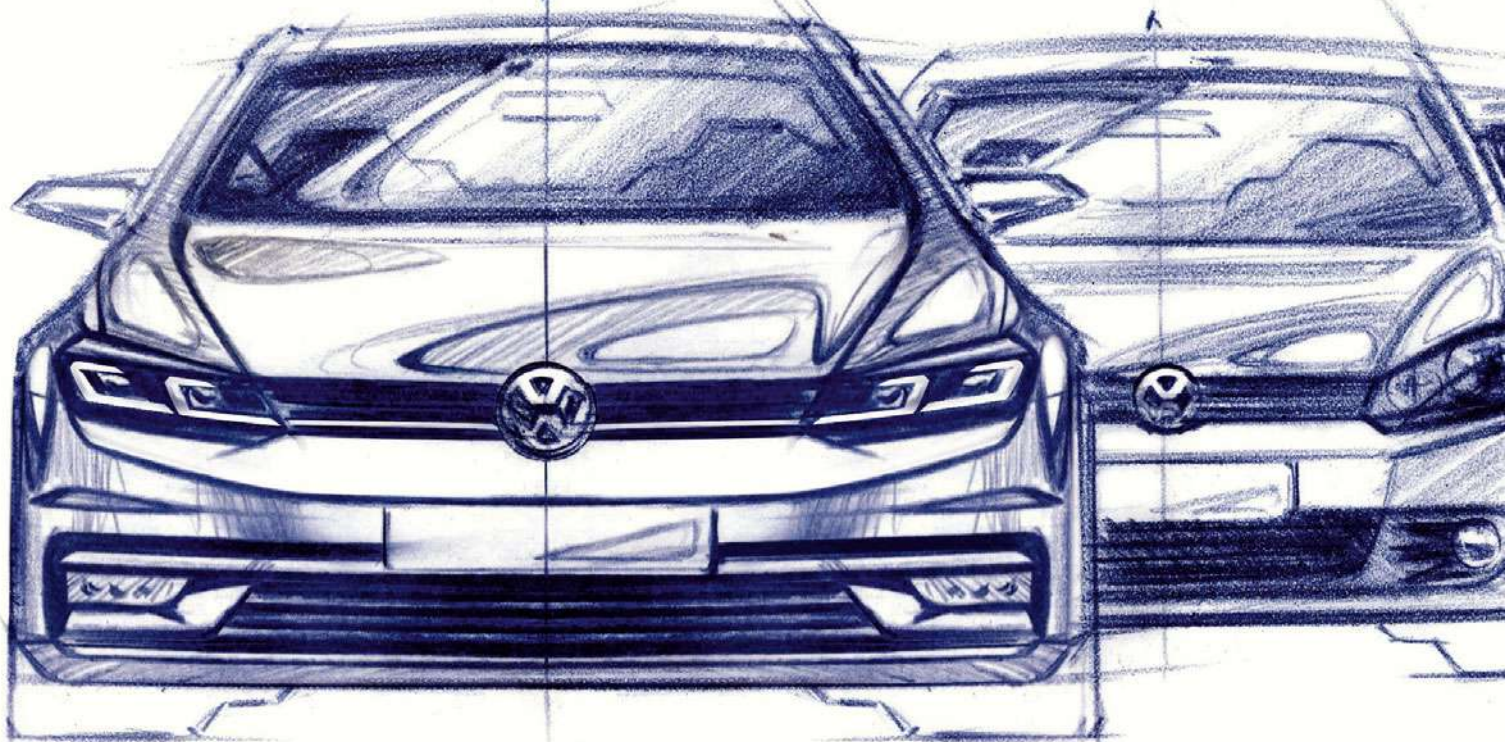
Länder legen Milliarden-gesetz vor

● Die vier Bundesländer mit Braunkohleförderung wollen den Bund per Gesetz zu milliardenschweren Strukturhilfen zwingen. Sie haben Eckpunkte für ein Gesetz vorgelegt, das »Wertschöpfungs- und Beschäftigungsverluste durch den vorzeitigen Kohleausstieg« kompensieren soll. Das geplante Bundesgesetz mit einer Laufzeit von 25 Jahren soll den Regionen der Lausitz, des Rheinischen und des Mitteldeutschen Reviers, aber auch allen Regionen, in denen Steinkohlekraftwerke geschlossen werden, wirtschaftlich helfen. Nordrhein-Westfalen etwa fordert insgesamt sieben Milliarden Euro, darunter etwa 200 Millionen Euro für ein Wärmespeicherkraftwerk und 300 Millionen Euro, um die Region zwischen Köln und Aachen mit Breitband und 5G-Mobilfunknetzen zu versorgen. Die drei östlichen Länder Sachsen-Anhalt, Brandenburg und Sachsen wollen deutlich höhere Summen – für alle vier Länder zusammen 60 Milliarden Euro. Ein Anliegen ist der Ausbau des Schienen- und Straßennetzes, unter anderem eine zweispurige Bahnstrecke zwischen Görlitz und Berlin. In den kommenden Tagen wollen sich die vier Länder abstimmen, um ihre Forderungen bei der Regierungskommission »Wachstum, Strukturwandel und Beschäftigung« einzubringen, die den Kohleausstieg vorbereiten soll. Die Länderchefs hatten sich unlängst bei der Bundeskanzlerin beschwert, sie hätten von der Kohlekommission zu schwammige Versprechungen bekommen, und so die Verschiebung des Abschlussberichts erzwungen. GT

Greser & Lenz



Höhepunkt der Künstlichen Intelligenz: Der selbstfahrende Sarg



Geheimsache Gurke

Affären Normalerweise werden Autos, die für Versuche vor dem Serienstart gebaut werden, verschrottet oder aufgearbeitet. Interne Papiere zeigen: VW hat Tausende dieser Wagen ungeprüft an ahnungslose Kunden verkauft. Konzernchef Herbert Diess weiß das schon seit 2016.

So viel ist sicher: Diese Autozeitschriften sind die reinste Schrottpresse. Der nächste VW Golf, den man in den Heften schon sehen kann: schrottreif. Der künftige 3er von BMW: ein Schrotthaufen. Der Audi A3, vierte Generation: taugt auch nur noch zum Schrott.

Denn was die Blätter zeigen, meist ein oder zwei Jahre bevor die ersten Autos vom Band laufen, sind Vorserienfahrzeuge. Versuchsautos, auf Hochglanz poliert, im neuen Blechkleid, damit die Leser sehen, auf welche Autoträume es sich zu warten lohnt. Technisch aber fahren die Foto-Modelle noch weit hinter dem her, was einmal aus der Fabrik rollen wird.

Solche Autos haben ein kurzes Leben. Sie sind dünn ausgestattet, gespickt mit Fehlern, manche, die sogar gefährlich werden könnten. Kein Kunde soll so etwas in die Hand bekommen. Und deshalb landen diese und andere Frühversionen da, wo sie hingehören: in der Schrottpresse.

So versprechen das zumindest die Autobauer. Was vor der Serienreife im Werk

zusammengedengelt wurde, geht normalerweise auf den Müll. Nur aus der sogenannten »Null-Serie«, der letzten Stufe vor der Massenfertigung, kommen Wagen in den Verkehr. Allerdings selbst die nur bei wenigen Herstellern. Und nur dann, wenn die Autos vorher genau untersucht, aufgearbeitet, serienreif gemacht wurden. Das sind die Regeln.

Einer aber hat sich nicht daran gehalten. Volkswagen. Interne Papiere aus dem VW-Konzern zeigen nun: Der Konzern der Dieselmotoren hat seit 2006 fast 17.000 Vorserienautos ungeprüft in den Markt gedrückt. Darunter waren einige, die kreuzgefährlich sein könnten, weil selbst VW nicht mehr wusste, was alles eingebaut wurde – welche Macken, welche Aussetzer drohten. Die Autos wurden weltweit verkauft, die Kunden aber hatten keine Ahnung, womit sie herumfahren. Sie dachten, ihr Wagen komme aus der normalen Serie, geprüft auf alle Funktionen, fehlerfrei.

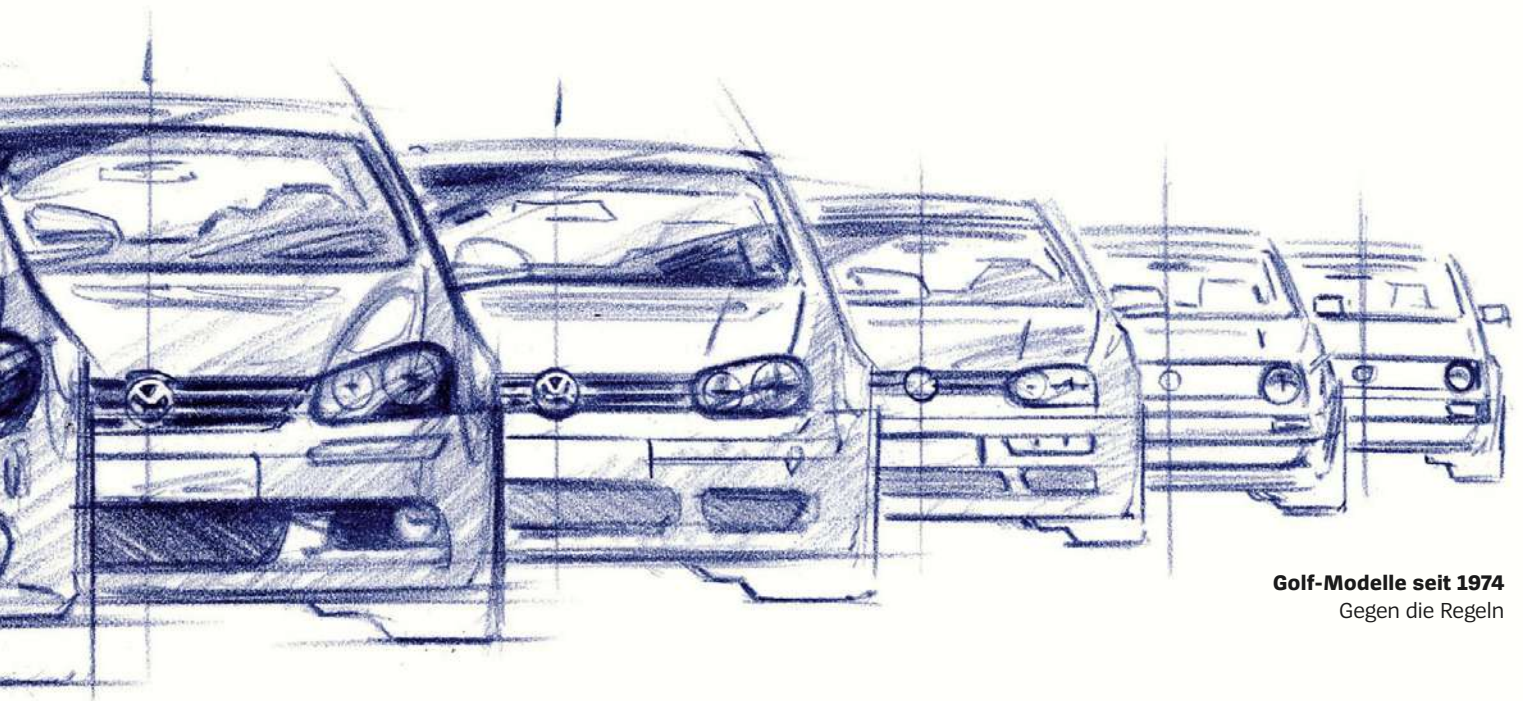
Bei einem VW-Konkurrenten löst diese Schlampe bei Vorserienautos Kopfschütt-

eln aus: »Das ist unvorstellbar.« Der Sprecher eines anderen Konzerns warnt davor, »diese Geschichte zu glauben, die kann nicht wahr sein«.

Ist sie aber.

Denn schon seit zweieinhalb Jahren ist der Skandal ein Dauerthema im Vorstand der Marke VW. An seiner Spitze: Herbert Diess, inzwischen auch Volkswagen-Konzernchef. Er ließ sich ständig berichten, erstmals Mitte 2016, zuletzt nachweislich im August 2018. Statt aber die verdächtigen Autos sofort aus dem Verkehr zu ziehen, blieben fast alle auf der Straße. Bis heute. Diess wollte offenbar zunächst einen Weg suchen, wie VW aus der Sache herauskommt. Noch dazu möglichst billig.

Erst im Mai beschloss der Konzern ein Rückkaufprogramm. Volkswagen will mindestens 5555 Fahrzeuge aus dem Verkehr ziehen, die »nicht vermarktungsfähig« waren – die peinliche Diagnose: »unklarer Bauzustand«. Seitdem wurde noch mehr Zeit vertrödelte, etwa mit der internen Klärung, was VW den Kunden für ihr Auto zahlen will. Vor ein paar



Golf-Modelle seit 1974
Gegen die Regeln

Tagen war es dann so weit. Die Wolfsburger schickten Briefe an die Autobesitzer. »Rückrufaktion 01C5«. Es könnten »Einschränkungen einzelner Systeme vorliegen«, hieß es nebulös – VW wolle das Auto gern zurückkaufen. Und: »Wir bedauern diese Umstände zutiefst und bitten Sie um Entschuldigung.«

Das Wort »Vorserienfahrzeug« tauchte allerdings nicht auf. Von einem »ernsthaften Risiko« für »Verletzungen« stand da auch nichts. So etwas fanden verdutzte Kunden erst nach einigem Herumsuchen im Netz auf einer Warnseite der EU-Kommission, der die Sache nach mehr als zwei Jahren gemeldet wurde. Das alles deutet darauf hin, dass sich mit Diess an der Spitze bei VW nach »Dieselgate« nicht viel geändert hat. Diess pocht auf einen neuen Stil, Transparenz, Sauberkeit, aber wenn es darauf ankommt, kann auch er das Herumeiern nicht lassen.

Alarmstufe Rot: In der Chronik der Affäre taucht die erste Warnung am 13. Juli 2016 auf. Die Revision der Marke VW schaute sich gerade an, was mit Vorserienfahrzeugen passierte. Die Ergebnisse waren so ernst, dass die Prüfer nicht abwarten wollten, bis sie fertig waren, sondern eine akute »Prüfungsmittelteilung« abschickten. Sie ging an Diess und fünf weitere Vorstände der Marke VW, außerdem an Hiltrud Werner, damals Leiterin der Konzernrevision, heute im Vorstand zuständig für Sauberkeit bei Geschäften. Das Papier war als »vertraulich« eingestuft und meldete schon im Titel »Dringenden bereichsübergreifenden Handlungsbedarf«.

Auf der zweiten Seite leuchtete eine symbolische rote Ampel; bei VW heißt das: »Kritikalität sehr hoch«. Und auf Seite drei stand: »Vorserienfahrzeuge, die Problematiken unterliegen, wurden ohne Prüfung und Korrektur vermarktet.« VW lieferte also Fehlerautos auf die Straße. Aufgefallen war das in deutschen VW-Werkstätten. Bis August 2015 waren 31 Autos aufgetaucht, bei denen die Mechaniker nicht mehr weiterwussten: Ihre Diagnosegeräte schienen zu spinnen, konnten die Autos nicht erkennen, die Fehler nicht auslesen.

Etwa bei dem Golf 7, Modelljahr 2013, den Birgit M. in ihre Werkstatt gefahren hatte und der auch in der Akutmeldung

der Revision auftaucht. Die Angestellte wollte in den Urlaub fahren, hatte aber Probleme mit dem Navi. Das Auto stand 69 Tage in der Werkstatt, der Leihwagen kostete 1510 Euro, die Reparaturkosten hatten 2070 Euro erreicht, weil das Radio-Navi ausgetauscht wurde. Erfolglos.

Das neue ließ sich nicht in Betrieb nehmen, weil die Software der Werkstatt nur Autos mit Produktionsnummern erkennt, die nach dem Serienstart vergeben wurden. Dass seine Leute es mit einem Vorserienauto zu tun hatten, ahnte der Händler aber zunächst nicht.

In anderen Fällen blieb es nicht bei defekten Navis oder Lautsprechern: Im Modelljahr 2009 baute VW 17 Golf der sechsten Generation für Pressevorführungen. An Bord eine Technik namens Adaptive Cruise Control, kurz ACC, die aber nicht für den Straßenverkehr zugelassen war. Das System misst den Abstand zu anderen Autos und soll Auffahrunfälle verhindern. »Vor der Vermarktung wurden nicht alle Fahrzeuge umgerüstet«, heißt es in der Prüfmitteilung. Drei Autos liefen derzeit noch »bei Kunden«.

Wenn man anderen Herstellern glaubt, ist so etwas bei ihnen undenkbar. BMW und Mercedes zerstören seit Jahren jedes Auto, das vor dem Serienstart gebaut wurde. Ford teilt mit, dass so gut wie alle Autos verschrottet würden. Einzige Ausnahme: ein paar Fahrzeuge für Hochschulen und Lehrwerkstätten, damit Studenten und Azubis daran herumschrauben können.

Dagegen traute sich VW mit Vorserienautos offensiv in den Markt, vertickte sie



FRANK SCHINSKI

Volkswagen-Chef Diess
»Kritikalität sehr hoch«

an arglose Kunden. Was verkauft, was verschrottet werden durfte, regelte das »Konzern-Mengenhandbuch«. Danach galt: Alle handgebauten Prototypen endeten in der Schrottpresse, genauso die »Vorserien-Freigabe-Fahrzeuge« (VFF). Das sind – acht Monate vor dem Serienstart – die ersten Autos, die maschinell gebaut werden. Auch für die nächste Stufe, die Produktionsversuchsserie (PVS), sah das Handbuch den Autofriedhof vor. Damit wird sechs Monate vorher getestet, wie die Fertigung läuft. Es reicht, wenn PVS-Autos am Ende die Qualitätsnote 3 packen.

Dagegen war man bei Volkswagen – wie übrigens auch bei Opel – der Meinung, dass die »Null-Serie« zu schade zum Wegwerfen sei. Dabei geht es um die Autos, die in den letzten drei Monaten vor dem Serienstart entstehen und die Note 1 erreichen sollen. Oft landen sie bei VW erst mal bei Mitarbeitern, die ans Werk melden, wie sich das neue Auto fährt; dann wird der Wagen zu Geld gemacht. »Die Null-Serien-Fahrzeuge sind grundsätzlich kundentauglich und können verkauft werden«, heißt es dazu im VW-Handbuch.

Opel versichert: Was von der Null-Serie an Kunden geht, entspricht »zu 100 Prozent dem Serienzustand«. Bei Volkswagen war das anders. Zumindest wusste 2016 keiner im Konzern, was genau man da auslieferte – und welche Fehler möglicherweise in den Karren versteckt waren. »Den bisherigen Grundsatz, dass zumindest Fahrzeuge der Null-Serie vermarktungsfähig sind, können wir so nicht mehr unterstützen«, meldete deshalb die Revision und ließ im September 2016 den gesamten Vorserienverkauf stoppen.

Da hatte VW schon begonnen, Autos zurückzukaufen, die in den Werkstätten gestrandet waren. Allerdings erst mal nur sieben, darunter der Golf von Birgit M. Als der SPIEGEL sie jetzt anrief, wurde es ein kurzes Gespräch: Sie sei mit dem Angebot von VW sehr zufrieden gewesen, mehr werde sie nicht sagen. Offenbar wollte Volkswagen jedes Aufsehen vermeiden.

Am 21. Oktober 2016 legte die VW-Revision schließlich ihren Hauptbericht vor; 40 Seiten, ein Desaster; die Ampel leuchtete tiefrot. Rund 120 Millionen Euro hatte VW allein von 2013 bis 2015 mit dem Verkauf von Vorserien eingekassiert; das Prinzip Vorsicht war dabei wohl auf der Strecke geblieben. »Es besteht das Risiko, dass nicht serienkonforme Hard- und Software unentdeckt bleibt und somit vor Kunden gelangen kann.« Vor Kunde, das heißt im VW-Slang: beim Käufer.

Die Prüfer attestierte »erhebliche Schwächen«; die »Governanceaufgaben«, also die Verantwortung für saubere Geschäfte, seien »im Wesentlichen nicht wahrgenommen worden« – das richtete sich ans Topmanagement.



ARNALDO CRUZEIRO / VOLKSWAGEN AG

Skizze eines VW Touareg: »Mit Bitte um Stilllegung«

Knapp 46 000 Vorserienfahrzeuge hatte VW demnach von 2006 bis 2015 gebaut. Mindestens 16 236 kamen als Neu- und Gebrauchtwagen auf den Markt; bis zum Verkaufsstopp im September 2016 dann noch mal 600. Allein für die Baujahre von 2010 bis 2015 stuften die Prüfer 9063 Autos als Risikofahrzeuge mit »unklarem Bauzustand« ein. Vor allem die Elektronik könne Ärger machen, möglicherweise hätten die Wagen nie verkauft werden dürfen. Das müsse man nun Auto für Auto prüfen.

Die meisten stammten aus der Null-Serie. Aber selbst 88 aus den früheren Versuchsstufen VFF und PVS hatten es in den Markt geschafft, weil Volkswagen sie nicht sauber in die Computersysteme einsortiert hatte. Nach den Konzernrichtlinien hätten sie zwingend verschrottet werden müssen.

In einigen Fällen stieß die Revision auf Manipulationshinweise: Werke hatten demnach »manuell« Karosserienummern von Vorserienautos auf den Starttermin der regulären Serie verschoben und so das echte Herstellungsdatum verschleiert. »Die Veränderung der PKN (Produktionskennnummer – Red.) ist unserer Einschätzung nach nicht ordnungsgemäß. Es konnte uns kein Beschluss oder schriftliche Anweisung vorgelegt werden, der dieses Vorgehen zulässt«, heißt es im Bericht. VW sagt dazu heute, es seien keine Fahrzeugnummern manipuliert worden.

Eine Nebenspur führte die Prüfer noch in eine andere Dunkelkammer von VW: Nur gut 500 Wagen, die in den Werken ausgemustert werden, kann VW selbst verschrotten. Die anderen 3000 gehen an private Verwerter. Die machen ihr Geld aber nicht nur mit Schrott, sondern auch mit den Teilen, die sie ausbauen und verkauf-

fen dürfen. Ausgenommen sind Teile, die nicht serienreif sind. So die Vorschriften bei VW.

Die Praxis sieht offenbar anders aus. Ausgerechnet die Verschrotter, die mit den Teilen ihr Geld verdienen, sollen feststellen, welche nicht auf Serienstand sind. Auch wenn sie sich alle Mühe gäben: »Die Entsorgungsbetriebe können die Pflicht zur Prüfung der Hard- und Software auf Serienstand vor dem Teileverkauf nicht erfüllen, da hierzu keine Prüfmittel existieren«, rügte die Revision. Sie warnte VW deshalb vor erheblichen »Produkthaftungsrisiken«.

Auch dieser Revisionsbericht landete bei VW-Markenchef Diess. Der gründete daraufhin ein Krisenteam. Die Aufgabe: die Altlasten beseitigen und Ärger in Zukunft vermeiden. Oder wie das Ziel im Konzern-Kauderwelsch hieß: »In-Ordnung-Fahrzeuge vor Kunde, Umsatzsicherung für VW«.

Aussteigen aus dem Millionengeschäft mit Vorserienautos wollte Diess also keineswegs. Genauso wenig wollte er offenbar alle verdächtigen Altautos sofort aus dem Verkehr ziehen. Stattdessen bastelte der Konzern an einer Strategie und sammelte Informationen über die Autos, während ahnungslose Kunden weiter damit herumfuhren.

So verging die Zeit. Im August 2018 legte die Revision wieder einen Bericht vor; auch er ging an Diess, der inzwischen zum Konzernchef aufgestiegen war. Das Problem, dass Verschrotter möglicherweise Risikoersatzteile verkaufen, war immer noch ungelöst.

Dafür war es dem Krisenteam gelungen, die meisten der 9063 Autos aus den Baujahren 2010 bis 2015 wiederzufinden.

Immer wenn eines davon in eine Werkstatt kam, nahm die Taskforce den Zustand auf.

Im September, zwei Jahre nach der ersten Meldung, informierte Volkswagen endlich das Kraftfahrt-Bundesamt. Dort war man entsetzt über einen derart krassen Verstoß gegen Zulassungsbestimmungen. Die Beamten in Flensburg forderten den Bericht der VW-Revision an, ordneten einen verpflichtenden Rückruf an und informierten die EU. »Diese Fahrzeuge sind unzulässig in den Verkehr gekommen«, erklärt das Bundesverkehrsministerium – mit anderen Worten: Sie hätten niemals verkauft werden dürfen und besaßen auch nie eine gültige Zulassung.

Bei VW will man trotzdem fast alles richtig gemacht haben. Vorserienautos zu verkaufen sei grundsätzlich erlaubt, sogar weitverbreitete Praxis in der Branche, behaupten die Wolfsburger. Außerdem habe man nach der ersten internen Warnmeldung mit Hochdruck aufgeklärt. Doch erst nach der Kontrolle aller verdächtigen Autos habe man auch Behörden und Kunden informieren können. Der Rückruf sei nun eine »vorsorgliche, proaktive Vorgehensweise«, um mögliche Risiken auszuschließen. Bis heute sei VW kein Unfall bekannt, der auf eine »nicht serienmäßige Ausstattung« zurückzuführen sei.

Beim Rückkaufprogramm geht es jetzt um mindestens 5555 Fahrzeuge in mehr als 60 Staaten; 3897 davon stehen in Deutschland. Dazu gehören 1006 Golf, 735 Passat, 457 Polo, 368 Tiguan. Wie der Rückkauf ablaufen soll, haben die Wolfsburger scharf durchgeplant. Vor allem soll er nicht viel kosten. In Internetforen murren Autobesitzer, man wolle sie mit dem Listenpreis für ihren Gebrauchten abspesen.

In einer internen Kalkulation rechnete VW dagegen auch schon mal anders: der ADAC-Listenpreis plus Aufschlag, 25 bis 100 Prozent. Wenn sich Besitzer dann immer noch querstellen, würde sie Volkswagen, so das Papier, zumindest in Deutschland kalt enteignen: durch eine Meldung an das Kraftfahrt-Bundesamt – »mit Bitte um Stilllegung«, wie es im Papier heißt.

Viel lieber ist dem Konzern aber das, was er den »Best Case« nennt: »Anbahnung Folgegeschäft«. Der Kunde, den man jahrelang mit einer Gurke aus der Vorserie hat herumfahren lassen, soll die Rückkaufprämie gleich wieder in einen VW stecken. Vielleicht ja in eines von 5000 Null-Serien-Autos, die im Sommer auf Halde standen. Auch die werden überprüft. Möglicherweise lassen sie sich doch noch verkaufen.

Rafael Buschmann, Jürgen Dahlkamp,
Simon Hage, Gunther Latsch,
Jörg Schmitt, Gerald Traufetter



Sonderausgabe

Der große Rückblick 2018

Die Geschichten und
Gesichter dieses Jahres

DER SPIEGEL



UFO-Chef Baublies: Rückzahlung von gut 200 000 Euro innerhalb von sieben Tagen

Mayday

Luftfahrt Der Ex-Chef der Flugbegleiterorganisation UFO soll Privateinsparungen dienstlich abgerechnet haben. Zudem fordert die Lufthansa von der Gewerkschaft für mehrere Mitarbeiter Gehalt zurück.

Drei Buchstaben genügen, um Flugreisenden einen Schrecken einzujagen: U – F – O. Die Unabhängige Flugbegleiter Organisation. Sie ist eigentlich eine kleine Gewerkschaft mit rund 15 000 Mitgliedern, aber sie ist mächtig und gefürchtet, weil sie mit Warnstreiks in der Urlaubszeit für Chaos sorgen und den Luftverkehr in Deutschland lahmlegen kann.

Doch die starke kleine Truppe gerät nun selbst ins Chaos. Es geht um dubiose Ab-

rechnungen von Dienstwagen und Dienstreisen, Champagner- und Austern-Gelage auf UFO-Kosten oder eine Privatwohnung, die als Gewerkschaftsbüro vermietet wurde. Um persönliche Bereicherung zuzulasten der Mitglieder.

Mittendrin im Sumpf: Ex-Chef und Vorstand Alexander Behrens, 44. Pikanterweise ist er zugleich Lufthansa-Aufsichtsrat und sitzt im Prüfungsausschuss, jenem Gremium, das vor allem für Kontrolle und Antikorruptionsregeln zuständig ist.

Und das ist sogar noch das kleinere Problem, mit dem die UFO gerade kämpft. Hinzu kommt eine Zahlungsforderung der Lufthansa, die durchaus das Zeug hat, die Gewerkschaft an den Rand des Ruins zu treiben. Und es ist von außen nicht einmal klar zu sagen, wer da eigentlich geschlampt hat: die Lufthansa oder die UFO.

Der Luftfahrtkonzern, bei dem sowohl Ex-Chef Behrens als auch UFO-Tarifexperte Nicoley Baublies, 46, als Flugbegleiter angestellt sind, fordert von diesen Gehalt zurück. Im Fall von Baublies zurückgerechnet über vier Jahre. Er soll den gesamten Lohn, den er zwischen 2015 und November 2018 erhalten hat, zurückzahlen, innerhalb von sieben Tagen – insgesamt immerhin 206 213,03 Euro.

Die Lufthansa-Personalabteilung begründet die Forderung damit, dass Baublies schon lange nicht mehr in seinem Hauptjob als Kabinenchef arbeite, sondern überwiegend der UFO diene. Einerseits stimmt das. Schließlich hatte Baublies 2015 den ersten und längsten Streik der Flugbegleiter in der Firmengeschichte organisiert und danach einen komplizierten Tarifvertrag ausgehandelt, an dessen letzten Details bis heute gefeilt wird. Andererseits war diese Tatsache nun wirklich kein Geheimnis, und der UFO-Mann wundert sich, warum die Lufthansa nach fast vier Jahren damit um die Ecke kommt.

Doch nicht nur Baublies soll zahlen. Der Gewerkschaft selbst stellt das Unternehmen kurzfristig gut eine halbe Million Euro in Rechnung – für denselben Sachverhalt. Dabei beruft sich Lufthansa auf eine Regelung aus dem Jahr 2013: Für jeden Tag, den eine Kabinenkraft ausfällt, weil sie außerhalb für die Gewerkschaft tätig ist, heißt es da, könne der Konzern der UFO bis zu 380 Euro berechnen.

Ob diese Forderung Bestand hat, zweifeln UFO-Leute natürlich an. Sie verweisen auf andere Vereinbarungen, die ihre Position angeblich stützen. Zudem sei die Freistellung von Baublies und einem weiteren UFO-Mann mit dem obersten Tarifexperten des Konzerns abgesprochen gewesen. Lufthansa bestreitet das.

Vor allem irritiert Baublies, dass die Lufthansa ihren angeblich erlittenen Schaden doppelt erstattet bekommen möchte, einmal von der Gewerkschaft und einmal von ihm selbst. »Wir wurden nicht einmal vorgewarnt«, empört er sich. Ein Lufthansa-Sprecher sagt, man sei zu Kompromissen bereit, müsse aber die Beträge gesondert geltend machen, da es sowohl von der Gewerkschaft als auch von Baublies versäumt worden sei, Anträge auf Freistellung von der Dienstpflicht zu stellen.

Klar ist, dass diese Hauruck-Aktion das ohnehin angespannte Verhältnis zwischen Lufthansa-Chef Carsten Spohr und Baublies sowie weiteren UFO-Vorständen wei-

ter verschlechtern wird. Unklar ist, ob dies ein gezielter Schlag gegen die UFO ist – oder eher aus Chaos und Unvermögen aufseiten der Lufthansa geschah.

Es sind eine Menge Fragen offen. Wie kann es sein, dass bei der Lufthansa vier Jahre lang angeblich berechnete Forderungen an die Gewerkschaft übersehen wurden? Und hat bei der Firma jahrelang niemand bemerkt, dass Baublies »seit mehreren Jahren eine monatliche Vergütung« erhielt, »ohne dafür (seiner) arbeitsvertraglichen Arbeitspflicht« nachzukommen?

Schlendrian und Dilettantismus wären noch die harmloseste Erklärung. Verdächtig ist, dass der Lufthansa das alles nicht aufgefallen sein will, solange der Tarifkonflikt schwelte und die Verträge noch nicht fertig waren. Hätte sie die jetzt zugestellten Rechnungen bewusst zurückgehalten, könnte das als verdeckter Versuch der Einflussnahme gewertet werden.

Auch für UFO-Vorstand Behrens fordert die Lufthansa von der Gewerkschaft Geld zurück. 86 683,45 Euro – für Gehaltszahlungen, die ab September 2016 an den damals neu ernannten Gewerkschaftsboss flossen. Das, so erklärt Lufthansa, sei zwischen dem Flugbegleiter und der Geschäftsleitung damals vereinbart worden. Die Kollegen in der Gewerkschaftsführung

wussten nach eigenen Angaben nichts von der Absprache und zeigen sich entsetzt. Sie wollen den Betrag nicht zahlen und notfalls von Behrens eintreiben.

Baublies & Co. haben Behrens ohnehin im Visier – wegen angeblicher Verfehlungen und Selbstbedienung zulasten der UFO-Kasse. Die Vorgänge spielten auf der vergangenen Mitgliederversammlung am 21. November eine zentrale Rolle.

Behrens soll die UFO-Kreditkarte seit geraumer Zeit unzulässigerweise für private Flüge und Mietwagenrechnungen benutzt haben. Auch üppige Spesen für Restaurantbesuche ohne Bezug zur UFO sollen abgerechnet worden sein – inklusive Austern und Champagner. Behrens' Rechtsanwalt teilt mit: »Wir werden die Vorwürfe umfänglich aufarbeiten und zeigen, dass nicht eine einzelne Person an den Pranger gestellt gehört. Es gibt politische Hintergründe innerhalb des UFO-Vorstands, weshalb es diese gezielten Anschuldigungen gibt.«

Behrens soll zudem Reisekosten abgerechnet haben, obwohl ihm die UFO zeitweise Zuschüsse zu einer Zweitwohnung an ihrem Sitz in Walldorf bezahlte. Das Geld wurde inzwischen zurückerstattet. Fahrtkosten sollen zum Teil doppelt geltend gemacht und bezahlt worden sein. Der UFO-Boss soll auch einen Leasing-

vertrag über monatlich 700 Euro samt Versicherung über die Gewerkschaft abgerechnet haben, obgleich das Fahrzeug auf einen Dritten zugelassen gewesen sein soll.

Gemeinsam mit UFO-Vorstandsmitglied Christoph Drescher soll Behrens zudem teure Berater engagiert haben – ohne dass ein Vorstandsbeschluss dazu vorlag.

Drescher ist im UFO-Vorstand für internationale Beziehungen und Lobbyarbeit zuständig. Ihm wird vorgeworfen, die Berliner Wohnung seines Ehepartners auf Kosten der Gewerkschaft zu überhöhten Preisen als Büro angemietet zu haben. Die Gewerkschaft soll sich ohne offiziellen Vorstandsbeschluss auch an happigen Renovierungskosten großzügig beteiligt haben. Drescher versichert, die Wohnung sei »in der besten Absicht, UFO eine möglichst kostengünstige Hauptstadtniederlassung zu ermöglichen« angemietet worden. Dies habe zu Missverständnissen geführt. Deshalb sei der Mietvertrag zu Ende Oktober 2018 gekündigt worden, »geleistete Überzahlungen« wären inzwischen beglichen.

Wie es mit Behrens weitergeht, ist unklar. Der letzten Sitzung des Lufthansa-Aufsichtsrats am vergangenen Dienstag blieb er erst einmal fern – aus Krankheitsgründen. Dinah Deckstein, Martin U. Müller

Mehr im Blick



Auf Erfolg fokussieren.

Investitionen zielführend begleiten.

Ihre Vorhaben werden durch unsere Erfahrung und Expertise zum Volltreffer. Wir begleiten Sie bis ans Ziel:
mehr-im-blick.com

 Finanzgruppe

Deutsche Leasing 

Riskante Kunden

Geldwäsche Die Aufseher verlieren die Geduld mit der Deutschen Bank. Deren Chef Sewing kämpft mit mehreren Skandalen gleichzeitig.

Vor einigen Wochen, irgendwann im Spätsommer, hatte Christian Sewing endlich einmal Grund zum Jubeln. Für einen Tag war der Deutsche-Bank-Chef um die halbe Welt geflogen, nach Tokio, um beim Technologiekonzern Softbank vorzusprechen. Die Mobilfunktochter des japanischen Unternehmens plant den Gang an die Börse und braucht Investmentbanken, um ihre Aktien zu verkaufen. Mit einem Volumen von umgerechnet 21 Milliarden Euro dürfte es einer der größten Börsengänge aller Zeiten werden; entsprechend viel zu verdienen gibt es für alle, die dabei mithelfen.

Die Präsenz des Vorstandschefs, so heißt es in Frankfurt, habe die Softbank-Manager davon überzeugt, der Deutschen Bank, neben anderen Instituten, den lukrativen Prestigeauftrag zu geben. Zudem habe der Fernosttrip Sewing geholfen, sein Ansehen bei den eigenen Investmentbankern in London und New York zu verbessern. Die erwirtschaften noch immer den Großteil des Konzernumsatzes, erkannten den neuen Chef jedoch kaum, als er im April antrat. Seine fast 30-jährige Karriere bei der Bank hat er meist in den Hinterzimmern des Konzerns verbracht, etwa in der Risikokontrolle.

Um sich seinen Dealmakern artgerecht vorzustellen, gab Sewing die Parole aus, die Deutsche Bank müsse bei der Kundenakquise wieder »Jägermentalität« entwickeln. Schließlich flatterten die Aufträge nach zehn skandalreichen Jahren, horrenden Verlusten und andauernder Börsentalfahrt nicht von selbst herein. Die flotten Töne kamen an; nach dem Softbank-Coup verspürte Sewing gar »Aufbruchstimmung«.

Ein paar Wochen später ist sie verflogen, die Deutsche Bank zurück im Panikmodus. Gleich mehrere Ereignisse haben den Konzern so durchgerüttelt, alles steht plötzlich wieder infrage: Strategie, Eigenständigkeit und Strahlkraft des Chefs. Erstens die Razzia Ende vorvergangener Woche: 170 Beamte stürmten die Konzernzentrale, um

Dokumente zu beschlagnahmen. Es ging um Vorwürfe gegen zwei Mitarbeiter, die bis ins Jahr 2018 hinein Kunden geholfen haben sollen, Offshorefirmen in Steuerparadiesen zu gründen und Geld aus Straftaten zu legalisieren. Zweitens ist der Konzern tief in die Geldwäschearaffäre der Danske Bank (SPIEGEL 48/2018) verstrickt. Drittens hat die Finanzaufsicht BaFin Sonderbeauftragte entsendet, weil sie an der Fähigkeit der Bank zweifelt, Geldwäsche und Terrorismusfinanzierung zu bekämpfen. Ein Topaufseher sagt: »Wir sind mit unserer Geduld am Ende.«

Die Fälle sind nicht völlig gleich, aber ähnlich gelagert, und sie laufen auf dieselbe Erkenntnis hinaus: Noch immer ist die Deutsche Bank nicht fähig oder willens – oder beides – sicherzustellen, dass ihr bei der von Sewing ausgerufenen Kundenjagd keine schweren Fehler unterlaufen. Das erstaunt umso mehr, als die damalige

Client«-Prozess (KYC) zu professionalisieren, um die Kunden zu durchleuchten – eigentlich eine Selbstverständlichkeit für eine Großbank. Es trägt den martialischen Namen »Three Lines of Defense«, die Idee dahinter ist trivial: In erster Linie müssen die Betreuer selbst garantieren, dass die Kunden seriös sind. Danach, in der zweiten Linie, sollen Bereiche wie Risikokontrolle und Compliance Gefahren einschätzen, die sich aus bestimmten Geschäften ergeben. Die dritte und letzte Abwehrlinie bildet die Konzernrevision; sie muss dafür sorgen, dass alle Bereiche reibungslos miteinander vernetzt sind.

Inzwischen, da sind sich Ermittler und Bankaufseher sicher, ist vor allem die erste Abwehrreihe das größte Problem, mehr noch als die vielfach gescholtene IT. Immer noch gebe es eine »Lehmschicht« aus Beratern und Investmentbankern, vor allem in London und New York, die sich kaum

dafür interessierten, im Tagesgeschäft die Vorgaben der Konzernführung umzusetzen. Zumal der anhaltende Bedeutungsverlust der Deutschen Bank im Kapitalmarktgeschäft sie fast schon zwingt, Geschäfte mit riskanten Kunden zu machen. Ein Teufelskreis.

Zudem mangelt es im Investmentbanking an tugendhaften Vorbildern. So gilt Spartenchef Garth Ritchie als Vertreter der alten Garde. Der smarte Südafrikaner heuerte 1996 an, als die Deutsche Bank gerade zu ihrem Investmentbanking-Feldzug ansetzte. Seit 2017 leitet er die Sparte, hatte im Frühjahr aber schon die Kündigung verfasst, weil ihm die Dauerkrise zusetzte. Dann folgte ein Vorstandsumbau, und Ritchie war plötzlich Sewings Stellvertreter. »Ein guter Kundenmann, aber kein Compliance-Vorbild«, sagt ein Kontrolleur.

Konkrete Vorwürfe gegen Ritchie gibt es nicht – aber eben auch nicht das Zutrauen der Behörden, dass die Bank auf Dauer mit Führungskräften wie ihm auf den rechten Pfad zurückkehrt. Im Aufsichtsrat nimmt die Kritik zu, ebenso an Compliance-Vorständin Sylvie Matherat, der wichtigsten Mitarbeiterin der zweiten Linie der »Three Lines of Defense«.

Zunächst bleiben die beiden wohl im Amt; in der völlig verunsicherten Bank gibt es, zumindest kurzfristig, den dringenden Wunsch nach Ruhe. Sollte sich jedoch abzeichnen, dass sie nicht rasch gravierende Fortschritte macht im Kampf gegen Geldwäsche und bei der Kundenauswahl, wird es nicht dabei bleiben, dass die Deutsche Bank abermals Bußgelder zahlen muss. »Dann«, so heißt es in Frankfurt, »werden Köpfe rollen.« Tim Bartz



Deutsche-Bank-Zentrale: »Lehmschicht« aus Beratern

Bankspitze schon 2013 versprochen hatte, künftig sorgfältig nachzuschauen, mit wem sie Geschäfte macht. Anlass waren die Affäre um manipulierte Libor-Zinsen und der Schmutz im Handel mit CO₂-Emissionszertifikaten. Auch damals gab es eine spektakuläre Durchsuchung, über der Zentrale kreisten Polizeihubschrauber. Diese und andere Skandale kosteten die Bank Milliardenstrafen.

Der geschockte Konzern installierte ein Radarsystem, um seinen »Know Your



DIE WELT DES **CHRISTOPHER WOOL**

Einmal im Jahr gestaltet ein zeitgenössischer Künstler DIE WELT. Am **14. Dezember 2018** erscheint die neunte Künstlerausgabe.

DIE  **WELT**

Unternehmen Wunderkind

Kunstmarkt Die Boulevardpresse feiert Leon Löwentraut als junges Malergenie. Doch sein Erfolg ist vor allem das Ergebnis einer ehrgeizigen Inszenierung. Er ist der ideale Star für eine Zeit, in der es reicht, berühmt zu sein, egal wofür.



FRANK BEER / DER SPIEGEL

Malers Löwentraut im Atelier: Weltschmerz hat noch keiner Künstlerbiografie geschadet

Manchmal sind Menschen gemein zu Leon Löwentraut, doch er weiß sich zu wehren. Er malt sie. Leuten, die nicht ehrlich mit ihm umgehen, verpasst er zwei Gesichter.

Ein Mädchen, das ihn enttäuscht hat, findet sich auf der Leinwand wieder neben einem Jungen; sie mit ganzem Herzen, er mit gebrochenem. Eine andere junge Frau, die ihn verletzt hatte, stellte Löwentraut auf einem Bild von den Füßen auf den Kopf, das hat sie davon. Löwentraut seufzt: »Ich ziehe immer die falschen Frauen an. Oder sie mich.« Aus ihm spricht jahrzehntelange Lebenserfahrung. Er ist 20.

Wenn Künstler leiden, entstehen nicht zwangsläufig große Werke. Aber etwas Weltschmerz hat noch keiner Künstlerbiografie geschadet, das hat Löwentraut ganz richtig erkannt.

Löwentraut ist der bedeutendste deutsche Maler seiner Generation, jedenfalls wenn es nach »Bild« oder RTL geht. Sie feiern ihn als »Wunderkind« und »Maler-genie«, das treibt die Preise seiner Werke in die Höhe. Der Rummel um Löwentraut und seine farbenfrohe Malerei ist das Ergebnis einer ehrgeizigen Inszenierung.

In Talkshows nimmt er den Mund gern voll, was in Kombination mit seinem büschchenhaften Aussehen gut ankommt. Bei Vernissagen lässt er sich für seinen YouTube-Kanal von einem Kamerateam filmen, auf Instagram posiert er wie ein Popstar. Er hat eine eigene App und als Logo ein geschwungenes »LL«, das jeden Parfumhersteller schmücken würde.

Löwentraut ist ein Medienphänomen, im Kulturbetrieb dagegen spielt er ungefähr eine so große Rolle wie Harald Glööckler in der Modebranche oder Tim Mälzer in der Haute Cuisine; also keine. Die Kunstwelt belächelt ihn, die Feuilletons ignorieren ihn weitgehend. An Kunsthochschulen gilt er als Feindbild, er selbst hat nie eine besucht, die Düsseldorfer Akademie lehnte ihn ab. Angeblich hat er sich das Malen selbst beigebracht, dabei eifert er im Wesentlichen Vorbildern nach.

Löwentraut hat zwei Lebensziele. Er möchte so berühmt werden wie Picasso, das hat er bei »Markus Lanz« gesagt. Und: Vor seinem 30. Geburtstag will er im New Yorker MoMA ausstellen, dem berühmtesten Museum der Welt. Beidem gilt all sein Streben wie auch das seiner Eltern. Geschafft hat er es immerhin schon ins »Moma«, das »Morgenmagazin« der ARD. Und in New York war er dieses Jahr auch.

Manhattan im Mai, 70. Straße. Einige Hundert Meter weiter beginnt der Central Park, ein paar Häuser in die Gegenrichtung wohnt Woody Allen. Löwentraut, rosige Wangen, die blonden Haare zurückge-gelt, entsteigt einer Limousine. Er trägt einen fein karierten Anzug, Krawatte, Ein-

stecktuch und betritt eine Backsteinvilla. Hier hat Asher Edelman seine Galerie, in den kommenden Wochen stellt er 15 Löwentraut-Werke aus. Edelman, 79, war ein gefürchteter Börsenhai und diente in Teilen als Vorbild für Gordon Gekko, den von Michael Douglas gespielten Unternehmensplünderer in »Wall Street«. Als Kunsthändler hat er ein überschaubares Renommee. Löwentraut ist das gleich, Hauptsache, New York. Er findet, dass sie gut zueinanderpassen, die Stadt und er: New York ist groß, er denkt groß.

Edelman begrüßt ihn. Er lobt Löwentraut für seine Ausdruckstärke. Das Haus füllt sich. Nach nicht mal einer Stunde tritt Löwentrauts deutscher Galerist Dirk Geuer, ein leutseliger Lockenkopf, an seinen Protegé heran und sagt: »Leon, alle Bilder sind verkauft!« Die Umstehenden quittieren es mit anerkennendem Nicken.

Löwentraut ist zurückhaltend an diesem Abend, er wirkt überfordert. Nicht wie ein Wunderkind, eher wie ein Kind, das in ein Wunderland geraten ist und nicht weiß, wie ihm geschieht. Womöglich ist es das, was den Menschen Leon Löwentraut von der Kunstfigur unterscheidet, dem It-Boy und Meister der Selbstvermarktung.

Auf Instagram setzt Löwentraut sich in Szene, als wäre er der neue Justin Bieber. Die Haare zur Tolle gekämmt, Sonnenbril-

Ob seine Bilder Kunst sind, gilt als strittig. Löwentraut lässt sich davon nicht beirren.

le, Kapuzenpulli oder weit offenes Hemd, mal schwarz-weiß fotografiert, mal in Farbe, ein Spiel mit Licht und Schatten. Es gibt ein Foto, er beim Malen, bekleidet nur mit Shorts. Andere Bilder zeigen ihn in krass buntem Mantel, er trug ihn bei seiner Ausstellung im Juni auf Mallorca, zu der er in einer Kutsche vorfuhr.

Zu einer Vernissage auf einer Burg nahe Münster kam er im August in einem grünen VW-Käfer-Cabrio, am Steuer sein Vater. Den Weg säumten Hunderte Menschen, einige mit Zeitungsausschnitten; im Vorfeld hatte das Lokalblatt in Absprache mit Löwentraut ein Werk von ihm abgedruckt, dazu den Hinweis, die Leser sollten es mitbringen, der Künstler werde es signieren.

Ihre Vollendung findet Löwentrauts Show, indem er und sein Umfeld bestreiten, dass es sich um eine solche handle. Galerist Geuer beteuert: »Das ist keine Inszenierung, Leon ist so!« Löwentraut sagt: »Es geht nicht um mich, sondern um meine Kunst. Ich will nur malen, das ist für mich das Wichtigste im Leben.« Wobei, ein bisschen geht es natürlich auch ums Geschäft.

Seine ersten Werke verkaufte Löwentraut mit zehn Jahren an seine Stamm-pizzeria. Sieben DIN-A4-Blätter mit Gesichtern, nach Picassos Vorbild gezeichnet in einem Strich, Gesamtpreis: 150 Euro. Zur Konfirmation ließ er sich seine erste Ausstellung schenken, ein Großonkel kannte einen Galeristen, irgendwo bei München.

Der erste Text, der vom Talent des Knaben kündete, erschien im »Bonner General-Anzeiger«, verfasst von einem Mitschüler. Danach berichtete SPIEGEL ONLINE über ihn. Bekannt wurde er mit 16 durch einen Auftritt bei »TV total«: Er und Gastgeber Stefan Raab malten in der Sendung gemeinsam ein abstraktes Bild, wobei Raab unkoordiniert Farbe auf die Leinwand schleuderte und behauptete, das sei Kunst.

Ob Löwentrauts Bilder es sind, gilt als strittig. »Er ist eine Eintagsfliege, wie eine Boyband«, lästerte jüngst auf einer Vernissage der Aktionskünstler HA Schult, 79. »Zum sofortigen Verzehr, wie Fast Food.« Die Kunstzeitschrift »Art« nahm sich Löwentraut voriges Jahr in der Rubrik »Aktuell überschätzt« vor: Er mixe »Picasso, Matisse und Neonfarben zu etwas zusammen, das aussieht wie Kunst, aber tatsächlich keine ist«. Löwentraut und sein Galerist reden von dem Text noch heute wie von einem Verkehrsunfall. Beirren lässt Löwentraut sich davon nicht, er hält an seinem Künstlertum fest und scheut kein Klischee. Eines davon: Er malt vorzugsweise nachts.

Meerbusch bei Düsseldorf, Anfang September. Es ist 22 Uhr, Löwentraut trägt einen mit Farbe bekleckerten Trainingsanzug. Das 50-Quadratmeter-Atelier im Souterrain seines Elternhauses ist gefüllt mit angefangenen, halb fertigen und so gut wie fertigen Bildern, sie lehnen an der Wand oder bedecken den Boden.

Löwentraut hat die Musik aufgedreht, Michael Jackson, »Dirty Diana«. Er trinkt Weißwein beim Malen. Raucht. Drückt Farbe aus der Tube direkt auf die Leinwand, wie Ketchup auf einen Hotdog. Kringel, Kreise, Schnecken entstehen. Türkis, goldfarben, pink. Löwentraut malt an mehreren Werken gleichzeitig. Basquiat hat das auch so gemacht.

Jean Michel Basquiat, geboren 1960 in New York, war der erste schwarze Star in der Kunst, mit 27 Jahren starb er an einer Überdosis Heroin (siehe auch Seite 128). Löwentraut nennt ihn sein Vorbild, »auch er war eine verletzte Seele«. Manchmal stellt er sich vor, Basquiat komme zur Tür herein und frage: Leon, warum malst du? »Ich würde antworten, dass ich megaenttäuscht bin von der Gesellschaft.«

Löwentrauts Erzählungen drehen sich häufig darum, dass andere ihn schlecht behandelt haben. Frühere Berater, die ihn so unter Druck setzten, dass er vor Erschöpfung ins Krankenhaus musste. Lehrer, die ihn nicht ernst nahmen: »Ich hatte schon

Kopfschmerzen, wenn ich nur in die Schule rein bin.« Nach der elften Klasse verließ er das Gymnasium.

Er sei oft »mit Neid und Missgunst« konfrontiert, sagt er. »Die Leute wissen gar nicht, was sie mir damit für einen Gefallen tun. Ich wandle die negative Energie in positive um.« Noch etwas Weißwein. Schweiß auf seiner Stirn. Musik von Kool & the Gang. In der Mitte des Ateliers stehen übermalte Bronzeskulpturen mit Dauerwelle, benannt nach seiner Oma Edith. In der Ecke sitzt ein Teddybär, einen halben Meter hoch, ein Rest Kindheit.

Kunst ist, womit der Künstler durchkommt, hat Andy Warhol gesagt. Er kam sogar damit durch, dass er auf Leinwände urinierte. Was große Kunst ist, entscheiden einige wenige Leute. Wichtige Kuratoren und Galeristen, wohlhabende Sammler, Direktoren bedeutender Museen. Die Bedeutung eines Künstlers lässt sich daran ablesen, auf welchen Messen er ausstellt und wo seine Werke hängen.

»Der Kunstmarkt ist so undurchlässig wie das indische Kastensystem«, sagt Kunstökonom Magnus Resch. Er hat eine halbe Million Karrieren von Malern und Bildhauern untersucht, gemeinsam mit Datenwissenschaftlern der Universität Harvard. Sein Fazit: »Nur wer von Anfang an das richtige Netzwerk hat, wird erfolgreich sein. Es ist entscheidender als die Kunst selbst.«

Löwentraut hat einen Weg eingeschlagen, mit dem er vermutlich nie ins MoMA kommt, dafür aber schnell zu Geld. Die Galerien, die Löwentrauts Bilder zeigen, sind höchstens mittelwichtig. Dafür zählen die größten Boulevardmedien zu seinen Verbündeten.

»Bild«, die ihn zum »Bubicasso« erhob, ist ihm gewogen. Vielleicht auch, weil sein Galerist Geuer dem Blatt Künstler vermit-

telt, die für die Reihe »Ein Bild für ›Bild‹« eine Zeitungsseite gestalten. Auch dem Fernsehmoderator Wolfram Kons führt Geuer Künstler zu, als Protagonisten für seine Reihe »Inside Art«. Als Kons im November den »RTL-Spendenmarathon« moderierte, wurde für den guten Zweck ein Löwentraut-Bild versteigert, für 58 999 Euro, der Künstler war anwesend, wie auch Uschi Glas und Mutter Beimer.

Löwentrauts Werke verhalten sich zu arrivierter Kunst wie Schlager zu E-Musik: Sie sind Unterhaltung für die Massen. »Schön, dass die Kunstwelt mit Löwentraut jetzt auch ihre Helene Fischer hat«, sagt Kunsthistoriker Wolfgang Ullrich, der in seinem Buch »Tiefer hängen« für einen entspannteren Umgang mit Kunst plädiert.

Ullrich glaubt nicht, dass Löwentrauts Schaffen in ein paar Jahrzehnten noch von Bedeutung sein wird. Aber den Bohei um ihn kann er nachvollziehen: »Seine Bilder geben dem Betrachter das Gefühl, dass er sich in sie hineinfallen lassen kann. Sie wollen nichts, sie fordern nichts, aber sie sehen so aus, wie die breite Bevölkerung sich moderne Kunst vorstellt.«

Ende September in Düsseldorf, eine Ausstellung mit Löwentraut-Werken wird eröffnet. Ein bulliger Mann schiebt sich nach vorn, Mitte fünfzig, roter Pferdeschwanz, Bundeswehrhemd: »Lassen Sie mich durch, ich will das Bild sehen.« Es heißt »Shut your mouth«, »Halt den Mund«, ein Gesicht mit viel Gelb und viel Lila für 22 000 Euro. Der Mann will es kaufen, deshalb ist er angereist.

Er ist Betreiber von Diskotheken und Spielhallen, er möchte in bar bezahlen und gern anonym bleiben. An Löwentraut schätzt er, »dass er sagt, was er denkt, und denkt, was er sagt«. Wie er. Weil ein Diskothekenbesitzer, der Kunst gegen Cash

tauschen will, für das Image eines Künstlers nicht förderlich ist, stellen die Löwentrauts danach Kontakt zu einer für wertiger gehaltenen Sammlerin her: Unternehmergattin Evelyn Viehof, deren Familie mit Handelsgeschäften zu Geld gekommen ist.

In einer E-Mail schreibt Viehof, Löwentraut sei für sie »der Merlin von Camelot«, »der Gute und Weise, der immer beschützende, liebevolle und stille Held«. Beim Anblick seines Bilds »Der Künstler in Paris«, das in der Firma ihres Mannes hängt, fühle sie sich »in den Arm genommen«. Auch das ist eine Funktion von Kunst: Plaisir der Gutbetuchten zu sein. Nur wenige Künstler sind selbst reich.

Das Haus der Löwentrauts ist von einer Mauer umgeben. Kein Klingelschild, dafür eine Kamera. Im Hof stehen ein Mercedes, ein BMW Mini und ein Porsche, »D« für Düsseldorf, »LL« wie Leon Löwentraut. Den Namen könnte Walt Disney erfunden haben, aber die Löwentrauts heißen wirklich so – und das gern. Im Haus verteilt sind Löwen, größere, kleinere, aus Marmor, Messing oder als Rosenthal-Porzellanfigur. Dazu Ananas-Skulpturen, ein Faible von Mutter Löwentraut.

Mit das Erste, was der Besucher sieht, ist ein großes Schwarz-Weiß-Foto von Leon. Auf der Gästetoilette hängt ein Gipsabdruck seiner Füße, gerahmt und datiert auf den 3. Oktober 1998, da war er sieben Monate alt. Das Haus ist voll mit Löwentraut-Werken, ein Leon-Tempel.

Über der Couch prangt das Bild »La Familia«, 1,21 auf 1,66 Meter, es zeigt Vater und Mutter Löwentraut, in ihrer Mitte Leon. Es ist in Gold gehalten, von dem Trio gehen Strahlen ab, die wie Heiligenscheine wirken. Löwentrauts, die heilige Familie. Leon, das Jesuskind.

Seit 1. Januar 2017 sind Heike und Jörg Löwentraut Angestellte ihres Sohnes. Mutter Heike, eigentlich Krankenschwester, macht die Buchhaltung, Vater Jörg managt Leon. Er hat dieselbe Gelfrisur wie Leon, nur in Grau, und ist breiter. Vater Löwentraut hat seinen Laptop in der Hand und empört sich darüber, dass fremde Leute mit seinem Sohn Geld machen. Eine Kundin, wohl eine Strohfrau, hat vor einiger Zeit für 28 000 Euro einen Löwentraut erstanden, den eine Galerie im Lipperland nun für 44 000 Euro anbietet. Er sagt: »Sie verstehen, dass uns das ärgert?« Es gibt jetzt eine neue Klausel. Wer einen Löwentraut erwirbt, unterschreibt, dass er ihn drei Jahre lang nicht weiterverkauft.

Mutter Löwentraut, lange blonde Haare, Leopardenfellbluse, goldenes Handy-Etui, serviert Tee und Mozartkugeln. Sie trägt einen Gürtel mit einer »LL«-Schnalle, Leons Logo. Auf der Anrichte liegt ihr Leon-Tagebuch, seit März notiert sie darin, was sie mit ihrem Sohn erlebt.



Vernissage-Besucher im Münsterland: »Seine Bilder wollen nichts, sie fordern nichts«

Früher hat sie selbst gemalt, als Hobby. Leon lebt jetzt auch ihren Traum. Derweil erledigt sie seine Wäsche und bringt ihm heiße Schokolade ins Atelier. Sie sagt, sie halte Leon »den Rücken frei«, ein Ausdruck, den man sonst von Politikergattinnen kennt.

Glaubt man den Eltern, war ihr Sohn von jeher ein Superlativ. Fuhr früh Rad ohne Stützräder, schwamm ohne Schwimmärmel, komponierte schon als Schüler eigene Musik. Löwentraut selbst sagt: »Ich war anstrengend, wollte immer im Mittelpunkt stehen, so ein Kind wie mich hätten Sie nicht haben wollen.« Einmal stritt er sich mit einem Jungen so heftig darum, wer beim Tischtennis gewonnen hatte, dass der andere am Ende ein Loch im Kopf hatte.

»Verlieren ist etwas ganz Schlimmes. Ich hasse es zu verlieren«, sagt Löwentraut. »Warum soll man verlieren, wenn man gewinnen kann?«

Er war 14, als die Familie tatsächlich fast alles verlor. Der Vater war damals Schuhvertreter, ein Geschäftspartner hatte ihn hängen lassen. Die Löwentrauts mussten ihr Haus verkaufen und in eine Wohnung umziehen. Löwentraut sagt, er habe auf dem Bordstein gesessen und sich geschworen: »Nie wieder wird jemand mit meiner Familie Spielchen machen.« Irgendwann liefen die Geschäfte des Vaters wieder besser. Ebenso die Ehe der Eltern, die eine Zeit lang getrennt gelebt hatten. Heute leben sie für Leon. Und von ihm.

Auf den ersten Blick mögen die Löwentrauts an die Geissens erinnern, die reiche, nicht sonderlich geschmackssichere Familie aus dem RTL-II-Programm. Was ihre Ambitionen angeht, gleichen sie eher Eltern aufstrebender Tennistars, die mindestens so eifrig sind wie ihr Nachwuchs. Zur Meisterschaft brachte es darin der Vater von Steffi Graf, der das von ihr erspielte Geld in Jutebeuteln vom Platz schaffte.

Im Sport gibt es häufig Wunderkinder, ebenso in der Musik. Löwentrauts haben das Prinzip auf die Malerei übertragen. Leon sei ihr Wunschkind gewesen, sagen die Eltern. Er ist auch ihr Jackpot. Eine große Verantwortung für einen 20-Jährigen. Die Lust am Malen sollte ihm möglichst nicht so schnell vergehen, denn der Lebensstil der Löwentrauts geht konform mit seinem Erfolg. Stellt er in Berlin aus, nächtigen sie auf Galeristeneinladung



Familie Löwentraut mit Hund Stella vor dem Bild »La Familia«

Leon lebt jetzt ihren Traum

schon mal im Adlon. Er selbst trägt eine Rolex. Dank ihm hat die Familie spannende Leute kennengelernt, bis hin zu Schauspieler Terence Hill, der bei »Markus Lanz« neben ihm saß. Er will kommen, wenn Löwentraut in Rom ausstellt. Hat er gesagt. Vom alten Leben, der Zeit vor dem Ruhm, sind kaum Freundschaften übrig geblieben. Heike Löwentraut sagt, ihr Bruder habe ihr vorgeworfen, sie hätten »die Bodenhaftung verloren«.

Auch zu Markus Tollmann haben Löwentrauts keinen Kontakt mehr. Tollmann, 55, ist Maler. Als Kind sei Löwentraut häufig zu ihm ins Atelier gekommen, erzählt er. Der Junge habe neben ihm an der Staffelei gesessen, er habe ihm Kataloge seiner Ausstellungen geschenkt. Bis er sich nachgeahmt fühlte. Tollmann mag auffällige Kleidung und zeigt sich gern mit Prominenten, wie Löwentraut. Er hat ein lautes Auftreten und ist sehr von sich überzeugt. Tollmann gelt sein Haar nach hinten, das tat er schon, als Vater und Sohn Löwentraut ihres noch luftig trugen. Er bewohnt einen Vierkanthof, wo er gern Feste gibt. Einen ähnlichen Hof wollen die Löwentrauts im kommenden Jahr beziehen.

Auch Tollmann malt nachts, trinkt dabei Wein und hört Musik. Auch er drückt Farbe teils direkt auf die Leinwand. Auch er malt Menschen mit zwei Gesichtern, gern mal mit Goldfarbe, von manchen Köpfen gehen Strahlen ab. Wer Gemälde beider Künstler sieht, kann sie zuweilen schwer unterscheiden. Tollmann schon: »Es sind meine Bilder, nachgemalt, aber in schlecht.«

Tollmann sagt, vor drei Jahren, als Löwentraut 17 war, habe er überlegt zu klagen. »Aber ich konnte doch nicht gegen ein Kind vorgehen.«

Löwentraut bestreitet, jemals in Tollmanns Atelier gewesen zu sein, und kündigt seinerseits rechtliche Schritte gegen diesen an. »Es gibt nur einen Leon Löwentraut, und alles andere ist alles andere.« So wie es »nur einen Gerhard Richter gibt«, auch wenn viele Künstler sich einer ähnlichen Technik bedienen.

Tollmann mag besser malen, Löwentraut aber ist die größere Nummer. Vielleicht, weil er besser aussieht. Vielleicht, weil er Instagram zu nutzen versteht. Er ist der ideale Malerstar für eine Zeit, in der es egal ist, wofür jemand berühmt ist, und sei es fürs Berühmtsein.

Ausstellungen in Sankt Petersburg, in Delhi und im Vatikan sind in Vorbereitung. Nächstes Frühjahr soll eine Löwentraut-Sonnenbrille auf den Markt kommen.

Auch seinen Status als Wohltäter baut Leon Löwentraut aus. Er hat die 17 Ziele der Vereinten Nationen gemalt. Frieden, Gleichberechtigung und so weiter. Eine Aktion auf Vermittlung von Ute Ohoven, Düsseldorfer Society-Größe und irgendwie auch Unesco-Sonderbotschafterin. Einige der Bilder hängen zurzeit im Büro von Wirtschaftsminister Peter Altmaier, einem Bewunderer von Löwentrauts Kunst.

Einen Teil des Erlöses, den die Edition einbringt, spenden Löwentraut und sein Galerist. 680 000 Euro. Davon soll in einem Slum in der senegalesischen Hauptstadt Dakar eine Schule eröffnet werden, die »Löwentraut & Geuer Schule«. Es gibt Fotos, auf denen Löwentraut ein schwarzes Kleinkind auf dem Arm hält. Ein Video zeigt, wie Schüler ihm danken, auf Französisch, der Amtssprache im Senegal: »Leon, merci! Leon, merci!«

Vor den Kindern steht Galerist Geuer und feuert sie an. Alexander Kühn



CHINA LABOUR WATCH

In der Spielzeughölle

Konsum Von Feuerwehrmann Sam bis zu Dinosaurier-Figuren: Die deutschen Marken Schleich, Ravensburger und Simba Dickie lassen in China unter unwürdigen Bedingungen produzieren.



CHINA LABOUR WATCH

Schleich-Drache, Pause in der Wah-Tung-Fabrik: »Noch härter als befürchtet«

Die chinesische Studentin Deng Anlong hat seit einigen Monaten einen Nebenjob: Sie ist Arbeitsklavin. Im Sommer fing sie bei der Spielzeugfabrik Wah Tung Toy Products an, 170 Kilometer nordöstlich von Hongkong. Der deutsche Spielzeugriese Simba Dickie lässt hier Plastikfiguren für Kinder herstellen, den Feuerwehrmann Sam und sein Speedboot »Nep-tun« etwa.

Simba Dickie, Sitz in Fürth, Jahresumsatz mehr als 600 Millionen Euro, wirbt auf seiner Homepage mit »weltweiter Verantwortung«. Das Unternehmen kümmerge sich um »faire« Arbeitsbedingungen.

Bei Wah Tung sah es nicht danach aus. Studentin Deng erlebte hier die Spielzeughölle. Erst wurde ihr der Personalausweis abgenommen, dann unterschrieb sie einen Arbeitsvertrag, in dem zwar das Datum fehlte, sie aber »freiwillig« Überstunden akzeptierte, um ihren Lohn aufzubessern. Eine Vorarbeiterin zeigte ihr den Schlafplatz: ein trostloses Zimmer mit Stockbetten für zehn Frauen. Die Tür mussten die Arbeiterinnen nachts mit einem Bindfaden verschließen. Dazu kam eine übel riechende Nasszelle mit Stehklo. Das sei gratis, sagte die Frau.

Deng hielt dort ein paar Wochen durch und machte wie geplant Notizen: über den mangelhaften Brandschutz und den stechenden Geruch des Leims und der Lösungsmittel. Über das Fehlen der auch in China vorgeschriebenen Sozialversicherungsbeiträge. Über den nicht zu schaffenden Arbeitstakt, etwa bei den Arielle-Badepuppen von Disney. Jeder Arbeiter musste täglich rund 1900 dieser Dinge verpacken. Viele schufteten bis zur Erschöpfung, nickten selbst in den Pausen auf ihren Arbeitstischen ein, weil sie einfach nicht mehr konnten.

Die Studentin blieb wie die anderen jeden Tag lange in der Fabrik, um die Vorgaben zu schaffen. Von morgens acht Uhr bis abends um zehn oder halb elf. Am dritten Tag bekam sie zum ersten Mal Fieber. »Ich wusste, dass es hart wird«, sagt Deng, »aber es war noch härter, als ich befürchtet hatte.« Deng arbeitete in der Hochsaison der Spielzeugindustrie, von Juni bis September, wenn die Aufträge für das Weihnachtsgeschäft abgearbeitet werden müssen.

Die Notizen von Deng, die eigentlich anders heißt, sind Teil eines Berichts, den die US-Menschenrechtsorganisation China Labor Watch (CLW) diese Woche veröffentlicht hat. Die Studie wirft ein schlechtes Licht auf die chinesischen Fabriken und auf ihre Auftraggeber, darunter deutsche Markenunternehmen wie Simba, Ravensburger und Schleich. Auf fast 200 Seiten werden systematische Arbeitsrechtsverletzungen in vier Fabriken beschrieben, in die CLW verdeckte Ermittler wie Deng entsandt hatte.

Der Bericht zeigt, dass trotz des Hypes um Chinas digitalen Aufschwung ein riesiger Teil der Wirtschaft immer noch auf Handarbeit beruht. Auf Manufakturen, in denen die Arbeiter miserabel geschützt sind. In denen sie kein vorgeschriebenes Sicherheitstraining erhalten und gern mal angebrüllt werden, wenn sie um die Kopie des Arbeitsvertrags bitten, wie etwa bei der Firma Lovable Products in der Stadt Dongguan.

Lovable fertigt beispielsweise Lava-drachen und Pferde aus Hartgummi für die deutsche Tierfigurmarke Schleich und Dinosaurier für Ravensburger. Inklusive der Wochenendarbeit kommen Lovable-Arbeiter auf bis zu 104 Überstunden pro Monat. Bei Wah Tung sind es sogar bis zu 175 Stunden Mehrarbeit, obwohl das chinesische Arbeitsrecht höchstens 36 Überstunden im Monat erlaubt.

Mit den Vorwürfen konfrontiert, lehnte Simba Dickie eine Stellungnahme ab. Ravensburger, die nur wenig in China produzieren lassen, wollen wie Schleich den Vorwürfen nachgehen. Lovable sei bisher zuverlässig gewesen, man habe mehr als 25 Jahre mit dem Lieferanten zusammengearbeitet, teilt Schleich mit. Auch der Lovable-Geschäftsführer weist auf bestandene Kontrollen hin. Die Firma wurde tatsächlich doppelt zertifiziert, von den Prüfern der europäischen Handelsinitiative BSCI und vom Weltverband der Spielzeugindustrie ICTI.

»Das hört sich gut an, aber die Kontrollen versagen seit Jahren«, sagt Maik Pflaum. Wer sich allein auf solche Zertifikate verlasse, »hat entscheidenden Anteil an der Ausbeutung der Arbeiter«. Pflaum ist Referent für Entwicklungspolitik bei der Christlichen Initiative Romero (CIR), die die Studie unterstützte. Auftraggeber wie Simba Dickie lebten mit einem grotesken Widerspruch, sagt er. Einerseits übten sie ständig Druck auf die Zulieferer aus, verlangten, die Produktion zu steigern, die Kosten zu senken und kurzfristig Produkte zu ändern. »Aber mit den dann fast zwangsläufig nötigen Arbeitsrechtsverletzungen will man nichts zu tun haben.«

Drei von vier Spielsachen, die ein Kind irgendwo in der Welt bekommt, stammen mittlerweile aus China. Pro Jahr summiert sich das auf einen Warenwert von 35 Milliarden Euro. Deutsche Marken lassen wegen der kurzen Lieferwege zunehmend in Osteuropa produzieren (siehe Grafik), aber die Hälfte der hiesigen Importe kommt noch immer aus China, vor allem aus der Provinz Guangdong nördlich von Hongkong. Zwischen tristen Trabantensiedlungen stehen hier die Fabriken für die Träume der Kinderwelt – Wah Tung, Lovable, einige Tausend soll es in der Region geben.

Es ist die chinesische Unterschicht, die hier landet. Gut vier Millionen Menschen

reiben sich auf, um ihren Familien über die Runden zu helfen. Umgerechnet etwa 250 Euro verdient ein Arbeiter im Monat, in der Hochsaison auch über 400 Euro. Oft sind es junge Frauen, die als Wanderarbeiterinnen aus dem Inneren Chinas kommen und ihre Kinder zurücklassen müssen. »Sie haben den Traum von einem besseren Leben und müssen sehen, wie er ihnen Jahr für Jahr entgleitet«, sagt Undercoverarbeiterin Deng. Viele kehrten mit bleibenden Schäden nach Hause zurück.

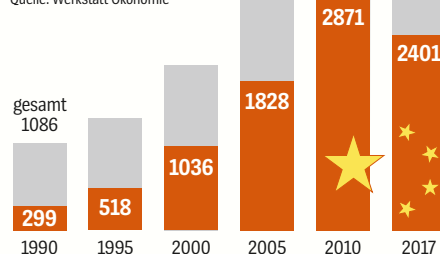
Nach zwei verheerenden Fabrikbränden in den Neunzigerjahren rang sich der Spielzeugweltverband International Council of Toy Industry (ICTI) vor gut 15 Jahren dazu durch gegenzusteuern. Ein »Care«-Kodex sollte helfen, die Lage der Arbeiter zu verbessern. Lieferanten sollten sich zertifizieren lassen. Im Gegenzug sollten die Marken profitieren und sich als »committed brands« präsentieren können, als Kümmerer.

Spielzeugimporte

nach Deutschland
in Millionen Euro

■ aus China
■ aus anderen Ländern

Quelle: Werkstatt Ökonomie



In Deutschland zog die Aktion nicht besonders. Im Gegenteil: Die Branche schien an einer Änderung der Situation nicht interessiert. Damals beschäftigte sich die Öffentlichkeit vor allem mit den Skandalen der Textilindustrie.

Dass der ICTI einen Nachweis für menschenwürdige Arbeitsbedingungen fordert, ignorierten die meisten Unternehmen schlicht. Auch als der deutsche Verband säumigen Mitgliedern mit Ausschluss drohte, beeindruckte das kaum jemanden, weshalb der Verband später klein beigab. »Hier ist eine Branche im Tiefschlaf«, sagt Pflaum. »Was vor 15 Jahren in der Textilindustrie trauriger Standard war, begegnet einem hier erneut.«

Ähnlich desillusioniert wirkt Uwe Kleinert. Er hat acht Jahre lang den Care-Prozess für Organisationen wie Misereor begleitet. Kleinert koordinierte die Aktion »Fair Spielt«, er befragte Spielzeugunternehmen zu ihren Zulieferern und ihren Zertifizierungen, doch immer weniger ant-

worteten ihm. Den Care-Prozess hält er heute für gescheitert. Mehr noch: Marken zu »committed brands« zu erklären sei »reines Greenwashing«, da es keine Verbindlichkeit oder Berichtspflichten gebe. Es nutze wenig, dass viele Unternehmen inzwischen zertifiziert seien, solange die Einhaltung der Standards auf die Lieferanten abgewälzt werden könne.

China Labor Watch hatte bereits 2017 vier Fabriken in der Volksrepublik untersucht. Viermal waren die Berichte verheerend, doch alle Fabriken hatten ICTI-Siegel. Auch die jetzt untersuchten Fabriken bestanden die Audits ohne Mängel. Allerdings kommen dem Weltverband offenbar Zweifel daran, wie aussagekräftig seine Audits sind. Im kommenden Jahr soll deshalb das höchste Label »zertifiziert« nicht mehr gut genug sein, sondern durch ein »zertifiziert plus« ersetzt werden. Erst das soll dann angeblich »weniger Wiederholungsverstöße« garantieren, sagt ein ICTI-Sprecher. Er verweist zudem darauf, dass es für die Arbeiterinnen Trainings gebe. Die Schulungen sollen Eltern befähigen, sich etwa nach dem Neujahrsfest von ihren Familien zu verabschieden, ohne traumatisierte Kinder zurückzulassen, oder sie in ihren »Fernelternfähigkeiten« fördern.

Langsam, ganz langsam wird auch die deutsche Spielzeugbranche wach. Sie fürchtet, dass miese Arbeitsbedingungen auf das Image durchschlagen – ähnlich wie bei der Textilindustrie. Das Geschäft mit Barbie, Teddy und Dino stagniert ohnehin seit Jahren. Eigene Impulse setzen die Hersteller kaum noch. Geld verdient wird vor allem mit Lizenzen – der Ware also, die sich aus erfolgreichen Kinofilmen ableitet und die man für Disney, Mattel & Co. produziert. Wenn man sich jetzt noch den Ruf ruiniert, sehe er schwarz, sagt Thomas Eichhorn.

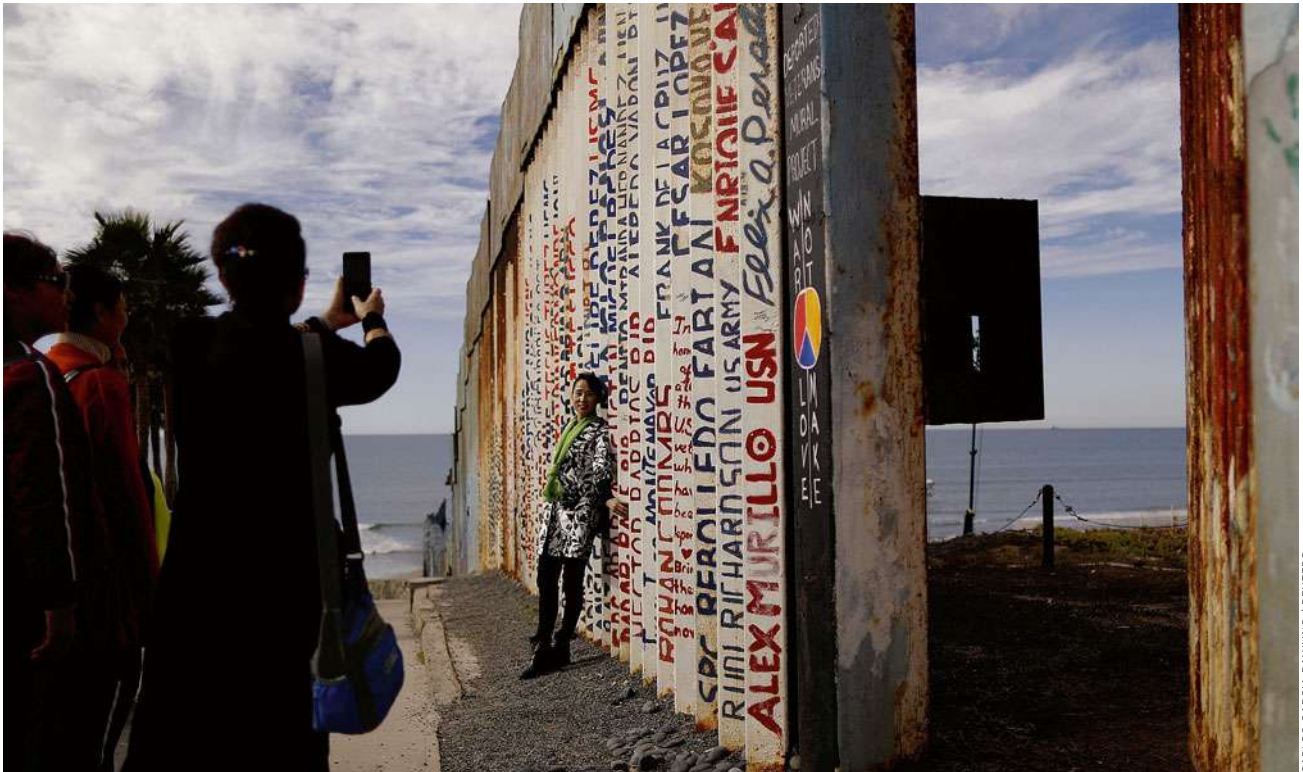
Eichhorn ist Vorstand des Puppenherstellers Zapf Creation, der in Nachhaltigkeitsrankings ziemlich weit vorn liegt, wie Ravensburger und Schleich übrigens auch. Eichhorn hält den ICTI-Care-Prozess für gescheitert.

Dem Manager schwebt nun ein »Fair Toy«-Siegel vor, das sich an den strengen Standards der Fair Wear Foundation orientieren könnte. Die niederländische Organisation konnte die Arbeitsbedingungen in Teilen der Textilindustrie verbessern. Eichhorn hat allerdings eine Sorge: Die Sache dürfe auf keinen Fall so eine »Riesenveranstaltung« werden wie das vom Entwicklungshilfeministerium gestartete Textilbündnis, in dem 130 Unternehmen, Verbände und NGOs zusammensitzen. Und kaum vom Fleck kommen.

»Wir müssen klein beginnen: mit denen, die wirklich wollen und keine Angst haben, auch mal angeprangert zu werden«, sagt Eichhorn. »Sonst können wir einpacken.« Nils Klawitter

Ausland

»Diese Regierung hat dem Volk eine Lizenz zum Hassen ausgestellt.« ► S. 84



CARLOS GARCIA RAWLINS / REUTERS

Touristen aus China machen vor dem Grenzzaun zwischen Mexiko und den USA Handybilder. Wegen Reparaturarbeiten steht eine Tür offen. Für die Besucher der Stadt Tijuana ist die Mauer ein Fotomotiv, für Migranten aus Mittelamerika das Hindernis auf dem Weg in ein besseres Leben. In den vergangenen Wochen waren Tausende auf die Grenze zumarschiert.

Analyse

Rechte Flut

Der Aufstieg von Nationalisten stellt Spaniens Demokratie auf die Probe.

Zum 40. Jahrestag der demokratischen Verfassung ist auch in Spanien eine ultrarechte Partei in ein Regionalparlament eingezogen. Mit fast elf Prozent der Wählerstimmen könnte die erst 2013 gegründete »Vox« in Andalusien zum Mehrheitsbeschaffer für eine Koalition aus rechter Volks- und liberaler Bürgerpartei werden. Bislang schien Spanien nach fast vier Jahrzehnten Franco-Diktatur immunisiert gegen rechten Populismus. Die Erben des Franquismus fühlten sich in der Volkspartei unter José María Aznar gut aufgehoben. Auch der Vox-Chef Santiago Abascal, 42, ein Basken, war einst in die PP eingetreten. Zum Bruch veranlasste ihn 2013 Aznars Nachfolger Mariano Rajoy. Dem warf er vor, nicht hart genug gegen die Separatisten im Baskenland und in Katalonien durchzugreifen.

Vox lehnt Zuwanderung ab und will weniger europäische Integration – wie die Rechtspopulisten in Frankreich, Italien und Deutschland. Doch erst die Krise in Katalonien, wo im Oktober

2017 die Unabhängigkeit ausgerufen worden war, brachte Vox den Erfolg. Dass der Sozialist Pedro Sánchez Ende Mai auch mithilfe der Separatisten Ministerpräsident wurde, gab Vox zusätzlich Auftrieb. Abascal propagiert die Rückkehr zum »geeinten großen Spanien«, die autonomen Regionen will er abschaffen. Vox erzielte vor allem in gutbürgerlichen Stadtvierteln und an Orten mit hohem Ausländeranteil Ergebnisse von mehr als 20 Prozent. Wenn die Konservativen und die Liberalen sich in Andalusien von Ultrarechten an die Macht befördern lassen, hätte das Folgen für das ganze Land. Dann würden die Sozialisten die Regierung in Sevilla einbüßen und auch auf nationaler Ebene geschwächt sein. Im kommenden Mai stehen neben der Europawahl Kommunal- und Regionalwahlen an. Schon jetzt warnt Ministerpräsident Pedro Sánchez vor einer rechten Flut, falls er gezwungen werden sollte, bald Parlamentswahlen auszurufen. Helene Zuber

Angola

Griff ins Wespennest

● João Lourenço, seit einem Jahr Präsident Angolas, geht gegen das korrupte Kartell vor, das sein Vorgänger Eduardo dos Santos ihm hinterlassen hat. So wurde dos Santos' Sohn José Filomeno wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder verhaftet und seine Tochter Isabel als Chefin des staatlichen Ölkonzerns Sonangol abgesetzt. »Als wir uns entschieden haben, gegen Korruption vorzugehen, wussten wir: Es ist, als ob man in ein Wespennest greift«, sagt der neue Präsident.

Diesen Mut hatten Lourenço nur wenige zugetraut, gilt er doch als Ziehkind seines Vorgängers. Fast 40 Jahre lang hatte dos Santos das Land beherrscht, Freunde und Familienmitglieder auf lukrative Posten gehievt, bevor er 2017 aus dem Amt schied. An zentralen Machtpositionen in Polizei und Sicherheitsapparat hinterließ er treue Anhänger, die ihn und sein Netzwerk beschützen sollten. Bis heute ist er graue Eminenz der

regierenden Partei MPLA. Lourenço bemüht sich nun, seinen Rückhalt in der Bevölkerung zu stärken. Vor Kurzem traf er sich mit Bürgerrechtlern: »Ein richtiger Schritt in Richtung eines nationalen Dialogs«, sagte ein Teilnehmer nach dem Gespräch. Einen Journalisten, der unter dos Santos mehrfach aufgrund fadenscheiniger Anklagen inhaftiert worden war, lud Lourenço zu einem privaten Treffen ein. Angola gehört zu den 20 größten Ölproduzenten der Welt – und ist trotzdem eines der ärmsten Länder. Dos Santos und seine Kamarilla haben Milliarden Dollar veruntreut. JPU



Lourenço

JORGE AMARAL / IMAGO

Chappatte



Europäische Union

Illegaler Verteidigungsfonds?

● Die EU will militärisch enger zusammenrücken – doch jetzt gerät ein wichtiges gemeinsames Projekt ins Wanken: Laut einem Rechtsgutachten, das dem SPIEGEL vorliegt, verletzt der vorgeschlagene Europäische Verteidigungsfonds (EVF) geltendes Recht. Der Fonds soll 13 Milliarden Euro aus dem nächsten EU-Haushalt für die Jahre 2021 bis 2027 erhalten. Damit könnten unter anderem Forschungsprojekte und die Entwicklung neuer Waffensysteme bezahlt werden, darunter die Eurodrohne oder ein deutsch-französischer Panzer. Der Fonds soll die »strategische Autonomie« stärken, der EU mehr Gewicht auf internationaler Bühne verleihen und »die Europäer schützen und verteidigen« helfen. So begründete die Kommission im Juni ihren Vorschlag. Die Mitgliedsländer stimmten dem Plan im November »in seiner allgemeinen Ausrichtung« weitgehend zu.

Doch nach Auffassung des Bremer Rechtswissenschaftlers Andreas Fischer-Lescano, der das Gutachten im Auftrag der Linksfraktion im EU-Parlament verfasst hat, verstieße die Verordnung gegen EU-Recht. Denn das verbiete die Finanzierung militärischer oder verteidigungs-politischer Projekte aus dem Gemeinschaftshaushalt. Die Kommission versuche zwar, Industrie und Forschung als Schwerpunkt des Fonds auszugeben, so Fischer-Lescano. Hauptziel sei aber eindeutig, »die Verteidigungsfähigkeit zu verbessern«. Dieser Trick werde spätestens vor dem Europäischen Gerichtshof oder dem Bundesverfassungsgericht auffliegen, weil er unzulässig in die Kompetenzen der Mitgliedsländer eingreife. Auch der Göttinger EU-Rechtler Alexander Thiele sieht in dem Kommissionsvorschlag einen »qualifizierten Verstoß« gegen europäisches Recht.

Die Linkspartei kündigt bereits an, gegen den Verteidigungsfonds vorzugehen. Man werde gemeinsam mit der Bundestagsfraktion »alle politischen und rechtlichen Möglichkeiten ausschöpfen, um diese Politik zu stoppen«, sagte der Linken-Europaabgeordnete Martin Schirdewan. MBE



Eurodrohne

GETTY IMAGES

Die Geister, die er rief

Frankreich Die Proteste der Gelbwesten gegen Emmanuel Macron nehmen nicht ab – trotz Zugeständnissen der Regierung. Woher kommt diese Wut, und wie bedrohlich ist sie für den Präsidenten?

Bisher war es ein Drama in drei Akten, und die große Frage lautet jetzt, ob es eine Fortsetzung geben wird, einen »Acte IV«.

Das Stück, das gegeben wird, handelt von einem Präsidenten und den Menschen, die ihn gewählt haben, jetzt aber den Aufstand gegen ihn proben.

Der Ausgang? Noch ist alles offen, aber das Ganze hat das Zeug zur Tragödie. Für Frankreich, vielleicht sogar für Europa.

Die Analogie zum Theater ist beabsichtigt, die Theatralik gewollt von denjenigen, die sich auf der politischen Bühne Frankreichs in den vergangenen Wochen gewaltige Präsenz verschafften: die Gilets Jaunes, die Gelbwesten.

Sie fordern den heraus, der seit nunmehr 19 Monaten an der Spitze Frankreichs steht: Emmanuel Macron. Sie wollen den Élysée stürmen und ihn verjagen, als eine Art Pariser Kommune 2018. Sie wollen, so viel steht fest, einen vierten Akt.

Die Zugeständnisse, die die Regierung jetzt täglich macht, reichen ihnen nicht. Dass die Erhöhung der Kraftstoffsteuer, die eigentlich zum Januar greifen sollte und mit der alles begann, nun zurückgenommen wird, ist ihnen zu wenig.

Für Emmanuel Macron aber, für seine Glaubwürdigkeit und seine Autorität, die er inszeniert hat wie nur wenige vor ihm, ist es zu viel.

Wird er dazu genötigt, seine bisherige Politik abzuwickeln, dann bedeutet das keine bloße Kehrtwende, sondern eine Zäsur seiner Präsidentschaft, von der er sich nur schwer erholen wird. Er wird dann als Präsident kein Jupiter mehr sein, sondern würde eher Ikarus gleichen. Einem, der hoch hinauswollte und tief stürzte. Er wird dann mit beschädigten Flügeln regieren müssen.

Für ihn geht es um beinahe alles, was er für sein Land erreichen wollte. Bisher lautete sein Prinzip und das seiner Regierung: Egal was passiert, wir behalten den Kurs bei. Die »Transformation« Frankreichs war sein Ziel, kleiner ging es nicht. Alles sollte neu, sollte anders werden.

Nun aber kommt vielleicht alles noch einmal ganz anders. Wird dieser Präsident, der selbst einen Hang zum Theatralischen hat und der Molière aus dem Stegreif zitiert, es schaffen, seine Widersacher, die eigene Bevölkerung, zu besänftigen?

Was da gerade passiert in Frankreich, gleicht einem archaisch anmutenden Duell: Le Peuple, das Volk, gegen den König, den Präsidenten. Es klingt martialisch – und so ging es zuletzt auch zu.

Während des sogenannten dritten Akts, am vergangenen Samstag, kam es zu den gewalttätigsten Ausschreitungen seit der Studentenrevolte im Mai 1968. Nicht nur in Paris, sondern überall im Land. Zahllose Autos brannten, in einem Wohnhaus und in einer Präfektur wurde Feuer gelegt, Restaurants wurden zerstört, Boutiquen geplündert.

Die Place de l'Étoile, der sternförmige Platz, in den auch die Champs-Élysées münden und in dessen Mitte der Triumphbogen thront, wurde zur Arena. Hier lieferten sich bis spät in den Abend hinein gepanzerte Sicherheitskräfte einen zähen Kampf mit Menschen in gelben Westen. Am Ende war das Denkmal, das Napoleon für sich und seine Siege hat errichten lassen, mit Parolen besprüht: Rücktritt, Macron! Und: Die gelben Westen werden siegen.

Der Victoire-Büste, ausgestellt im Innern des Arc, wurde in ihrer Vitrine der Gipschädel eingeschlagen. Wenn es so um Frankreich steht wie um den Schädel der Victoire, sieht es düster aus.

Die Bilanz der Aufstände und Blockaden, die nun schon mehrere Wochen andauern, ist grausam: drei Tote, mehr als tausend Verletzte. Darunter Polizisten, Demonstranten, Unbeteiligte. Allein vergangenes Wochenende wurden 682 Menschen verhaftet; die Sachschäden liegen in Millionenhöhe. Seit jenem Samstag wird in Frankreich nicht mehr von Protest oder Demonstrationen gesprochen, sondern von einer Revolte. Einer Revolution?



GOMES SUTLER / REA / LAIF

Als Auslöser für all den Hass und die Gewalt gilt der, der sich vorgenommen hatte, die Franzosen zu versöhnen. Das zumindest versprach Emmanuel Macron noch am Abend seiner Wahl.

Er wisse, es werde eine schwere Aufgabe, sagte er noch.

Ahnte er, wie schwer? Wohl kaum.

Gut 400 Kilometer südlich von Paris, in Le Puy-en-Velay, einem Städtchen in der Auvergne, steht am Dienstag der Polizeipräfekt Yves Rousset, 64 Jahre alt, ein überlegter Mann. Früher hat er Kriminellen bei der Resozialisierung geholfen. Extremsituationen, so dachte er, liegen ihm. Aber für das, was in seiner Präfektur geschehen ist, findet er auch Tage später nur schwer Worte. 150 wütende Menschen drängten sich dort am Samstagabend. Rousset sah zu, wie sie mit schweren Stei-



Protestierende am Triumphbogen in Paris: Kampfzone mitten in der Stadt



STARFACE / IMAGO

Staatschef Macron
Ikarus statt Jupiter

nen die Scheiben einschlugen. Molotowcocktails flogen in den Hof. Traktoren schafften Reifen heran, die später angezündet wurden. In einem Flügel des Gebäudes gingen die Büros in Flammen auf; »Wir werden euch grillen wie Hühnchen!«, riefen die Demonstranten. Als seine Polizisten versuchen, sie zurückzudrängen, schütten die Aufständischen leicht entflammbares Azeton über sie. Einer spaltet einen Helm mit einem Stein. Dazu wummert laut Technomusik.

»Ich habe so etwas noch nie gesehen«, sagt Rousset.

Le Puy hat knapp 20 000 Einwohner, die Altstadt ist mit Kopfstein gepflastert, nachts spazieren Katzen durch menschenleere Gassen. Die Jugend trifft sich bei Feuerwehresten, man kennt einander. Die Leute hier sind verwurzelt in ihrer Stadt.

Seit aber die Präfektur lichterloh gebrannt hat und Videos der Gewaltorgie in den sozialen Netzwerken zirkulieren, gilt auch Le Puy als Symbol für Frankreichs neue Wut. Und als Beweis dafür, dass sich die Arenen dieses Kampfes nicht nur in der Hauptstadt befinden. Sondern überall.

Wer ein paar Tage in Le Puy verbringt, fragt sich, was in diesem Land eigentlich im Argen liegt. Wie es so weit kommen kann, dass ein friedliches Städtchen plötzlich in Flammen steht.

Aus seiner Schreibtischschublade zieht Präfekt Rousset jetzt eine Liste. Es sind Forderungen der Gelbwesten, er hat sie sich akkurat auf vier Blätter notiert: Wir wollen die Vermögensteuer wieder einführen, steht da. Wir ärgern uns über die Abgeordneten in Paris, die den Sitzungen im Parlament entweder fernbleiben oder dort

Zeitung lesen. Elektroautos sind keine Lösung.

Es ist eine Wunschliste von Bürgern, von den sogenannten kleinen Leuten, die nicht mehr daran glauben, dass die Regierung irgendetwas in ihrem Sinne regelt. Rousset hat all diese Punkte mit den Gelbwesten diskutiert, hat versucht, sie davon zu überzeugen, dass es in Ordnung sei, wenn die Macrons neues Geschirr für den Élysée-Palast bestellen und dass Ex-Präsidenten weiterhin eine Apanage beziehen. Aber Rousset weiß nicht, ob sie ihn verstanden haben. Ob sie ihn verstehen wollten.

Es ist jetzt viel die Rede vom vergessenen Frankreich. Von den ländlichen Gebieten, die, weitgehend abgekoppelt vom öffentlichen Leben, ein karges Randdasein fristen. Dass sich in Orten wie Le Puy die Wut derjenigen speist, die alles nur noch brennen sehen wollen.

Als Macron im Wahlkampf durch Frankreich reiste, sprach er oft vom »Gefühl des Deklassiertseins«, das er an manchen Orten erlebe. Dagegen wolle er kämpfen, sagte er. Er hätte vielleicht besser auf sich hören sollen. Die Bilder, die man von ihm als Präsidenten im Kopf hat, zeigen ihn eher nicht bei Besuchen in abgelegenen Dörfern. Denn der Aufstand der Gilets Jaunes ist auch ein Aufstand der Provinz gegen Paris. Er wird geführt von Franzosen, die eben nicht zur Mittelschicht gehören, wie häufig geschrieben wurde. Es sind die sogenannten kleinen Leute, die »classe populaire«. Es sind diejenigen, denen Macron den sozialen Aufstieg versprach und die dann nicht mehr für die Sozialisten, sondern für ihn gestimmt haben. Und ihm so zum Wahlsieg verhalfen.

Das Deklassiertsein dieser Menschen ist womöglich mehr ein Gefühl als eine Tatsache, Le Puy ist dafür ein gutes Beispiel. Die Stadt und das Département, in dem sie liegt, sind weder arm noch reich. Eine strukturschwache Gegend, aber die Arbeitslosigkeit liegt unter dem Landesdurchschnitt.

An einem von Gelbwesten besetzten Kreisel in Le Puy steht Marine, die bis vor Kurzem für 1400 Euro im Monat in einem Tabakladen gearbeitet hat. Sie sei gegen Gewalt, sagt sie. Aber sie könnten sich auch nicht alles gefallen lassen. »Unsere Wut ist legitim«, sagt sie. »Wir wollen auch mal Biogemüse essen, nicht nur Nudeln.«

Die wütenden Menschen, die ihre Präfabrikate demoliert haben, haben vermutlich einen Job, ein kleines Haus, ein Auto, sie ernähren ihre Familie. Es ist die Angst vor dem Abstieg, die sie radikalisiert. Bei den Franzosen ist sie größer als anderswo in Europa – obwohl die Armutsquote seit mehr als 20 Jahren stabil bleibt. Und obwohl sich Frankreich den großzügigsten Wohlfahrtsstaat Westeuropas leistet.

Versuchte man die Gilets Jaunes, so unterschiedlich sie auch sein mögen, zu charakterisieren, dann ergibt sich in etwa dieses Bild: Sie sind Pessimisten, vertrauen niemandem, schon gar nicht längeren Prozessen. Und Demokratie dauert nun einmal. Sie verlassen sich nur noch auf sich selbst – und, wenn es sein muss, auf die eigene Gewalt. Dass sich das auszahlen kann, bemerken sie gerade am Schlingerkurs der immer haltloser erscheinenden Regierung. Das Gefühl der Vernachlässigung rührt vielleicht auch daher, dass in einem Land, in dem dauernd das hehre Ideal der Gleichheit beschworen wird, sich Ungleichheiten noch gemeiner anfühlen.

Christophe Guilluy heißt derjenige, der in seiner Studie vom »Frankreich des Randes« beschrieb, wie geografische Segregation zu gesellschaftlichen Bruchlinien führt. Und Guilluy ist dieser Tage wieder in aller Munde. Am Tag nach dem Wahlsieg Macrons, im Mai 2017, saß er, ein kantiger Typ von damals Anfang 50, in einem Café an der Place de la République und sagte recht ungerührt: »Dieses Mal hat Macron gewonnen, das nächste Mal kann es Le Pen sein oder ein anderer Populist.« Wie auf tektonischen Platten bewegten sich die Franzosen, ständig verschiebe sich das Gewicht der Gesellschaft: »Alles kann jederzeit kippen.« Macrons Herausforde-

»Mit seinem autoritären Stil hat Macron andere Akteure regelrecht platt gewalzt.«

rung bestehe nun darin, die Schwachen wieder teilhaben zu lassen am Wohlstand, sagte er. Dabei war ihm anzusehen, dass er daran nicht so recht glaubte.

Im Moment sieht es aus, als habe Macron die Prüfung nicht bestanden. Er, dem immer alles so leichtzufallen schien, hat es plötzlich schwer. Wenn er sprechen sollte, schweigt er, und wenn er spricht, trifft er den Ton nicht mehr. Dass nun ausgerechnet Macron zur Zielscheibe des Zorns wird, der sich seit Jahren, ja seit Jahrzehnten angestaut hat, dass er büßt, was auch andere vergeigt haben, ist erstens: ungerrecht. Und zweitens: verständlich.

Am linken Seine-Ufer, in einem stattlichen Hôtel particulier, das jenem gleicht, in welchem die Gelbwesten am Samstag Feuer legten, sitzt der Parteienforscher Luc Rouban in einem kleinen, vollgestopften Büro. Rouban ist ein freundlicher, für diese Gegend untypisch hemdsärmeliger Mann, der gleich auf den Punkt kommt: »Macron hat mich nie beeindruckt«, sagt er. Im Sommer hat er ein Buch veröffentlicht, es heißt »Das Paradox des Macronismus«. Darin

analysiert er kühl, warum er den Macronismus für eine Schimäre hält, ein Trugbild. Mit dem Buch hatte Rouban bereits im Frühsommer begonnen, noch vor der Affäre um den prügelnden Leibwächter aus dem Élysée, die sich zur ersten wirklichen Krise der Regierung entspann. Rouban hatte monatelang zur Zusammensetzung der Nationalversammlung geforscht und festgestellt, dass die große Mehrheit der neuen Abgeordneten nun zwar jünger und weiblicher war – aber auch, dass im französischen Parlament wahrscheinlich noch nie so viele Menschen mit ähnlichem Profil saßen. Sie sind überdurchschnittlich gebildet und wohlhabend. Und repräsentieren damit nur einen winzigen Teil Frankreichs.

»Macron hat keinen Rückhalt in der Bevölkerung. Diejenigen, die das wollen, was er will, sind sehr wenige«, sagt Rouban. Macrons Wählerbasis aus jenen, die seine Werte wirklich teilten, liege bei nur sechs Prozent. Denn der Präsident sei ein Liberaler im doppelten Sinne.

Macron, erklärt Rouban, zählte sich nicht nur zu den Wirtschaftsliberalen, er vertrete auch eine liberale Gesellschaft. Das entspreche aber nicht dem Muster der unterschiedlichen Milieus in Frankreich. Ist man hier wirtschaftsliberal, gehört man eher zur Rechten. Die Franzosen aber, die eine offene Gesellschaft vertreten, die für die Ehe für alle gestimmt haben und für eine tolerante Einwanderungspolitik, empfinden die Wirtschaft höchstens als notwendiges Übel, das vom Staat an die möglichst kurze Leine genommen werden müsse. Die Philosophie Macrons beruhe auf einer falschen Grundannahme: dass das alte Lagerdenken, die Einteilung in Rechte und Linke hinfällig sei.

»Die Franzosen wollen keine Hartz-IV-Reformen«, sagt Rouban. »Wir sind nicht so emanzipiert wie die Deutschen oder die Dänen. Wir glauben an den Staat und an den öffentlichen Dienst.«

Und die Franzosen mögen keinen Mann an ihrer Spitze, der spricht wie ein Manager und sich aufführt wie ein Monarch. Jetzt rächt sich, dass Macron, ohne Rücksicht auf Verluste, die politische Landschaft Frankreichs zertrümmert hat. Auch daher rührt all die Wut, all der Ärger auf ihn. Zwischen ihm und dem Zorn der Straße gibt es keine Mittler – und keinen Puffer. Früher konnten die etablierten Parteien Ärger und Unmut bis zu einem gewissen Grad einhegen. Sie verstanden sich darauf, zu versprechen, zu vertrösten. Ihre Abgeordneten waren lokal verwurzelt und berichteten über Unzufriedenheiten in der Provinz. »Die Politik ist eben doch ein Metier, sie will gelernt sein«, sagt Rouban. Jetzt sitzen Neulinge im Parlament, die meisten von ihnen hatten, wie Macron selbst, nie zuvor ein Mandat.



Gelbwesten in der französischen Provinz: »Du kannst nicht gegen das Volk regieren«

Mit seinem autoritären Regierungsstil hat Macron auch andere gesellschaftliche Akteure regelrecht platt gewalzt. Die Gewerkschaften sind schwach wie nie. Der Aufstand der Gelbwesten gleicht für Luc Rouban deshalb einer grausamen Pointe: »Es sind die Geister, die Emmanuel Macron selbst gerufen hat.«

Der Überdruß am sogenannten System, den Macron selbst kräftig befeuert hat, raubt ihm nun die Gestaltungskraft. Und die Glaubwürdigkeit. Wenn man andere dauernd vor die Wahl stellt, alles oder nichts, landet man schnell selbst beim Nichts.

Auch deshalb steht es nun eins zu null für La Rue, die Straße. Und die Gewalt hat zumindest einen Punktsieg errungen. Wieder einmal, denn so geht sie, die Legende der französischen Politik: Am Ende gewinnt immer die Straße.

Man muss dafür gar nicht mit der Vertreibung de Gaulles 1968/69 beginnen, es reicht ein Rückblick in die jüngere Geschichte. Egal ob es um die Renten ging, wie 1995, oder um einen unliebsamen Ausbildungsvertrag, wie 2005. Selbst die Öko-steuer wurde 2014 von der sozialistischen Regierung schon einmal zurückgenommen. Damals reichte allein die Androhung der Lkw-Fahrer, die Autobahnen zu blockieren. Und auch hier gleicht die vermeintlich neue Welt Macrons allzu sehr der alten: Am Mittwoch verkündete der Premierminister, voraussichtlich ganz auf

die geplante Steuererhöhung zu verzichten. »Wenn wir keine guten Lösungen finden, werden wir diese Steuer nicht erheben«, sagte Édouard Philippe. Was eine gute Lösung sein könnte, darüber schwieg er.

Ist das noch ein Rückzugsmanöver oder schon die Kapitulation?

Den Protesten haben sich mittlerweile Tausende Gymnasiasten angeschlossen, und auch die Landwirte kündigen für die kommende Woche einen Streik an. Aber immer noch unterstützen sieben von zehn Franzosen die Gelbwesten.

Wäre alles in Ordnung, dann könnte dies die Stunde der Opposition sein – aber diese, nachhaltig verwüstet durch den Wahlsieg Macrons, übt sich allenfalls in Demagogie.

Dafür zieht die Straße nun auch Verbündete des Präsidenten auf ihre Seite. Da ist der Ökonom, der einst Macrons Programm mit ersann und nun fordert, die Vermögensteuer wieder einzuführen. Sie zu streichen war eine der ersten Amtshandlungen des Präsidenten. Auch die Drei-Prozent-Defizit-Regel steht wieder zur Debatte. Neue Schulden, warum nicht? Der Zweck heiligt die Mittel – aber nichts daran gleicht der Politik, die Emmanuel Macron versprochen hat. Und dann ist da ein alter Verbündeter, der Macrons Wahlsieg mit seinem Schulterschluss erst ermöglicht hat. Jetzt sagt er ihm: »Du kannst nicht gegen das Volk regieren.«

Eine letzte Frage noch an Monsieur Rouban. Wenn die Zeichen so schlecht für ihn standen, warum hat Macron die Wahl dann gewonnen?

Roubans Antwort kommt prompt: »Er hat diese Wahl nur gewonnen, weil es keine Alternative gab.« Sein Sieg, sagt der Politologe, sei von Anfang an fragil gewesen. »Macron«, so Rouban, »ist ein hervorragender Pokerspieler, aber mit einem hundsmiserablen Blatt.«

In Le Puy, wenige Stunden nachdem der Präfekt die Forderungen der Gelbwesten wieder in seiner Schublade verstaubt hat, landet gegen Abend ein Hubschrauber. Emmanuel Macron kommt zu einem unangekündigten Besuch. Er schaut sich die zerstörte Präfektur an, schüttelt Polizisten die Hände. Die Nachricht von seinem Besuch verbreitet sich wie ein Lauffeuer in der Stadt. Vor seinem Wagen, der ihn wieder zurück zum Hubschrauber bringen soll, stehen bald Dutzende Demonstranten. »Macron, tritt ab!«, rufen sie.

Einer schreit: »Wir sind nichts, aber du auch nicht!« Es sieht aus, als schüttelte Macron kurz den Kopf. Dann steigt er in seine Limousine. Julia Amalia Heyer, Katrin Kuntz

Video
**Die vergessene
Provinz**

spiegel.de/sp502018frankreich
oder in der App DER SPIEGEL



Fintan O'Toole

Flucht vor dem Lieblingsfeind

Essay Auch Adolf Hitler hat Schuld am Brexit-Desaster. Denn für viele Briten ist die EU vor allem ein Machtinstrument der Deutschen.

So war es nicht geplant. Das Vereinigte Königreich nähert sich einer konstitutionellen Krise. Es sieht so aus, als könnte das Parlament in Westminster kommende Woche gegen den Ausstiegsvertrag stimmen, den Theresa May mit der Europäischen Union verhandelt hat. Der Brexit wird danach noch mehr wie einer dieser Alpträume wirken, in denen man versucht, eine immer schneller nach oben fahrende Rolltreppe hinunterzulaufen. Die britische Politik rennt und rennt und kommt nirgendwo an.

Es gibt im Parlament allem Anschein nach keine Mehrheit für das zwischen London und Brüssel ausgehandelte Abkommen. Es gibt aber auch keine Mehrheit dafür, die EU ganz ohne Abkommen zu verlassen. Und es gibt, zumindest im Moment, keine Mehrheit dafür, die Wähler in einem neuen Referendum entscheiden zu lassen. Dabei sollte doch alles so einfach sein.

Der Brexit, so hieß es zu Anfang, würde vor allem deshalb ein Klacks werden, weil er nur an einer Front ausgetragen werde – der deutschen. Die Austrittsverhandlungen würden nicht in Brüssel stattfinden, sondern in Wirklichkeit in Berlin. Einer der Kämpfer für den EU-Austritt, der spätere Brexit-Minister David Davis, sagte vor der Volksabstimmung 2016: »Unmittelbar nach dem Referendum wird unser erster Ansprechpartner nicht Brüssel sein, sondern Berlin. Dort wird der Deal ausgehandelt werden. Er lautet: uneingeschränkter Zugang für deutsche Autos und Industrieprodukte und im Gegenzug vernünftige Bedingungen für alles andere.«

Ein Jahr nach dem Referendum, als Davis de facto der Hauptunterhändler des Vereinigten Königreichs war, hakte ein BBC-Moderator bei ihm nach: »Sie haben behauptet, die deutschen Autohersteller und die deutsche Industrie würden Druck auf die deutsche Kanzlerin ausüben. Die würde diesen Druck dann an die EU weitergeben, um sicherzustellen, dass wir einen guten Deal bekommen. Sind Sie immer noch dieser Meinung?« »Oh ja« antwortete Davis, »am Ende wird es genauso kommen.«

Boris Johnson war sich sogar noch sicherer. In der finalen BBC-Debatte vor dem Referendum sagte er im Juni 2016: »Jeder weiß, dass ein Fünftel der in Deutschland gebauten Autos in unser Land geliefert wird. Glaubt irgendjemand ernsthaft, die Deutschen sind verrückt und werden erlauben, dass künftig Zölle auf diese Autos erhoben werden?« Das zentrale Wort in diesem Satz ist »erlauben«. Wie viel es doch erzählt.

Es entlarvt die Überzeugung mancher, wie die Welt und besonders die Europäische Union wirklich funktionieren. All die Institutionen – die Europäische Kommission, der Europäische Rat, das Europäische Parlament – sind demnach nur zur Schau da. All die komplizierten Regularien und die qualvolle Suche nach einem Konsens unter allen Mitgliedstaaten sollen nur eine Art Theaterinszenierung sein. Die Wirklichkeit dahinter ist die einer deutschen Dominanz. Und genau das könne paradoxerweise den Brexit retten. Statt stumpfsinnig vor sich hin zu verhandeln und schmerzhaft Kompromisse einzugehen, müsse London nur mal eben mit Berlin plaudern – und schon werde alles gut.

Das klingt bemerkenswert dumm, und das ist es auch. Aber dieses Denken entstammt einer tief sitzenden Wahnvorstellung, die schon lange in einer reaktionären englischen Nische genährt wurde. Wie so viele Wahnvorstellungen hat auch diese einen realen Hintergrund. Großbritannien hat in der Tat eine unvergleichliche historische Erfahrung gemacht. Nach dem Zweiten Weltkrieg standen die Briten eigentlich als Sieger da. Dann jedoch, gerade mal ein Jahrzehnt nach diesem großen Triumph, schien es den drei Verlierernationen Deutschland, Italien und Japan wesentlich besser zu gehen als dem glorreichen Großbritannien. Der Sieger war von den Verlierern überholt worden. Bei vielen Briten fand diese verzerrte Realität einen Widerhall: Sind wir am Ende eine besiegte Nation? Haben die Deutschen den Krieg nicht doch gewonnen?

Anfangs wurde diese masochistische Wahnvorstellung nur in der Fiktion ausgelebt. 1964 drehten Kevin Brownlow und Andrew Mollo »It happened here« (Es passierte hier) – wie einen Dokumentarfilm. Er enthielt »Wochenschauen« einer erfolgreichen deutschen Invasion Großbritanniens, mit erschreckend authentisch wirkendem Bildmaterial von Nazisoldaten, die zu den peinigenden Tönen des Lippe-Deitmold-Marsches am Parlament in Westminster vorbeimarschierten. Len Deighton griff diese Idee für seinen Bestseller von 1978, »SS-GB«, wieder auf.

Ein noch größerer Verkaufsschlager war Robert Harris' Thriller »Vaterland«. Auch in diesem Buch hatte Deutschland den Krieg gewonnen.

Interessant an der Handlung von »Vaterland« ist, dass Deutschland in dieser Geschichte zwölf europäische Länder, darunter Großbritannien, in einer Europäischen Union zwangsvereinigt hat, zusammengehalten durch Römische Verträge, mit Deutsch als offizieller Sprache. An einer Stelle des Buches spaziert der Held durch Berlin: »Er bog am Europäischen Parlament nach rechts ab. Die Flaggen der zwölf Mitgliedstaaten waren mit Scheinwerfern beleuchtet. Die Hakenkreuzflagge, die darüber gehisst war, war doppelt so groß wie die anderen Fahnen.« Auch auf dem Cover der Originalausgabe weht das Hakenkreuz neben der EU-Flagge.

Harris schrieb »Vaterland« im Jahr 1990 als Antwort auf die deutsche Wiedervereinigung. Während er dies tat, gab der damalige britische Industrie-und-Handels-Minister Nicholas Ridley, ein enger Freund von Premierministerin Margaret Thatcher, dem konservativen Magazin »Spectator« ein Interview. Das europäische Währungssystem, das damals von der EU eingeführt wurde, sei »nur ein deutscher Schwindel, dazu gedacht, ganz Europa zu unterwerfen«, sagte Ridley. Und weiter: »Ich bin nicht



Anti-EU-Demonstrantin in London 2016: Widerstand gegen eine tyrannische Kraft

grundsätzlich gegen die Aufgabe unserer Souveränität, aber nicht an diese Bande. Da kann man sie, um ehrlich zu sein, auch gleich an Adolf Hitler abtreten. Ich würde lieber Luftschutzbunker und eine Möglichkeit zum Widerstandskampf haben, als einfach von der Wirtschaft übernommen zu werden.« Das Cover des »Spectator« war ein Cartoon, in dem Ridley Hitlers Frisur und Schnurrbart auf das Gesicht des damaligen Kanzlers Helmut Kohl zeichnet.

Diese Wahnvorstellung hat sich aus der reinen Fiktion in die britische Tagespolitik verlagert. Sie beherrschte

einen Großteil der Neunzigerjahre, als britische Boulevardblätter beharrlich über einen »Krieg« gegen die Deutschen schrieben. Diese Deutschen hatten die Briten beleidigt, weil sie sich aus Angst vor dem Rinderwahnsinn weigerten, britisches Rindfleisch zu essen. 2016, mit Beginn der Brexit-Kampagne, kehrte diese Wahnvorstellung dann mit einem Schlag zurück.

Einen Monat vor der Volksabstimmung diktierte Boris Johnson, der spätere Außenminister, dem »Daily Telegraph« seine Sicht auf den europäischen Vereinigungsprozess: »Napoleon, Hitler und verschiedene andere Leute haben das versucht, und stets ist es tragisch geendet. Die EU ist ein Versuch, es mit anderen Methoden zu erreichen.« Dass Napoleon und die »verschiedenen anderen Leute« ihm weniger wichtig waren als Hitler, wurde klar, als er sein Argument noch einmal in andere Worte fasste: Die Europäische Union verfolge »ein ähnliches Ziel wie Hitler«, nämlich die Schaffung eines Superstaates.

Das war natürlich übertriebene Rhetorik, ein ausschweifender Versuch, Englands unbewältigte Empfindungen gegenüber dem Zweiten Weltkrieg und seinen Nachwirkungen zu artikulieren. Es gibt bis heute keine Belege dafür, dass die britische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit deutschenfeindlich gestimmt wäre. Aber das zentrale Argument war auch nicht gegen Deutschland, sondern gegen die EU gerichtet. Hier hatte sich ein Weg eröffnet, den Krieg und seine zwiespältigen Auswirkungen in der englischen Kultur zu nutzen, um die EU als repressive, tyrannische und invasive Kraft darzustellen. Als ein Gebilde, gegen das sich Großbritannien in einem Akt nationaler Befreiung – dem Brexit – erheben müsse. Und in den vergangenen Wochen hat Johnson immer wieder getönt, die vorliegende Brexit-Vereinbarung werde das Königreich zu einer »Kolonie« der EU machen.

Solch düstere Fantasien helfen, jene Trugbilder zu erzeugen, die das gesamte Brexit-Projekt in den Sumpf geführt haben, in dem es nun feststeckt. Wer sich einbildet, er werde unterdrückt, der wünscht sich den wundervollen Moment der Befreiung herbei. Wenn die Unterdrückung allerdings nur imaginiert ist, kann auch die Freiheit nur eine imaginierte sein.

Dabei ist es nur das langweilige Brüssel, dem die Briten den Rücken zukehren, nicht das despotische Berlin. Und ohne die heldenhafte Vorstellung von Widerstand und Befreiung wirkt dieser lange Abschied zunehmend sinnlos.

Fintan O'Toole, 60, ist Ire, Kolumnist für die »Irish Times« und der Autor von »Heroic Failure: Brexit and the Politics of Pain«.

»Lieber sterbe ich«

Dubai Mithilfe eines Abenteurers und einer Segeljacht floh eine Prinzessin aus dem Palast ihres Vaters. Doch der schickte Schiffe los. Nun wächst der internationale Druck auf die Emirate.

Irgendwo in Dubai sitzt eine junge Frau vor zugezogenen Gardinen. Sie trägt kein Kopftuch, ihr schwarzes Haar ist eilig zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie zeichnet, es ist vermutlich Februar, ein Video auf. Sie spricht von ihrer Gefangenschaft im goldenen Käfig, von Folter, Todesdrohungen. »Ich kenne keine Freiheit«, klagt die Frau, »ich durfte Dubai seit dem Jahr 2000 nicht verlassen.« Sie sagt, sie plane ihre Flucht und sei voller Hoffnung. Aber »wenn ihr dieses Video seht«, sagt sie, »ist das kein gutes Zeichen. Dann bin ich entweder tot, oder ich bin in sehr, sehr, sehr großer Not.«

Das Video ist ihre Lebensversicherung, sie weiß das. Im Ernstfall soll es veröffentlicht werden. Anfang März tritt der Ernstfall ein, das Video geht auf YouTube viral. Seither fehlt jede Spur von Latifa Al Maktoum, 33 Jahre alt, Herrschertochter aus dem Orient mit einer Geschichte, die locker als Drehbuch für einen James-Bond-Film taugen würde.

Scheicha Latifa ist die Tochter des Emirs von Dubai und Premierministers der Vereinigten Arabischen Emirate (VAE). Sein Name: Mohammed bin Rashid Al Maktoum, 69 Jahre, bekannt als milliarden-schwerer Machtmensch, befreundet mit vielen Politikern der Welt.

Dieser Mann soll ein Scheusal sein? Ist er gar nicht so tolerant, wie er sich gibt, sondern laut Tochter »allein an seinem Ruf interessiert, seinem Ego«? Ist er etwa gar ein zweiter Mohammed bin Salman, der saudische Kronprinz mit Hang zur Grausamkeit? Oder ist er nur gestraft mit einer rebellischen Tochter, der Hauptfigur dieser Posse, die immer absurdere Züge annimmt und auch Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International sowie die Vereinten Nationen auf den Plan ruft?

Scheicha Latifa ist eines von mehr als zwei Dutzend Kindern, die der Emir mit sechs Frauen bekam. Kurzer Überblick: Vor einem halben Jahr floh Latifa aus dem Palast. Ein Ex-Spion half ihr und segelte mit ihr auf einer Jacht Richtung Indien. Per Flugzeug wollte sie weiter in die USA und dort politisches Asyl beantragen. So zumindest war der Plan.

Aber dann schickte ihr Vater seine Leute los. Wohl in Absprache mit ihnen brachten indische Schiffe die Jacht auf. Seitdem hat niemand mehr Latifa Al Maktoum gesehen.

Am Donnerstag zeigte die BBC zur Primetime eine Dokumentation, in der Latifas Weggefährten Anschuldigungen gegen den Emir vorbringen. Was zuerst nach einem Vater-Tochter-Konflikt mit Anleihen aus griechischen Tragödien klang, wirkt nun plötzlich wie ein Politthriller. Der internationale Druck auf die Herrscherfamilie wächst. Steckt eine Rufmordkampagne dahinter, lanciert vom verfeindeten Nachbarstaat Katar? Oder sind die Emirate nicht so modern, wie Hunderttausende Touristen jedes Jahr glauben, wenn sie sich neben dem Burj-al-Arab-Hotel am Strand von Dubai sonnen?

Scheicha Latifa floh nicht zum ersten Mal. Und sie ist auch nicht die einzige Emirstochter, die frei leben und sich der Herrschaft ihres Vaters entziehen wollte. 2002 kam Latifa bis zur Grenze zum Oman, »ich war 16, ich war so naiv«, erzählt sie im Video in perfektem Englisch. Die Strafe für den Fluchtversuch war hart: Fast dreieinhalb Jahre saß sie in einem Pri-

Mit dem Geländewagen durch die Wüste, dann mit dem Jetski hinaus auf die offene See.

vatgefängnis außerhalb des Palastes, in völliger Isolation. Auf Befehl ihres Vaters, sagt sie, hätten Wachleute sie geschlagen, und sie hätten gedroht weiterzumachen, »bis du stirbst«.

Ihre Schwester Shamsa, vier Jahre älter, war dem Vater auf einem Familienurlaub in Großbritannien im Jahr 2000 entwischt. Der Emir setzte Spezialisten auf ihre Spur, die Männer schnappten die Tochter schließlich in Cambridge. Sie kidnapteten die junge Frau und verschleppten sie per Privatjet nach Dubai. Seitdem wird sie bewacht und angeblich mit Medikamenten ruhiggestellt. Als der wegen der Entführung ermittelnde Inspektor von Scotland Yard mit ihr sprechen wollte, endete das Verfahren in einer Sackgasse.

Vor acht Jahren hörte ihre Schwester Latifa von einem französisch-amerikanischen Abenteurer, an dessen Mut und Leichtsinn sie sich ein Beispiel nehmen wollte. Er sollte ihr Fluchthelfer werden. Sein Name: Jaubert, Hervé Jaubert. Der

ehemalige Marinesoldat und Geheimagent hat das makellose Aussehen eines Soap-Opera-Darstellers.

In Dubai hatte Jaubert ziemlich verrückte Mini-U-Boote für Spaß-Trips unter Wasser gebaut. Doch dann soll er Millionen von US-Dollar unterschlagen haben. Auf jeden Fall fiel er in Ungnade und musste das Land fluchtartig verlassen. Er schlüpfte in einen Taucheranzug und warf sich eine Abaja samt Gesichtsschleier über. Am Strand zog er das traditionelle Frauengewand aus und glitt ins Wasser. Tauchend entkam er den Behörden Dubais.

Jahre später bat Latifa ihn um Hilfe, weihte ihn in ihre Fluchtpläne ein und berichtete über das seltsame Leben einer traurigen Herrschertochter in Dubai. Jaubert sagt heute, zu Anfang habe er Latifa nicht geglaubt, zu abenteuerlich klang ihre Geschichte, sogar für ihn. Mit der Zeit aber habe er ihr vertraut.

Im Jahr 2014 traf Latifa im Palast auf eine Kampftanz-Trainerin, Tiina Jauhainen, 42. Die blonde Finnin und die schöne Emirstochter wurden Freundinnen. Mit der Trainerin entdeckte Scheicha Latifa die Freiheit über den Wolken, Fallschirmspringen wurde ihr Hobby. Gemeinsam stürzten sie sich aus Flugzeugen, sahen auf die glitzernden Hochhausfassaden von Dubai, die künstlich aufgeschütteten Inseln »The World«. Die wirkliche Welt aber blieb Latifa verschlossen, denn der Emir erlaubte keine Reisen, kein Studium. Sie fühlte sich gefangen im goldenen Käfig.

Am Morgen des 24. Februar täuschten beide Frauen die Leibwächter und flüchteten in einem Geländewagen durch die Wüste. Sie fuhren über die Grenze nach Oman, immer geradeaus Richtung Meer.

Dort bestiegen sie einen Jetski und rasten hinaus auf die offene See. Sie wurden von einem Schlauchboot aufgenommen, immer weiter blieb die Küste hinter ihnen zurück. In internationalen Gewässern wartete Ex-Agent Jaubert – auf der luxuriösen Segeljacht »Nostromo«. »Es dauerte Stunden, bis wir sie erklommen hatten«, sagte die Finnin der BBC, »Wellen schlugen uns entgegen, der Wind blies«, dann aber wählten sich die beiden Frauen und Ex-Agent Jaubert auf der Jacht in Sicherheit.

Ein paar Tage segelten sie durch den Golf von Oman. Von Bord aus kontaktierte

* Im Modell eines seiner Mini-U-Boote.



AMR DALSH / REUTERS



DETAINED IN DUBAI



CARO / FOTOFINDER.COM



APR / GETTY IMAGES

Hauptstadt Dubai, Scheicha Latifa, Vater Emir Mohammed, Ex-Agent Jaubert*
Gefangen im goldenen Käfig

Scheicha Latifa eine Londoner NGO. Sie glaubte, an die Öffentlichkeit zu gehen, würde ihr Schutz geben. »Sie mailte auch Reporter an«, erzählt die Finnin, »aber kaum jemand reagierte« – wahrscheinlich hielten viele Journalisten ihre Geschichte für eine Erfindung. »Latifa war verzweifelt«, dauernd habe sie gesagt: »Wer kann mir jetzt noch helfen?«

Viele Seemeilen vor der Küste Indiens wartete laut Jauhianen die indische Küstenwache auf die »Nostromo«, auch ein Hubschrauber kreiste in der Luft. Und dann kaperten bewaffnete Männer die Jacht, was in internationalen Gewässern als Akt der Piraterie gelten kann. Latifa, ihre finnische Freundin, der Franzose und die philippinische Besatzung wurden nach Dubai gebracht, die Fluchthelfer wurden dort verhört. Mehr als zwei Wochen später wurden die beiden Europäer wieder freigelassen. Ex-Spion Jaubert sagt: »Ich weiß nicht, wo Latifa steckt, ich mache mir große Sorgen.«

Niemand weiß, wo Latifa steckt. Aus dem Herrscherhaus hieß es zwar, sie sei zurück im Schoße ihrer Familie, es gehe ihr »blendend«. Ist die ganze Geschichte der Flucht also nur eine Schmutzkampagne gegen den Emir? Aber warum sieht man Scheicha Latifa dann nirgendwo, warum darf niemand mit ihr sprechen?

Es gibt in London eine Organisation, die sich für ihre Freilassung einsetzt. »Detained in Dubai« heißt sie. Die Anwältin Radha Stirling war die Letzte, die per Telefon mit Latifa sprach, als die Männer die Jacht enterten. Sie hörte noch Latifas Schreie: »Lieber sterbe ich, als dass ihr mich zurück nach Dubai bringt!« Stirling sagte zum SPIEGEL: »Wir glauben, dass Latifa wieder in Gefangenschaft ist wie ihre Schwester. Was wir fordern, ist ein Beweis, dass sie lebt.«

Stirling meint sogar, der Fall entwickle gerade eine ähnliche Brisanz wie der Mord an dem saudi-arabischen Journalisten Jamal Khashoggi in Istanbul: »Was wir beobachten, ist eine Eskalation von Gewalt und Despotismus. Der Druck auf die Emirate wächst, der Westen verliert die Geduld, der Scheich muss reagieren.« Es sei eben »keine private Familienangelegenheit, wenn Militärs involviert waren.«

Eine Reaktion aus Dubai erwartet Stirling allerdings nicht so bald, »denn die Emirate geben sich immer als Frauenförderer, in Wahrheit herrschen hier Männer, die ihre Frauen unterdrücken. Wenn Frauen vergewaltigt werden und das anzeigen, werden sie verurteilt, weil sie Ehebruch begangen haben.«

So seien die Emirate wirklich, also »das komplette Gegenteil der gerechten, schönen Welt, die sie scheinbar sind«.

Fiona Ehlers

Mail: fiona.ehlers@spiegel.de

Patronen am Rosenkranz

Italien Das Land gerät aus der Balance: Schüsse auf Ausländer, Pöbeleien gegen Minderheiten, Aufmärsche von Neofaschisten – wie viel Schuld trägt daran die neue Regierung? *Von Walter Mayr*

Kaum dem Flugzeug entstieg, leidet er los. Flüchtlingen, »die vergewaltigen, klauen, dealen«, werde er per Gesetz das Handwerk legen, droht Matteo Salvini am Ende einer Afrikareise; von Zuwanderern, die »nicht vor Kriegen fliehen, sondern Krieg in unser Land bringen«, habe Italien genug.

Kein Tag vergeht ohne Kampfansage von Salvini. Seit dem 1. Juni im Amt als Innenminister, hat sich der Parteichef der rechtsgerichteten Partei Lega aufgeschwungen zum Sprachrohr der Regierung unter Giuseppe Conte. Salvinis Motto ist simpel – »Italiener zuerst« –, sein Umgangston rabiat. Die Folgen sind spürbar.

Mal wird am helllichten Tag auf farbige Passanten in Macerata gefeuert, mal nachts ein Marokkaner in Aprilia zu Tode gehetzt oder in Caserta auf Männer aus Mali geballert – die Fülle der Meldungen aus dem Sommer und Herbst 2018 über Gewalttaten hat nicht nur in Italien Entsetzen ausgelöst. Mindestens 70 rassistische Vorfälle zwischen Juni und Oktober sind verbürgt.

Vor Selbstjustiz und »Wildwest-Mentalität« warnt Staatspräsident Sergio Mattarella. Eine »wachsende Anzahl von Attacken auf Migranten, Asylbewerber, Flüchtlinge und Italiener ausländischer Abstammung« beklagt das Flüchtlingshilfswerk UNHCR. Ein »Klima des Misstrauens, der Verachtung und Wut« konstatiert Italiens Bischofskonferenz.

Es ist, als fühlten sich im ganzen Land Neofaschisten und Rechtsradikale gestärkt, als sei Fremdenhass hoffähig geworden. Gad Lerner, Autor einer TV-Serie über Rassismus, spricht gar von einem »faschistoiden Sog, dem unser Land gerade zum Opfer fällt«. Doch einen wie Salvini juckt Kritik wenig. An seinem Schreibtisch im Innenministerium, unter einem Gemälde, auf dem das Jesuskind zwischen der Gottesmutter Maria und Großmutter

Anna abgebildet ist, gibt er den Kerl, der sich von nichts und niemandem einschüchtern lässt.

Er hat schließlich die Häfen des Landes für Flüchtlingsboote schließen lassen, die Zahl der Ankommenden auf ein Fünftel gesenkt und ein Gesetz durchgedrückt, das beschleunigte Asylverfahren und Abschiebungen vorsieht.

Rassismus? »Völliger Unsinn« sei es, die Schuld bei ihm zu suchen, wenn irgendwo

hohen Mauer aus Beton der Weg auf ins »Nomaden-Lager«, wie viele Römer sagen.

614 Menschen, die Hälfte davon Kinder, hausen hier in behelfsmäßig hergerichteten Containern und Wohnwagen. Die Kanalisation ist defekt, nach Platzregen gleicht das Gelände einer Seenlandschaft. An den Rändern türmt sich hüfthoch der Müll. Es riecht nach Latrine. Der von der Außenwelt abgeschottete Slum, überwiegend von Zugewanderten aus Südosteuropa bevölkert, erinnert

an Armenviertel in Mumbai oder Nairobi – liegt aber nur 15 Kilometer entfernt von der Fontana di Trevi.

Jeder siebte der in Italien lebenden Roma und Sinti wohnt in Siedlungen unter seinesgleichen. Die EU-Kommission ermittelt nicht zuletzt wegen dieser Form der Abschottung auf ethnischer Grundlage seit 2012 gegen Italien. Salvinis Plan sieht nun vor allem eines vor: die Siedlungen zu räumen. Vorher will er die Insassen noch registrieren lassen.

Auf den Beifall der meisten Anwohner darf der Innenminister zählen – auch im Umkreis der Via Salone. Und zwar nicht erst, seit hier bosnischstämmige Roma zwei Mädchen aus der Nachbarschaft in Handschellen gelegt und vergewaltigt haben. Sondern auch und vor allem deshalb, weil die Roma-Siedlung vorübergehend einer Open-Air-Müllverbrennungsanlage glich.

Lieferwagenweise Schrott und Plastikabfall wurde angekartt, von Italienern, die ihren Müll illegal und kostengünstig mithilfe der Roma entsorgen wollten. Schwarze Rauchsäulen bei Nacht zeugen noch immer von florierenden Geschäften. Im angrenzenden bürgerlichen Wohnviertel Case Rosse werden bisweilen Schadstoffwerte wie auf einer Giftmülldeponie gemessen.

»Unmöglich herauszufinden, wer das Zeug verbrennt«, sagt treuherzig einer der Sprecher des Roma-Camps: »Das passiert ja immer bei Nacht.« Neben dem Eingang



Innenminister Salvini: Bauchgefühl und Ressentiment

ein Roma-Mädchen »verletzt« werde, lässt Salvini verlauten – kurz nachdem einem 13 Monate alten Kleinkind mit einem Luftgewehr ins Rückgrat geschossen worden war. Das Kind stammt aus einer jener Barackensiedlungen, die Salvini besuchte, ehe er Innenminister wurde – und die er mit dem »Schaufelbagger« plattzumachen versprach.

Die Adresse der Siedlung am östlichen Rand der Hauptstadt: Via Salone 323.

Rund um die Uhr von Polizeipatrouillen bewacht, tut sich hinter einer zwei Meter

FABIO CIMAGLIA / DDP IMAGES



PAOLO MARCHETTI / DER SPIEGEL

Mussolini-Anhänger bei Gedenkmarsch an dessen Geburtsort Predappio: »Den Feind kennen, den man schlagen will«

hatten Anwohner ein Plakat angebracht: »Schluss mit den Bränden. Wollt ihr Krieg? Wir sind bereit.«

Wer aber bringt es übers Herz, auf ein kleines Roma-Mädchen zu schießen, das an der Hand seiner arglosen Mutter auf einem Spielplatz unterwegs ist? Ein pensionierter Bediensteter des italienischen Senats war es, der von seinem Balkon im siebten Stock aus mit einem hochgerüsteten Luftgewehr auf das Kind feuerte. Die Kleine kam mit dem Verdacht auf Querschnittslähmung in die Klinik.

Die abschätzig »zingari« – Zigeuner – gerufenen Roma und Sinti, das zeigen Statistiken, begegnen in Italien nicht erst seit Amtsantritt der neuen Regierung erheblichen Vorbehalten. Salvini und seine Mitstreiter aber hätten die zunehmende Gewalt zu verantworten, sagt Najo Adzovic: »Diese Regierung hat dem Volk eine Lizenz zum Hassen ausgestellt, in der Luft liegt Bombenstimmung.«

Adzovic, weißer Hut, weit aufgeknöpftes Hemd, Goldkettchen am Arm, gibt in Rom den Wanderer zwischen den Welten. Er vermittelt zwischen den Behörden und seinen eigenen Leuten, schlichtet Streit

zwischen rivalisierenden Clans und leugnet nicht, »dass es in unseren Lagern Kleinkriminalität gibt«. Aber die aufgeheizte Stimmung im Land macht ihm Angst.

Deshalb hat er zuletzt in einem offenen Brief vor einem neuen »stillen Holocaust« gewarnt – und Italiens rechten Hetzern Widerstand angekündigt: »Dieses Mal lassen wir uns von euch nicht in die Vernichtungslager schleppen.«

Dass der »Rassismus in Italien zugenommen hat, steht außer Frage«, sagt Luigi Manconi, »auch, dass das gefährlich ist, ja, dass es sogar noch schlimmer werden kann – aber man muss die Zahlen sehen: Italien hatte Anfang der Neunzigerjahre 800 000 Ausländer im Land, jetzt sind wir bei fast 6 Millionen.«

Manconi war Staatssekretär und Senator, auch als Menschenrechtler und Autor hat er einen Namen. Im Zentrum von Rom leitet der weißhaarige Herr mittlerweile die Nationale Behörde gegen Rassendiskriminierung. Das Institut untersteht – Ironie des Schicksals – dem nun von Salvini geleiteten Innenministerium.

Das Rassismus-Tabu habe in Italien länger gegolten als in anderen europäischen Ländern, Deutschland vielleicht ausgenommen, sagt Manconi. Trägt Salvini Schuld an der zunehmenden Fremdenfeindlichkeit? »Neu ist, dass dieses Land nun mit einer Mischung aus Bauchgefühl und Ressentiment regiert wird, dass also, was zuvor nur eine Tendenz war, nun ein Regierungsprogramm zu sein scheint.«

Was Manconi nicht sagt, aber aus eigener Anschauung im Senat weiß: Rassismus im institutionellen Gewand ist in Italien nichts Neues. Der bis heute amtierende Vizepräsident des Oberhauses Roberto Calderoli etwa bescheinigte einst der ersten farbigen italienischen Ministerin »Ähnlichkeit mit einem Orang-Utan«.

Folgenlose rassistische Entgleisungen gab es immer – und nicht nur im rechten Lager: Ein gefeierter Anti-Mafia-Staatsanwalt fiel später als Minister im linken Kabinett von Romano Prodi mit der Warnung auf, wenn die Zuwanderung nicht geregelt werde, sehe Italien demnächst aus wie das »Pissoir Europas«.

Dass 80 Jahre nach Verkündung der Rassengesetze durch den Diktator Benito



PAOLO MARCHETTI / DER SPIEGEL

Roma-Camp an der Via Salone: »Tiere, ohne Kultur und ohne die Absicht, sich zu integrieren«

Mussolini rechtsradikales Gedankengut wieder salonfähiger wird, hat wohl auch mit dem versöhnlichen Blick vieler Italiener auf die eigene Geschichte zu tun: Trotz mehr als 20 Jahren Faschismus gab es anschließend kein nur annähernd den Nürnberger Prozessen vergleichbares Tribunal, in dem vor aller Augen Schuld und Unschuld der Nation gegeneinander aufgewogen worden wären.

An die zwei Millionen Menschenleben hat Mussolini samt seinen Helfershelfern auf dem Gewissen. Thematisiert wird das wenig. »Mussolini hat niemanden getötet«, scherzte einst im Namen des Volkes Silvio Berlusconi: Der Duce habe die Menschen nur kostenlos in die Verbannung geschickt.

Wer römische Neofaschisten kennenlernen will, steigt am besten bei der Papstbasilika San Giovanni in Laterano in die Metro Richtung Osten. An der Haltestelle Santa Maria del Soccorso wartet Marco Continisio: 28 Jahre jung, bärtig, lokaler Verantwortlicher bei CasaPound, der Partei der selbst ernannten »Faschisten des Dritten Jahrtausends«.

Die nach dem amerikanischen Dichter und Mussolini-Verehrer Ezra Pound benannte Bewegung, gegründet 2003, zählt inzwischen mehr als hundert Parteibüros landesweit und gut 20 000 Mitglieder. In Rom, vor allem im Osten der Stadt, sind die Neofaschisten mittlerweile eine ernst zu nehmende Macht. Weil sie Bedürftigen Hilfe im Alltag anbieten, weil sie anpacken und sich auch dort zeigen, wo der Staat längst aufgegeben hat.

Marco Continisio steigt in seinen Hyundai und startet zur Patrouillenfahrt durchs Gebiet: ein gewaltiges Areal aus heruntergekommenen Wohnblöcken, aufgelassenen Fabriken, verfallenen Schuppen. Die Stadtverwaltung hat anfangs versucht, auf der Industriebrache und in leer stehenden Gebäuden Flüchtlinge unterzubringen. Die Aktivisten von CasaPound unterbinden das nun mit zunehmendem Erfolg. Continisio zeigt auf das Migrantenwohnheim des Roten Kreuzes in der Via Frantoio, vor dem er und seine Freunde so lange protestierten, bis es geräumt wurde. Und er fährt hinaus zu den Müllbergen rund ums Roma-Camp an der Via Salone, wo CasaPound den Protest der Anwohner

unterstützt. Continisio sagt: »Die Roma sind Tiere, ohne Kultur und ohne die Absicht, sich zu integrieren.«

Mit klarer Strategie nisten sich die Neofaschisten ein im sozialen Unterfutter der Hauptstadt. Sie übernehmen das Kommando in einst links dominierten Stadtteilkomitees, sie verteilen Essen an Bedürftige, gehen nachts in unsicheren Gegenden Streife und rücken in Formation an, sobald irgendwo illegal einquartierte Italiener zugunsten rechtmäßiger ausländischer Mieter geräumt werden sollen.

CasaPound macht dem Staat das Gewaltmonopol streitig – nicht selten mit staatlicher Duldung. »Im Interesse benachteiligter Italiener sind wir zu allem bereit«, sagt der Extremist Continisio: »Wir sind eine radikale Bewegung.« Spüren die Neofaschisten Rückenwind unter Salvini? »Inhaltlich sind wir uns nahe, sein Motto ›Italiener zuerst‹ vertreten wir seit 15 Jahren; organisatorisch waren wir uns schon mal näher, aber wir bleiben offen für eine Zusammenarbeit.«

Marco Continisio ist, so weit es sein Beruf im Supermarkt erlaubt, für fast alles zu haben, was die Partei will. CasaPound

fordert von Mitgliedern Einsatzbereitschaft in allen Lebensbereichen: ob im Straßenkampf oder im Martial-Arts-Studio, im parteinahen Buchladen oder am Ausschank.

Die Parteioberen trifft man abends im Cutty Sark, einem Pub im römischen Viertel Monti, wo die »Faschisten des Dritten Jahrtausends« so gut wie unter sich sind. Links vom Tresen hängt ein Porträt des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad neben Schals mit der Aufschrift »Zu den Waffen, wir sind Faschisten«.

Auch der CasaPound-Chef Gianluca Iannone ist da: ein gewaltiger Kerl in knielanger Cargohose, quer im Nacken eintätowiert ein Mussolini-Spruch. Iannone, in erster Instanz zu vier Jahren Haft verurteilt, weil er einen Carabinieri verprügelte, sagt über das Mussolini-Regime, es stehe für »die schönste Erfahrung in der Geschichte Italiens«.

Er und seine Neofaschisten sind straff organisiert, international vernetzt und gut unterwegs auf Facebook. Gesteuert wird das Ganze von der Zentrale der Partei in der Via Napoleone III aus, im Herzen der Hauptstadt. Hier steht ein siebenstöckiger Bau, den die CasaPound-Aktivisten seit 2003 widerrechtlich besetzt halten – Tausende Quadratmeter mietfreien Raums in bester Lage.

Er habe derzeit Dringlicheres zu tun, als diesen Palazzo räumen zu lassen, verkündet Innenminister Salvini – seine Partei, die Lega, war mit CasaPound noch 2015 durch die gemeinsame politische Plattform »Souveränität« verbündet.

Getrennt marschieren, vereint schlagen: Unter diesem Motto erobert die extreme Rechte in Italien Gelände. Das Bedürfnis des Volks, sich einen Feind zu konstruieren und in der Folge nach einem Führer zu rufen, wie Umberto Eco schrieb, verstehen alle rechten Parteien zu wecken – von Salvinis Lega über die postfaschistischen Fratelli d'Italia bis zu den Neofaschisten von CasaPound.

Hat Liliana Segre recht, wenn sie feststellt, dass es nun in Italien bisweilen »wie-der so klingt, wie es früher klang«? Die 88 Jahre alte jüdische Auschwitz-Überlebende, Senatorin auf Lebenszeit, setzte im Juni vor dem Oberhaus ein Ausrufezeichen, als sie an die Mitschuld italienischer Faschisten bei den Verbrechen der Nazis erinnerte und »Wachsamkeit« anmahnte.

Mitschuld? »Ach was, Mussolinis Rasengesetze waren ein Zugeständnis an Adolf Hitler«, sagt Ernesto Moroni in seiner mit Stahlhelmen, Dolchen und Duce-Porträts geschmückten Geschäftsstelle. Moroni leitet die Vereinigung Azione Frontale in Rom und sagt über die Juden: »Sie waren Hitlers Financiers und haben so ihr eigenes Unheil sehenden Auges herbeigeführt.« –

Ein Volk, das quasi freiwillig in den Tod ging? – »Warum nicht? Abraham war bereit, seinen eigenen Sohn zu opfern.«

Moroni, ein kahlköpfiger Muskelberg mit wasserblauen Augen, entzückender Familie und gut gehenden Geschäften, hat sich in den jüdischen Gemeinden weltweit einen Namen gemacht als jener Mann, der 2014 Schweineköpfe an die Synagoge und die Israelische Botschaft in Rom schickte. Mit seinen Kameraden von der Azione Frontale kämpft er für »den reinen Faschismus, der alle sozialen Schichten vereinigt und die Schwächsten nicht vernachlässigt«. Zweimal die Woche wird abends kostenloses Essen verteilt. Bedürftige drängen sich dann zwischen Mussolini-Reliquien um Aluschalen mit Pasta.

Wenn es finster wird, gehen Moroni und die anderen dann ihre »ronde« – Patrouille

Nach Predappio reisen manche Neofaschisten dreimal pro Jahr: zu Mussolinis Geburtstag, zum Todestag und zum Jahrestag des Mussolini-Marschs auf Rom. Man pilgert durch den Ort, wo es im Souvenirhandel Schlagstöcke mit Mussolinis Motto »Glauben – Gehorchen – Kämpfen« schon für fünf Euro gibt, und ist rechtzeitig zum Gottesdienst im Garten der Villa Carpena, am früheren Wohnsitz des Duce.

Die Kameraden begrüßen sich dort mit dem Spruch »a noi« – auf uns – und umfassen sich dabei den Unterarm. Ein Nachfahre eines der ältesten italienischen Adelsgeschlechter stellt sich derweil vor mit den Worten: »Ich bin kein Antisemit, aber die Juden haben den Gottessohn umgebracht, daran ist leider nichts zu ändern.«

Dann holt »Padre« Giulio Tam, ein exkommunizierter Geistlicher, Messwein



Exkommunizierter »Padre« Tam: »Teufelslied« vor dem Dessert

längänge, unbewaffnet, aber in Gruppen von sechs bis acht Mann. Die Faschisten zeigen Präsenz in einem Viertel, das als Verbrecherhochburg berüchtigt ist. Unterwegs pappen sie Aufkleber an Laternenmasten oder Botschaften an von Ausländern geführte Fleischereien und Friseursalons: »Unterstütze die Läden der Italiener« steht darauf – ein Akt des Widerstands sei gefordert gegen »die Invasion, der wir uns ausgesetzt sehen«.

Was hält er von Salvini? »Er ist nicht der Retter des Vaterlands für uns Faschisten«, sagt Moroni. Dann bricht er auf, um mit Gesinnungsgenossen Zeit in und um Predappio zu verbringen – Mussolinis Geburtsort, wo der Bürgermeister seine Amtsgeschäfte vom einstigen Kinderschlafzimmer des Diktators aus führt.

und Abendmahlkelch aus seinem Opel Vivaro, und der Gottesdienst zu Ehren Mussolinis kann beginnen.

Frisch beschenkt von Freunden mit einem fünf Kilogramm schweren Rosenkranz, an dem gekreuzte Patronenhülsen vom Kaliber .38 baumeln, predigt der »Padre«: Wer die »islamische Invasion« bekämpfen wolle, der möge aufwachen. »Man muss den Feind kennen, den man schlagen will.«

Stunden später, beim Mittagmahl, über Tortelli, gefüllt mit gebratenem Speck, verteilt Ernesto Moroni Liedtexte, und die Kameraden beginnen zu singen: »Giovinezza«, die Hymne des faschistischen Italien. Bei jeder Erwähnung Mussolinis gibt Giulio Tam, schwarzer Talar, erhobener rechter Arm, das Signal zum faschistischen

JETZT IM HANDEL: SPEZIAL MACHT



Lesen Sie in diesem Heft:

UMFRAGE

Wer heute noch zu seiner Macht steht

KARRIERE

In sieben Schritten an die Spitze

MACHTVERZICHT

Ex-Telekom-Boss Obermann hat trotzdem Spaß

Gruß. Anschließend folgt, aus vollem Hals und noch vor dem Dessert, das sogenannte Teufelslied, »SS marschiert in Feindesland«, in italienischer Übersetzung.

Wenn die Neofaschisten die Faxen dick haben, dann marschieren sie los und protestieren vor jenem Gebäude, in dem die Ärmsten der Armen untergeschlüpft sind – die Menschen, die in einem asbestverseuchten Betonskelett an der römischen Via Tiburtina leben. Die ehemalige Penicillinfabrik dient als Quartier für die Elendsten unter den Zuwanderern: fensterlos, zugig, der Boden übersät mit zurückgelassenen Medikamenten und Plastikmüll.

Zahnlose Greisinnen, Mütter mit Säuglingen, vor allem aber junge Männer aus Westafrika bevölkern die Ruine. Mehr als 600 Menschen haben in der »Penicillina« Zuflucht gefunden, gefangen in einem Teufelskreis: Ohne festen Wohnsitz gibt es keine Aufenthaltsgenehmigung und keinen Zugang zum Sozialsystem.

Ohne die Hilfe von Mustapha Drammeh führt für Ortsfremde kein Weg hinein in die Ruinenwelt. Mustapha ist 25, Sohn einer Familie mit zwölf Kindern aus Gambia, ein schlauer Kerl mit Rastazöpfchen. Er selbst hat eine Odyssee hinter sich: durch die Wüste nach Libyen, mit dem Boot nach Lampedusa und über Kalabrien schließlich nach Rom.

Narben von Misshandlungen in Libyen hat er am Unterbauch davongetragen, das rechte Auge ist blind, seit ihn, so sagt er, italienische Polizisten bei einer Razzia prügelten. Und doch hatte Mustapha mehr Glück als andere: Helfer von »Ärzte ohne Grenzen« fischten ihn aus einem Lager, unter anderem weil er fünf afrikanische Sprachen spricht. Nun hilft er als Dolmetscher aus, auch wenn sich einmal pro Woche die Ärzteteams in ihren weißen Uniformen zur Penicillinfabrik wagen.

Drinne, an einem Zaun, hängt seit Juni ein Zettel, auf dem die Polizei das Gelände für »unbewohnbar« erklärt. Vor Kurzem meldete sich Matteo Salvini persönlich zu Wort. Er stellte klar, dass die Ruine der alten Penicillinfabrik für ihn ein Sinnbild dessen ist, was im Umgang mit Zuwanderern anders laufen muss. »Drogen, Alkohol, Verwahrlosung« seien bei denen an der Tagesordnung, verkündete Salvini.

Allerdings nicht mehr lange: »Demnächst wird geräumt, Schluss mit dem Chaos, wir schaffen wieder Ordnung und Ruhe.«

Video
Wie tickt Italiens neue Rechte?

spiegel.de/sp502018italien
oder in der App DER SPIEGEL



**Harvard
Business
manager**

DAS WISSEN DER BESTEN



EMILIE DÜCKE / DER SPIEGEL

Straßenszene in Mariupol: »Das ist eine echte Blockade«

Moskitos gegen Moskau

Ukraine Die Hafenstadt Mariupol bereitet sich auf einen Krieg vor, der längst stattfindet.

Wenn die Stahlwerke nicht wären mit ihrem beißenden Rauch, dann könnte man in Mariupol das Meer riechen. Von den Sandstränden der Stadt geht der Blick über das erste dünne Eis nach Süden – dorthin, wo alle Schiffe herkommen, zur Straße von Kertsch.

Aber es kommen derzeit kaum Schiffe. Der Hafen von Mariupol, der die Stadt groß gemacht hat und ohne den sie weder Stahlwerke hätte noch eine halbe Million Einwohner, ist fast leer. Seit Russland die Meerenge von Kertsch mit einer Brücke überspannt hat, um die annektierte Halbinsel Krim mit dem russischen Festland zu verbinden, kommen große Schiffe nicht mehr durch.

Und seit die Russen Ende November auch noch das Feuer auf ukrainische Patrouillenboote eröffnet haben, die nach Mariupol wollten, ist klar, dass sie die Stadt jederzeit ganz von den Weltmeeren abschneiden können. Der ukrainische Präsident Petro Poroschenko hat deshalb sogar das Kriegsrecht ausgerufen. Aber was soll das bringen? Und haben die Menschen

in Mariupol wirklich Angst vor einer russischen Invasion?

Im Flur des Kriegskommissariats von Mariupol brennt seit bald zwei Wochen eine rote Lampe mit dem Wort Trewoga, Alarm. Deshalb schläft Oberstleutnant Wolodymyr Lewandowsky nicht mehr zu Hause, sondern am Dienort. Er ist hier der Chef.

Jeden Morgen warten vor der Tür schon etwas ältere Männer, um auf ihre Tauglichkeit als Reservisten geprüft zu werden. »Stabil angespannt« nennt Lewandowsky die Lage. Bisher habe sich noch kein Reservist verweigert, sagt er zufrieden, Mariupol sei ja »berühmt für den Patriotismus seiner Einwohner«, die Bevölkerung »sozusagen vorsortiert«.

Er meint damit: Mariupol hat schon einiges hinter sich. Im Frühjahr 2014, als der Krieg im Donbass begann, haben prorussische Kämpfer versucht, die Stadt zu übernehmen. Spuren der Gefechte sieht man bis heute, das Rathaus und das Polizeihauptquartier sind ausgebrannte Ruinen.

Aber am Ende blieb die Stadt Teil der Ukraine. Es war der größte Einzelerfolg Kiews im Konflikt, und auch damals schon ging es um den Hafen: Rinat Achmetow, der reichste Ukrainer und Eigentümer der Stahlwerke von Mariupol, wollte weiter seinen Stahl exportieren können und stellte sich deshalb gegen die prorussischen Separatisten.

Manch glühender Anhänger Moskaus hat seither Mariupol verlassen, ukrainische Patrioten sind hingegen aus der prorussischen »Donezker Volksrepublik« hierher geflohen. Die Grenze ist nur 20 Kilometer entfernt, wenn dort geschossen wurde, konnte man es über das Meer bis Mariupol hören. Immer noch gibt es Straßensperren an allen Einfahrten der Stadt.

Lewandowsky kommt aus der Hauptstadt Kiew, er hat 2014 auf der Krim gedient und zusehen müssen, wie die Halbinsel verloren ging. Seither hat die Regierung der Ukraine gelernt, dass man lieber zu früh als zu spät und lieber zu laut als zu leise reagiert. »Putler« – wie »Hitler«, so nennt er Russlands Machthaber Wladimir Putin – »hat in der Straße von Kertsch einfach mal getestet, wer wie zusammenzuckt. Und je nach Reaktion wird er weitersehen.«

Bisher ist die Reaktion aus Kiew schrill. Viele vermuten, dass die Verhängung des Kriegsrechts mit der ukrainischen Präsidentschaftswahl im März zu tun habe: Der unpopuläre Präsident Poroschenko



Kriegskommissariat in Mariupol: Schießerei vor der Meerenge

wolle ablenken oder die Wahl ganz verschieben.

Unten im Hafen hat am Sonntag das erste Schiff seit der Schießerei vor der Meerenge von Kertsch angelegt, es ist ein grüner Frachter namens »Yunus Emre«. Sonst passiert nur noch wenig, im kalten Abendlicht stehen die Kräne still. Zwei Wochen hat die »Yunus Emre« an der Straße von Kertsch warten müssen, bis die Russen den Frachter endlich durchgelassen haben. Seit Putins Leute im Mai die Brücke dort eröffnet haben, werden alle Schiffe auf dem Weg nach Mariupol und in den Nachbarhafen Berdjansk systematisch von der russischen Küstenwache kontrolliert, die dem Inlandsgeheimdienst FSB untersteht. Jeder Tag Wartezeit kostet Tausende Dollar.

»Das ist eine echte Blockade«, sagt im Hafen Wolodymyr Omeljan, der Minister für Infrastruktur. Omeljan ist aus Kiew angereist, er ist jung und modisch gekleidet mit einer Jacke des patriotischen Labels »Luftwaffe Galiziens«. Auch seine Sprüche sind markig. Putin, behauptet Omeljan, wolle in Mariupol einmarschieren und dann in Kiew und in Budapest und in Berlin und in Paris. Die Ukraine verteidige hier also die europäische Zivilisation gegen östliche Barbarei.

Der Hafendirektor Alexander Olejnyk möchte lieber über die modernen Getreidesilos reden, die sie gerade bauen. »Irgendwann wird der Krieg ja vorbei sein. Dafür möchten wir jetzt schon planen.« Früher hat Mariupol fast ausschließlich Stahl, Eisen und Kohle exportiert. Seit der Krieg die Stadt vom industriellen Hinterland abgeschnitten hat, muss der Hafenchef an neue Exportgüter denken.

Aber nur wenige planen wie er über den Krieg hinaus. Dabei ist die Stadt in sicht-

lich besserem Zustand als 2014. Die Straßen sind belebt, »wir haben manchmal sogar wieder Staus, und abends brennt in den Häusern Licht«, freut sich Lewandowsky vom Kriegskommissariat. Es gibt neue Busse und moderne Müllautos, frischen Asphalt und bessere Bürgersteige. Die Häuser werden pünktlich seit Winteranfang beheizt, trotz der gestiegenen Energiepreise.

Das ist das Verdienst der neuen Stadtverwaltung. Achmetow, der Milliardär und größte Arbeitgeber der Stadt, hat 2015 sozusagen auch noch sie übernommen: Vom Bürgermeister bis hinunter zu den Bezirkschefs sind Manager seiner Metall-Holding Metinvest im Amt. Auch seinen Fußballklub Schachtar Donezk, der durch den Krieg heimatlos geworden war, hat er nach Mariupol umgemeldet. Das allein bringt der Stadt Einnahmen von mehr als sechs Millionen Euro im Jahr.

Die Kehrseite ist, dass Politik und Ökonomie in Mariupol praktisch eins sind. Derselbe Achmetow, der den Einwohnern eine bessere Stadtverwaltung gibt, nimmt ihnen mit seinen Stahlwerken die Luft zum Atmen. Und wie überall in der Ukraine sind die Löhne niedrig: Ein Kranarbeiter im Hafen verdient heute umgerechnet unter 300 Euro, vor dem Krieg war es ein Mehrfaches. Dabei sind Gas- und Strompreise deutlich gestiegen.

30 000 Menschen arbeiten in Achmetows Stahlwerken, und auch die 3000 Mitarbeiter des staatlichen Hafens hängen von den Fabriken ab. Wenn Russland den Schiffsverkehr durch die Meerenge weiter behindert, müssen Stahl und Eisen mühsam mit der Eisenbahn zu Häfen am Schwarzen Meer gebracht werden, das

macht sie auf dem Weltmarkt deutlich teurer. Und der Hafen bleibt leer.

Genau das sei Moskaus Ziel, sagt die Hochschuldozentin Marija Podybajlo. Sie hat schon 2014 als Freiwillige der ukrainischen Armee geholfen. Diesen Mai hat sie als eine der Ersten in Mariupol Alarm geschlagen, als die Russen anfangen, Schiffe systematisch zu stoppen und zu kontrollieren. Nicht nur die Fracht wurde geprüft, auch die Crews, sagt sie: »Ukrainische Matrosen mussten sich sogar ausziehen, der FSB wollte schauen, ob sie nationalistische Tattoos haben.«

Außerdem führte Russland Militärmärsche gleich vor dem ukrainischen Hafen von Berdjansk durch. Als Ende Mai in Mariupol und Berdjansk auch noch anonyme SMS verschickt wurden mit Aufrufen an ukrainische Fischer, sich zu Protesten vor der Stadtverwaltung zu versammeln, wurde sie vollends stutzig. Man müsse die einzelnen Informationen nur zusammenfügen, findet sie, dann sehe man, dass Putin eine Strategie der Destabilisierung verfolge.

Das ukrainische Militär reagierte sofort. Es schoss schon Anfang Juni übungshalber mit seiner Artillerie auf Seeziele. Mehr konnten die Ukrainer nicht tun, eine Flotte gab es ja nicht im Asowschen Meer. Aber schon Anfang September wurden unter größter Geheimhaltung, mit Tarnnetzen überspannt, zwei Patrouillenboote über Land ans Asowsche Meer transportiert. Sie dümpeln heute im Hafen von Mariupol, gleich neben dem großen Rettungsschiff »Donbass«, einem unbewaffneten Oldtimer, den die ukrainische Marine ebenfalls hierherverlegt hat.

Die drei Schiffe hätten natürlich keine Chance gegen Russlands Marine, aber die Ukraine will eine »Moskito-Flotte« im Asowschen Meer aufbauen, mit wendigen kleinen Patrouillenbooten. »Die könnten die Könige des Meeres sein«, behauptet Oberstleutnant Lewandowsky, schließlich sei das Asowsche Meer seicht, und die Boote könnten anders als Russlands große Kriegsschiffe »in jeder Pfütze fahren«. Eben deshalb habe Putin die Verlegung weiterer Boote im November verhindert.

Offiziell rechtfertigt Moskau sich damit, dass die ukrainischen Boote die Erlaubnis zur Durchfahrt nicht abgewartet hätten und dass man Anschläge von Ukrainern auf die Krimbrücke fürchte. »Aber ich sehe gar keinen Sinn darin, diese Brücke zu sprengen«, scherzt Lewandowsky. »Vielleicht können wir sie ja noch brauchen, wenn Russland die Krim wieder verlässt.« Christian Esch

Twitter: @Moskwitsch

► Lesen Sie auch auf Seite 124

SPIEGEL-Gespräch mit der »New Yorker«-Autorin Masha Gessen über das totalitäre Selbstverständnis der Russen

Sport

Warum die klebrige Nähe zwischen Klubmanagern und Spielerberatern teuer werden kann. ► S. 102

Jährliche Ausgaben der Fans für Merchandising ihrer Lieblingsklubs in den fünf europäischen Topligen, Durchschnitt



Teddybären, Pudelmützen, Socken: Weihnachten ist für die Merchandisingabteilungen der Fußballprofiklubs ein besonders schönes Fest. Kein Produkt in den Vereinsfarben kann überflüssig oder geschmacklos genug sein, um im Advent als Geschenk nicht doch noch Käufer zu finden. Wer glaubt, die deutschen Ver-

eine mit ihren Nikolauspullovern und Kopfkissen seien nicht mehr zu übertreffen, der kann ins Ausland schauen. Die Spanier geben für ähnlichen Tand fast doppelt so viel aus wie die deutschen Fans. Zudem sind die Anhänger von Barça und Real bereit, so gut wie jedes Jahr ein neues Trikot ihres Vereins zu kaufen.

Magische Momente

»Im Ziel rutschte ich vom Pedal und stürzte«

Trialfahrerin Nina Reichenbach, 19, aus Ötisheim über ihren dritten Weltmeistertitel in Serie



SPIEGEL: Als Trialfahrerin balancieren Sie auf engstem Raum, überwinden Hindernisse aus Baumstämmen und Gesteinsbrocken. Ist Ihnen normales Radfahren zu langweilig?

Reichenbach: Nein, zum Ausgleich setze ich mich gern mal auf ein Rennrad oder ein Mountainbike. Trial unterscheidet sich aber stark davon: Es geht eben nicht darum, lange Strecken zu fahren, sondern während des Wettkampfs keinen Fuß auf den Boden zu setzen.

SPIEGEL: Lange Fahrten wären mit Ihrem Rad vermutlich auch schwierig.

Reichenbach: Ja, Trialbikes haben keinen Sattel, keine Gangschaltung. Alles andere würde beim Springen behindern.

SPIEGEL: Wie hoch kommen Sie?

Reichenbach: Aus dem Stand springe ich mit dem Rad auf sieben Europaletten, die sind übereinandergestapelt rund einen Meter hoch. Aus der Fahrt heraus schaffe ich es auf 1,50 Meter. Neben Kraft braucht man dafür Koordination, Kondition, Gleichgewichtssinn, Konzentration.

SPIEGEL: Mit 19 Jahren wurden Sie vor Kurzem im chinesischen Chengdu zum dritten Mal hintereinander Weltmeisterin. Was können Sie besser als andere?

Reichenbach: Ich bin nervenstärker. Es gibt Fahrerinnen, die im Training besser sind als ich, aber im Wettkampf nicht die Leistung abrufen können. Ich mag Druck. Auch wenn schon alles verloren scheint,

ist meine Einstellung: Vergesst mich nicht – ich bin noch da!

SPIEGEL: Diesmal punkteten Sie aber schon in den ersten zwei von fünf Hindernisparcours, den sogenannten Sektionen, besser als Ihre Konkurrentinnen.

Reichenbach: In der dritten Sektion wurde es eng, da mussten wir durch Wasser fahren, was ich außer in China bislang nie gemacht habe. Am Ende lief mir die Zeit davon, jede Sektion muss in zwei Minuten absolviert werden. Es blieben nur wenige Sekunden, ich musste aber noch auf einen Baumstamm springen und darauf entlangfahren, vielleicht 1,20 Meter hoch. Ich schaffte es so gerade, rutschte im Ziel vom Pedal und stürzte.

SPIEGEL: Wann wussten Sie: Es reicht?

Reichenbach: Vor der letzten Sektion fragte ich meinen Betreuer nach dem Punktestand. Er meinte: Mach dir keine Sorgen, du hast 40 Punkte Vorsprung, im Trial fast nicht aufzuholen. Als ich die nächsten zwei Hindernisse gemeistert hatte, fingen meine Teamkollegen bereits an zu jubeln. Da wusste ich: Jawoll, ich habe es geschafft. TNE



Reichenbach bei der WM in Chengdu

An einem warmen Sommerabend des vergangenen Juni, kurz nachdem der High Court of Justice in London entschieden hat, dass Boris Becker mit normalen Mitteln nicht beizukommen ist und auch die übliche Frist von einem Jahr nicht reicht, um einen Überblick über sein Vermögen zu bekommen, betritt Boris Becker den China Club, einen »Members only«-Klub in Berlin, und sagt: »Ich bekomme jetzt einen Termin beim Papst. Und ich kann mir aussuchen, wann.«

Er hat einen Beweis mitgebracht, ein Bild, das ihn neben einem Bischof in Polen zeigt, der ihm den Termin mit dem Papst vermitteln werde, ein sehr enger Vertrauter des Heiligen Vaters, wie er sagt. Auf dem Bild sieht man Becker vor einem Altar kniend im Nadelstreifenanzug, er sieht aus wie Michael Corleone im dritten Teil des »Paten«.

Becker hat das Bild schon auf Twitter gepostet und kurz darauf noch eine Boxerweisheit von Rocky Balboa dazugestellt, der Filmfigur von Sylvester Stallone: »Es kommt nicht darauf an, wie hart man schlägt, sondern wie viel man einstecken kann und dann trotzdem weitermacht.«

Man muss sich in Beckers Welt begeben, um die Zusammenhänge zu verstehen.

Er ist jetzt 51, hat strahlend blonde Haare und einen Kinnbart. Er sieht überraschend gut aus, gemessen an dem, was er gerade mitmachen muss. Er sagt, er komme soeben vom Schwimmen.

Eigentlich sollte an jenem Abend im China Club sein neues Leben beginnen. Die über 60 Millionen Euro, die seine Gläubiger am High Court of Justice in London von ihm verlangen, sollten mit dem Vermögen verrechnet werden, das ihm geblieben ist, danach sollte er wieder ein freier, schuldenfreier Mann sein. Aber nun wird daraus nichts. Der High Court hat die Frist verlängert. Der Insolvenzverwalter glaubt, dass Becker unehrlich war und nicht sein gesamtes Vermögen offengelegt hat, um nicht mehr zahlen zu müssen. Er hat Fragen: ob er seine Finca auf Mallorca tatsächlich verkauft hat; wo das Geld aus dem Verkauf der drei Autohäuser in Ostdeutschland ist.

»Ich war einmal Messdiener«, sagt Boris Becker und lässt den Blick schweifen.

Man muss sich das leisten können, die- sen China Club mit den schweren Servietten, der Nähe zum Hotel Adlon, 10 000 Euro Aufnahmegebühr, 2000 Euro Jahres-

beitrag. Für einen wie Boris Becker, der als Tennisspieler mehr als 25 Millionen Dollar Preisgeld erspielt hat, sind das natürlich lächerlich kleine Beträge. Aber was in diesen Tagen ist nicht lächerlich klein? »Überlegen Sie mal«, sagt Becker, »ich bin jetzt hier, bezahle das Abendessen, alles. Wie kann es also sein, dass ich pleite sein soll?«

Er winkt den Kellner herbei und bestellt einen Espresso.

Boris Becker, der dreimal das Tennisturnier von Wimbledon gewann, das erste Mal mit 17 Jahren, war ein Superheld des deutschen Sports, vergleichbar vielleicht nur mit Max Schmeling und Franz Beckenbauer, vielleicht aber auch unvergleichlich.

Tie-Break

Idole Seit Boris Becker mit 17 Jahren als erster Deutscher das Turnier von Wimbledon gewann, lebt er im Bewusstsein der eigenen Größe. Er wartet immer auf den nächsten großen Moment. Aber der will nicht kommen. *Von Marc Hujer*

Damals, als es allezeit hell um ihn war, war er ein Spieler, der immerfort das Alles oder Nichts suchte, seine Siege waren Räusche, seine Niederlagen Untergänge. Er hat nie aufgehört, zwischen den Extremen zu leben, wobei die Siege weniger wurden. Im Moment ist er der bekannteste Pleitier Deutschlands, und nichts mehr, was er einmal besessen hat, scheint sicher zu sein, seine Pokale nicht, nicht einmal das Haus seiner Mutter. Er hat sich von seiner Ehefrau Lilly getrennt. Es gibt Streit wegen des Umgangsrechts für den gemeinsamen Sohn Amadeus. Er musste sich wieder einmal operieren lassen, am linken Knie.

Jeden Tag steht etwas anderes in der Zeitung, und jedes Mal, wenn man Boris Becker dann trifft, in Berlin, Wimbledon, New York, London oder Hamburg, ist immer irgendetwas anders als beim letzten

Mal. Nur das Gefühl bleibt immer gleich, dass bald etwas Großes passiert. Jeder Tag mit Boris Becker ist ein Tag wie vor dem nächsten Wimbledonsieg.

Anderthalb Jahre ist es her, dass der High Court in London Boris Becker auf Antrag der Privatbank Arbuthnot Lat-ham & Co. für zahlungsunfähig erklärte, den Schulden hat Becker bisher lediglich Vermögenswerte von 5,1 Millionen Euro entgegengestellt. Er hält nur einen Teil der Schulden bei der Bank für rechtmäßig. Den Rest will Becker nicht zahlen, weil er die Schuld nicht anerkennt. Wucherzinsen etwa auf einen Kredit, den er nicht rechtzeitig zurückbezahlt hat (siehe Seite 100). Er hat da seine eigene Interpretation, mit der er gegen 14 Gläubiger kämpft, da-

runter ein ehemaliger Berater, der ihn getäuscht haben soll, gegen einen Insolvenzverwalter, den er für befangen hält, gegen eine Öffentlichkeit, die auf seinen Niedergang wartet.

Aber Boris Becker kämpft gern einsame Kämpfe. Er war in vielen Sportarten gut, auch im Basketball und im Fußball, sagt Becker, aber er wollte kein Mannschaftssportler werden. »Stellen Sie sich mal vor, Sie sind Stürmer in einer Fußballmannschaft und schießen zwei Tore«, sagt Boris Becker, »und dann lässt der Abwehrspieler hinten drei Tore rein. Dann haben Sie zwei Tore geschossen und am Ende doch verloren.« Er wusste immer, das war nichts für ihn.

1985 feierte er seinen größten Sieg, als er der erste deutsche Wimbledonsieger wurde. Er saß danach in dunkelblauem Holzfällerhemd im Fernsehen, unentwegt lächelnd,

und Thomas Gottschalk fragte ihn: »Ist das für dich ein Wahnsinn, dass du jetzt ein deutsches Heiligtum bist?« Mehr als 33 Jahre sind seitdem vergangen. Deutschland ist ein wiedervereinigtes Land, und Becker und die Deutschen haben sich auseinandergelebt. Es gibt inzwischen drei Wirklichkeiten: eine, die in der Zeitung steht, eine, die Boris Becker erlebt, und dann die endgültige Wahrheit.

»Ich werde bald nach Bangui fliegen«, sagt Becker im China Club.

Bangui ist die Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik, für die er jetzt arbeiten will, als »Attaché für Sport, Kultur und humanitäre Angelegenheiten«, ein Status, der ihm ermöglichen könnte, sich vor dem Insolvenzgericht zu retten, wegen diplomatischer Immunität.

Aber das, sagt Becker, sei natürlich Quatsch, das eine habe mit dem anderen



ARMIN SMALOVIC / DER SPIEGEL

Kommentator Becker im Juli in Wimbledon: »Es ist, als hätten dich die Götter verflucht«

nichts zu tun. Er will einfach nur Diplomat sein, alles andere ergibt sich dann schon.

Einem Frankfurter Magazin hat er bereits erklärt, er als »weißer, blauäugiger Deutscher genieße größten Respekt in Afrika und Asien«, und er werde sein Bestes tun, dass rassistische Vorurteile beendet würden. Er stellt sich vor, dass er als Attaché ganz vorn in der Uno sitzt, und wenn er sich umdreht, säße da Heiko Maas, der Bundesaußenminister. Warum denn nicht? Er liebt die Vorstellung. Ist nicht auch Arnold Schwarzenegger Gouverneur von Kalifornien geworden?

Zu diesem Zeitpunkt wird öffentlich: Sein Diplomatenpass wurde von einem Betrüger beschafft.

Überhaupt sieht die Geschichte mit seinem Status als Diplomat, so wie sie in der Zeitung steht, eigentlich gar nicht gut für ihn aus. Ende April hatte Becker den Präsidenten der Zentralafrikanischen Republik, der ihn zum Attaché ernannt haben soll, in dessen Brüsseler Vertretung getroffen. Es gab auch da wieder ein Bild, das Becker auf Twitter verbreitete. Nachdem das Bild gemacht war, so erinnert sich Becker der Abläufe, sei ihm sein neuer Diplomatenpass überreicht worden. Ihm wurde der Pass allerdings sofort wieder abgenommen, weil ein US-Visum für ihn beantragt werden sollte, deshalb hat er ihn nicht so genau gesehen. Und er kann ihn jetzt auch nicht zeigen, als Beweis.

Nun aber, keine zwei Monate später, heißt es, der Pass sei eine Fälschung gewesen, Becker sei nie zum Attaché der Zentralafrikanischen Republik ernannt worden. Der Außenminister der Zentralafrikanischen Republik, Charles-Armel Dabane, sagt das, der Sprecher des Präsidenten ebenfalls. Aber Becker will die Sache erst dann glauben, wenn er es vom Präsidenten persönlich gehört hat. Deshalb wird er jetzt nach Bangui fahren, um den »Herrschaften« zu sagen, was er schon hier gesagt hat, dass es »nun ein Fakt ist, dass ich heute Diplomat von Zentralafrika bin«. So mag er das am liebsten, kurzer Dienstweg, er und der Präsident, von Mann zu Mann.

Als Tennisspieler hat Boris Becker immer an den Sieg geglaubt, selbst wenn der unmöglich erschien. Solange der letzte Punkt nicht ausgespielt ist, kann man im Tennis gewinnen, selbst wenn man schein-

bar aussichtslos zurückliegt. Es gibt nicht so ein Zeitspiel wie im Fußball, keinen Rückstand, der uneinholbar wäre.

Im Tennis, sagt Becker, müsse man nicht jeden einzelnen Punkt gewinnen, nicht jeder Fehler sei schlimm, im Tennis reiche es, wenn man die wichtigen Ballwechsel gewinne. Man dürfe den einzelnen Punkt nicht überbewerten.

Becker schaut einen vergnügt an.

Zehnmal hat Boris Becker in seiner Karriere völlig aussichtslos scheinende Spiele gewonnen, 1989 zum Beispiel bei den US Open, als er gegen Derrick Rostagno in der zweiten Runde die ersten beiden Sätze verloren und im Tie-Break des vierten Satzes zwei Matchbälle gegen sich hatte. Er hat an die Siege geglaubt, an die im Publikum niemand mehr glaubte, und am Ende hat er nicht nur das jeweilige Match gewonnen, er gewann danach das Turnier, er wurde ein Champion.

Von Schwarzenegger, erzählt er, habe er »Conan der Barbar« gesehen, er mochte

Er findet Vergnügen daran, Parallelen zwischen Schwarzenegger und sich zu entdecken.

te den Film. Boris Becker mag auch Sylvester Stallone, Stallone ist sogar einer seiner Lieblingsschauspieler, die Filmmusik aus »Rocky III« war die Hymne seiner Zeit als Spieler, aber an diesem Abend in Berlin findet Boris Becker besonderes Vergnügen daran, immer mehr Parallelen zwischen Schwarzenegger und sich zu entdecken, den unglaublichen Aufstieg, den großen Erfolg und die Neider und natürlich auch die Tatsache, dass man trotz des Erfolgs immer ein wenig belächelt wurde, wegen der fehlenden Bildung, wegen der Frauengeschichten.

Je länger er darüber redet, desto besser findet er den Vergleich.

»Vielleicht«, sagt Boris Becker, »heirate ich ja auch noch eine Kennedy.«

Ihm ist noch nicht klar, wann genau er nach Bangui fahren will, aber so, wie er sich an diesem Abend anhört, muss es in den nächsten Tagen passieren, bei Becker steht immer alles kurz bevor. Das Ende

seines Insolvenzverfahrens. Das Treffen mit dem Papst. Seine Reise nach Zentralafrika.

Ob man wohl mitfahren könne auf seine Reise nach Bangui?

Klar, sagt Becker, da sieht er überhaupt kein Problem. Er habe ja ein Interesse daran, dass davon alle etwas mitbekommen, er kann deshalb nur nicht versprechen, dass man der einzige Journalist sein werde auf dieser Reise. Er denkt da an etwas Größeres, an eine Art Delegation.

Es hat ihn immer nach dem Großen gedrängt. Die stille Effizienz, mit der Steffi Graf ihre Gegnerinnen niederrang, blieb ihm schon als Tennisspieler fremd. Es gab den Becker-Hecht. Die Becker-Faust. Wenn Becker nach einem Match den Platz verließ, hatte er Blutblasen an den Füßen. Er griff seine Gegner auch gern mal auf ihrer stärkeren Seite an, den Vorhandspezialisten auf seiner Vorhand, den Rückhandspezialisten auf seiner Rückhand, um sie dort zu besiegen, wo sie eigentlich besser sind.

Becker war eigentlich ein untypischer deutscher Held, extrovertiert, stürmisch, theatralisch, laut, ganz anders als Steffi Graf, die Tennis spielte, wie man sich deutsches Tennis vorstellte, konzentriert, kalkuliert. Becker war cool, er hatte schöne, fremdländisch aussehende Frauen, er lebte den Jetset.

Mit 17 traf er den Bundespräsidenten und den Bundeskanzler. Mit 19 war er beim Papst. Etwas passte bei ihm nie ganz zusammen. Die Heldenverehrung und der ewige Spott.

»Vielleicht muss ich mal mit Blaulicht durch Berlin fahren, damit das die Deutschen kapieren«, sagt Boris Becker im China Club.

Es geht bei ihm auch um die Demütigung, die er zeitlebens in seiner Heimat erlebte, die Tatsache, dass ihn der Deutsche Tennis Bund als Jugendspieler erst nicht für förderwürdig hielt, dass er anfangs mit den Mädchen trainieren musste, dass er kein Abitur machen konnte, kein Studium abschloss, dass er als junger Mann »Babyspeck« und »Elefantenbeine« hatte, wie sein früherer Trainer Günther Bosch das nannte.

Anfang Juli, zwei Wochen nach dem Treffen im China Club, steht Boris Becker

Tennis und Beziehungen



22. November 1967

Boris Franz Becker wird in Leimen, nahe Heidelberg, geboren. Bereits mit fünf Jahren spielt er im Verein Tennis, mit 14 wird er erstmals deutscher Juniorenmeister.

Juni 1985

Erster Grand-Prix-Sieg beim Rasenturnier von Queen's. Bis Dezember 1996 folgen insgesamt 48 weitere Titel, darunter 6 Grand-Slam-Erfolge.

7. Juli 1985

Becker gewinnt als jüngster Spieler aller Zeiten und als erster Deutscher das Finale von Wimbledon. 1986 und 1989 triumphiert er erneut.

Dezember 1988

Mit Boris Becker als Einzel- und Doppelspieler gewinnt die deutsche Nationalmannschaft erstmals den Davis Cup. Im darauffolgenden Jahr gelingt es, den Titel zu verteidigen.

Januar 1991

Nach dem Gewinn der Australian Open klettert Becker auf Platz eins der Tennis-Weltrangliste. Er behauptet die Spitzenposition jedoch insgesamt nur zwölf Wochen lang.



SCHRADER / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Becker-Hecht 1985 in Wimbledon: »Und warum habe ich das gemacht?«

auf dem Zuschauerhügel im Zentrum des All England Lawn Tennis and Croquet Club, wo er vor 33 Jahren zum ersten Mal Wimbledon Sieger wurde. Die Reise nach Bangui hat bis jetzt nicht stattgefunden, aber keine Sorge, sagt Becker, der Stand ist noch immer derselbe, der Präsident hat nur noch nichts gesagt.

Zunächst einmal ist Becker jetzt wieder für zwei Wochen Tennisexperte der BBC, des, wie er es nennt, »Elefanten« unter den Medien in Wimbledon. Seit 2002 steht Becker hier für die BBC.

Hier macht ihm niemand etwas vor, hier weiß er alles vom Dresscode bis zur Beschaffenheit des Rasens, es gibt hier keinen Spott, in Wimbledon kann Boris Becker der Champ sein. Als Spieler stand er hier siebenmal im Endspiel, wovon er drei gewann. Was er anderswo immer wieder vergebens versucht, schafft er in Wimbledon immer noch: sich selbst zu übertreffen.

Nur ein paar Minuten Fußweg sind es von seiner Villa bis zum Gate 16 des All England Lawn Tennis Club, dem Hintereingang, über den er das Gelände betritt, wobei Becker morgens doch lieber mit dem Auto kommt. Er hat eine lila Krawatte dabei, die er sich noch binden muss, Lila ist neben Grün und Weiß eine der drei Wimbledonfarben. Sie signalisiert, dass man dazugehört.

Früher, als Becker in Deutschland noch als junger Held verehrt wurde, war sein Verhältnis zu den Engländern eher schwierig. Britische Journalisten schrieben und sagten hässliche Sätze über ihn, aber die waren spielerischer als das, was Deutsche über ihn noch immer schreiben. Er war ein »Panzer«, seine Bälle waren »Geschosse der Wehrmacht«, für den »Evening Standard« wurde mit ihm sogar »ein Hitlerjugendposter von Josef Goebbels« lebendig. Inzwischen aber ist er der Deutsche, den selbst die Briten mögen.

Gestern zum Beispiel, erzählt Becker, war er mal wieder in seinem Pub in Wimbledon, England spielte gerade gegen Kolumbien bei der Fußballweltmeisterschaft. Unentschieden nach der Verlängerung, es gab Elfmeterschießen. Das war sein Moment. In England hält sich der Mythos, dass die Deutschen jedes Elfmeterschießen gewinnen, anders als die Engländer. An diesem Abend brauchten sie ihn. Er saß ganz vorn, und wenn England einen Elfmeter hatte, sollte er aufspringen. Er war an diesem Abend ihr Glücksbringer, Boris, the »Lucky German«.

Er hat schon an vielen Orten gelebt, in Leimen, wo er geboren wurde, in München, in Monaco, in Miami, in Zürich, aber erst in Wimbledon, sagt er, hatte er wirklich das Gefühl, angekommen zu sein. Es ist der Ort seines größten Triumphs, den er sein »Wohnzimmer« nennt. Als Boris Becker vor neun Jahren dorthin zog, war es auch der Versuch, Mythos und Alltag

August 1992

Becker gewinnt mit Michael Stich als Partner bei den Olympischen Spielen in Barcelona die **Goldmedaille** im Herrendoppel.

Dezember 1993

Heirat mit Barbara Feltus. Aus der Ehe, die 2001 geschieden wird, gehen die Söhne Noah und Elias hervor.



Juli 1999

Letzter Auftritt in Wimbledon. Nach seinem dortigen Ausscheiden im Achtelfinale gibt Becker den Wettkampfsport auf.

Januar 2001

Die Boulevardpresse berichtet über einen erfolgreichen **Seitensprung** im Sommer 1999 mit der russischen Kellnerin Angela Ermakova. Ein DNA-Test bestätigt Beckers Vaterschaft für Ermakovas Tochter Anna.

Juni 2009

Becker heiratet das niederländische Model Sharlely (»Lilly«) Kerksenbergh. Bei der Trennung 2018 streiten beide Seiten über den Umgang mit dem gemeinsamen Sohn Amadeus.

Dezember 2013

Becker wird **Trainer** des Weltranglistenzweiten Novak Đoković. Bis zur Trennung im Dezember 2016 gewinnt sein Schützling sechs Grand-Slam-Titel.

miteinander in Einklang zu bringen, seinen großen Sieg und das normale Leben. Er hat darüber ein ganzes Buch geschrieben, das nicht auf Deutsch erschienen ist.

Wimbledon war für ihn aber auch ein Ort, an dem er sich verstecken konnte, vor der deutschen Presse, die ihm, wie er findet, seit Längerem mit besonderer Niedertracht nachstellt. Er pflegt hier alte Routinen, schaut sich die Ahnentafel an, auf der sein Name dreimal steht, für seine Wimbledonssiege 1985, 1986, 1989. Er stellt sich manchmal allein auf den Centre Court, wenn das Wimbledonfinale gespielt und niemand mehr hier ist, er geht noch immer ins San Lorenzo, im Zentrum von Wimbledon, wo er früher mit Günther Bosch und Ion Tiriac vor seinen Finalspielen zu Abend gegessen hat und immer die gleiche Menüfolge bestellte: T-Bone-Steak, Pasta und Zitronensorbet als Dessert.

Es gibt da inzwischen eine Pizza, die Becker zu Ehren nach seinem Sohn Noah benannt ist, Tomaten, Mozzarella, Salami, für 13 Pfund und 50 Pence. Wenn sich Becker irgendwo ganz sicher fühlen kann, dann in seiner Vergangenheit.

Er hat viel zu tun in diesen Tagen in Wimbledon, die BBC hat ihm ein volles Programm zusammengestellt, Live-Schaltungen, Spielanalyse, Live-Kommentare, vor zehn Uhr abends wird er nicht nach Hause kommen.

»Crazy«, sagt Boris Becker.

Zunächst soll Becker einen Clip für das Mittagsprogramm aufnehmen, eine etwas aufwendiger produzierte Vorschau auf die großen Spiele des Tages, in deren Verlauf Becker irgendwann so tun soll, als wäre er eine Ziege, der Champion mit ein bisschen britischem Humor. Es gibt dafür ein Drehbuch, das er auf sein Handy geladen hat. Er liest den Text vom Display ab, er will das mal proben.

»Hello, I am Boris Becker«, sagt Boris Becker. »Welcome to today's episode.«

In den deutschen Zeitungen steht, dass sich die BBC-Moderatorin für ihn bei ihren Zuschauern entschuldigte, weil Becker in einer Live-Schaltung das Wort »bastard« gesagt hatte. Es ging um seinen Diplomatenpass, eigentlich nur eine lustige Frotzelei, die damit begann, dass Martina Navratilova, die wie Becker für die BBC arbeitet, sagte, Becker wolle seinen Diplomatenpass doch sicher nur

deshalb haben, weil er sich in der Schlange vordrängeln wolle, worauf Becker, der auch lustig sein wollte, sagte: »Das meinen meine Freunde auch. Die sagen: Du Bastard, du musst trotzdem in der Schlange warten.«

Becker brauchte einen Moment, bis er den Fehler bemerkte, aber da war es ohnehin schon zu spät. Es gab wieder einen Vorwand, um über den Pass zu sprechen.

Er liebt es, auf Sendung zu sein. Auf Sendung zu sein bedeutet, Aufmerksam-

war, ihn jetzt aber als »arme Sau« bezeichnete. »Alles, alles läuft seit Jahren bei Dir schief«, schrieb Wagner. »Stufe für Stufe. Scheidung von Deiner ersten Frau. Besenhammer-Affäre, Steuerbetrug, Insolvenz, Millionen-Schulden. Es ist, als hätten Dich die Götter verflucht.« Und Boris Becker twitterte: »Dem Wagner bitte kein Bier/Wein/Schnaps mehr geben.« Becker kämpft inzwischen nicht mehr gegen John McEnroe, sondern gegen Franz Josef Wagner.

Manchmal ist es ihm zu viel, dann ist er in Wimbledon plötzlich nicht mehr erreichbar, nicht einmal für seine Assistentin.

Er muss an diesen Tagen im Juli besonders aufpassen, dass die Dinge nicht außer Kontrolle geraten. Wenn er fotografiert wird, dann lieber ohne die Armbanduhr, auch vor seinem Mercedes, den er auf dem Parkplatz hinter Gate 16 geparkt hat, will er lieber nicht fotografiert werden. Ist das überhaupt seiner? Er ist zwar nicht pleite, so wie er die Dinge sieht, andererseits können manche Menschen auch schnell auf den Gedanken kommen, er habe eine Uhr oder ein Auto zu viel.

Vor allem aber geht es jetzt auch darum, dass er nach neun Jahren Wimbledon verlassen wird, weil er und seine Ehefrau Lilly sich getrennt haben. Er will in die Innenstadt ziehen, in ein Apartment mit Blick auf die Themse.

Die Medien berichten weniger über ihn als über seine Ehefrau Lilly. Einmal kommt die Polizei, weil sie angeblich Bilder von der Wand reißt. Dann stehen wieder Paparazzi vor Gate 16. Er sitzt mit seiner Cola light im Medienzentrum von Wimbledon, wo man ihn von außen nicht sehen kann.

Im Juni konnte Becker verhindern, dass seine persönlichen Gegenstände versteigert wurden, indem er mit einer einstweiligen Verfügung drohte. Darunter waren Pokale, eine Goldene Kamera, ein Bambi sowie Tennissocken. Ein Etappensieg.

In den deutschen Medien standen die Preise, die zwischenzeitlich dafür geboten wurden, ein paar Tausend Pfund für den einen oder anderen Pokal, keine stolzen Summen. Und was nützen schon ein paar Tausend Pfund, wenn eine Millionen-schuld beglichen werden muss? Bei der Zwangsversteigerung, da ist sich Boris Becker sicher, ginge es ohnehin nur darum,



Privatmann Becker 2017 in London: »Angekommen«

keit zu bekommen. Er glaubt tatsächlich, dass sich die Leute fragen, was er wohl so den ganzen Tag macht, wenn er mal nicht online ist. Vielleicht würden sie denken, dass er den ganzen Tag im Bett liege, sagt er, oder darauf warte, dass etwas passiert. Er will vermeiden, dass irgendjemand denkt, er wäre mit 51 schon Frührentner und für ihn käme im Leben nichts mehr.

Dann postet er Kommentare, als wäre er Donald Trump. An jenem Tag etwa, als in der »Bild«-Zeitung ein Kommentar des Kolumnisten Franz Josef Wagner stand, der früher einmal sein Ghostwriter

ihn zu demütigen. Man wolle seinen guten Namen ruinieren, die »Marke Boris Becker«, von der er lebt.

Ende August fliegt Boris Becker zu den U.S. Open nach New York, diesmal für den Sportsender Eurosport, für den er seit zwei Jahren kommentiert, neben seinem Engagement für die BBC, das ausschließlich für das Tennisturnier in Wimbledon gilt.

Er war zwischenzeitlich als neuer Trainer von Alexander Zverev im Gespräch, dem derzeit besten deutschen Tennisspieler. Aber Becker wollte jetzt keinen neuen Vollzeitjob annehmen.

Seit dem Frühjahr steht Becker unter einem sogenannten Income Payments Agreement, wonach er für die nächsten drei Jahre einen Teil seines Einkommens an den Insolvenzverwalter abführen muss. Er hofft, dass er vor Ablauf der drei Jahre noch einen Kompromiss aushandeln kann, der ihm diese Teilung erspart, aber vorerst lohnt es sich für Becker nur bedingt, viel Geld zu verdienen. Es reicht ihm schon, dass er sein Geld teilen muss, das er in New York bei Eurosport verdient.

Er steht auf der Terrasse vor dem Medienzentrum und wartet auf Alexander Zverev, den er für Eurosport interviewen soll. Er schaut auf die Uhr. Wo bleibt Zverev? Die jungen Leute, findet Becker, seien ganz anders, sie würden nicht mehr so schnell erwachsen wie seine Tennisgeneration, die dann allerdings, das betont er gern, »im Geiste alle 17 geblieben« seien. Als wäre die 17, sein Alter beim ersten Wimbledonsieg, der Code für eine ganze Generation.

Boris Becker, das findet auch Boris Becker, ist ein besonderes Maß.

Die heutigen Jungen seien verwöhnter, er sehe das ja an seinen Kindern, es gehe ihnen einfach zu gut. Für ihn ist das im Übrigen auch eine Erklärung, warum Zverev, anders als er, mit 21 noch keinen einzigen Grand Slam gewonnen hat.

Boris Becker spricht von Boris Becker gern in der dritten Person. Er sagt manchmal, »ein Boris Becker« würde dies und das tun, »ein Boris Becker« sei so und so, als wäre »ein Boris Becker« eine ganz eigene Währung, wie das natürlich auch »ein Ivan Lendl« oder »ein John McEnroe« sind. Er hasst es, nur mit Boris angesprochen zu werden.

Boris Becker ist guter Dinge in diesem Spätsommer in New York. Er hat allerdhand Ideen für Eurosport, er besucht mit einem Kamerateam seine New Yorker Lieblingsorte, lässt sich mit dem Rapper Sadat X in Brooklyn filmen, auf einem Karussell im Central Park, beim Schachspielen in Greenwich Village, er besucht SoHo, den Times Square.

Von seinem Schuldenproblem will er sich nicht die Laune verderben lassen, nicht in New York. Er ist jetzt ganz weit

nichts Neues, seinen Insolvenzverwalter will er treffen, wenn er zurück in London ist, und es gibt jetzt auch einen festen Termin beim Papst, er nennt einen bestimmten Tag Ende Oktober. Es sei jetzt alles geregelt, sagt er, sein Leben fängt wieder an, sich richtig gut anzu fühlen.

Mitte Oktober solle man ihm die Passdaten schicken. Für den Papstbesuch.

Er meldet sich per SMS. Habe ich bekommen!

Weitere sechs Tage später schickt er wieder eine Nachricht per SMS. Er schreibt, dass er wirklich alles versucht habe, aber bei einer Privataudienz des Papstes seien nur Familienmitglieder erlaubt, keine Journalisten. Leider. Er schlägt vor, dass man sich außerhalb des Vatikans, entweder am Abend vor der Privataudienz oder tags darauf nach der Privataudienz, treffen könne.

Es ist eigentlich alles klar, aber dann, eine knappe Woche vor der geplanten Abreise, kommt wieder eine SMS. Es gibt jetzt ein größeres Problem, die Reise müsse verschoben werden, weil sein Mittelsmann, der polnische Bischof, erkrankt sei, wohl was Ernsteres. Er hätte jetzt zwar trotzdem zum Papst reisen können, aber dann nicht für eine Privataudienz, sondern für ein Treffen mit anderen Menschen. Aber da will er lieber warten und losfahren, sobald sein Mittelsmann wieder gesund ist. Er ist aber zuversichtlich, dass die Reise noch in diesem Jahr stattfinden kann. Zur Adventszeit.

Er will sich gleich noch mal melden. Er hat da eine Geschichte, die er erzählen will.

Das Telefon klingelt.

»Ich hoffe, Sie sitzen gerade«, sagt Boris Becker.

Wie sich herausstellt, hat die Geschichte nichts mit dem Papst zu tun, auch nichts mit der Insolvenz, eigentlich gar nichts mit den Themen, die man bisher besprochen hat, aber die Geschichte beschäftigt ihn. Es geht um seine Ehe mit Lilly, die inzwischen in Deutschland zu einem öffentlichen Drama geworden ist, eine Hammergeschichte.

Es ist fast ein halbes Jahr seit dem Treffen im China Club vergangen, es ist viel passiert, man ist Boris Becker einmal um die halbe Welt hinterhergereist, man hat den Anwalt von Boris Becker kennengelernt, seinen Medienberater, man hat



Ehefrau Becker im Juli in London: Eine Hammergeschichte

weg von Deutschland, diesem Land, das ihn immer unterschätzt habe, dem Elternhaus in der Nußlocher Straße 51, in dem er früher, als er ein Junge war, pünktlich um halb sieben zum Abendbrot gerufen wurde, und wenn er fünf Minuten später kam, gab es nichts mehr, die beschauliche Welt von Elvira und Karl-Heinz Becker, in der nach dem Abendessen »Aktenzeichen XY ... ungelöst« lief, die kleine, westdeutsche Idylle, in die eines Tages der Rolls-Royce von Ion Tiriac rollte, um ihn da rauszuholen.

Aus Deutschland hört er derzeit nicht viel, von seinem Diplomatenpass gibt es



ARMIN SMALOVIC / DER SPIEGEL

Tennisexperte Becker im Juli in Wimbledon: «Hello, I am Boris Becker»

viel Zeit mit Boris Becker persönlich verbracht, es waren spannende Gespräche, über Tennis und Gott und die Welt, man hat Boris Becker bei der Arbeit beobachtet, für die BBC, für Eurosport, man hat eigentlich alles gemacht, um Boris Becker zu verstehen, und trotzdem bleiben immer die gleichen Fragen.

Ist er nun pleite oder nicht?

Ist er nun rechtmäßiger Diplomat der Zentralafrikanischen Republik?

Und wann geht es jetzt eigentlich zum Papst?

Boris Becker ist ein Mensch von enormer Präsenz, aber gleichzeitig ist er nicht wirklich zu fassen, einen Moment ist er

da, dann ist er schon wieder weg; bevor man eine Geschichte ganz verstanden hat, erzählt er die nächste Geschichte.

Man vereinbart ein Treffen in London, um zu besprechen, wie alles weitergeht. Sein Insolvenzverfahren. Die Termine, zu denen man ihn begleiten kann.

Boris Becker schlägt als Treffpunkt das Blakes Hotel in Kensington vor, das nicht weit von seinem neuen Apartment entfernt ist. Und außerdem kann man hier gediegen essen. Es ist der 23. November, ein Tag nach seinem 51. Geburtstag. Am Abend zuvor ist es etwas später geworden, weshalb er noch ins Schwimmbad gegangen ist, um sich die kleinen Sün-

den des Abends wieder abzutrainieren. Aus dem späten Frühstück ist deshalb ein Mittagessen geworden. Aber jetzt ist alles klar. Er ist da.

Er sagt, dass er inzwischen seinen Antrag auf diplomatische Immunität vor dem High Court zurückgezogen habe, weil er sein Insolvenzverfahren ordentlich zu Ende bringen wolle. Er sagt das so lapidar, als wäre es eine Selbstverständlichkeit, als würde er sich gar nicht mehr erinnern an seine Reisepläne nach Bangui.

Und der Papstbesuch? Ist der noch immer für Advent geplant?

»Das«, sagt Boris Becker, »machen wir im kommenden Jahr.«

Anfang Dezember ist Becker in Hannover, um in seiner Funktion als Head of Men's Tennis beim Deutschen Tennis Bund Deutschlands Nachwuchsspieler zu sichten, die neuen Boris Beckers. Der Deutsche Tennis Bund hat die besten 12- und 13-Jährigen eingeladen, und Becker steht drei Tage lang mit großer Geduld in der Halle, schaut den Kindern beim Tennisspielen zu, gibt ihnen Tipps, wie sie ihre Schläge verbessern, wie sie sich ernähren sollen, und erklärt, was auf sie zukommt, wenn sie einmal erwachsene Tennisspieler sein werden.

Nach dem Mittagessen setzt Becker sich mit den Kindern an einen Tisch. Irgendwann fragt er, welches Bild die Kinder von ihm haben, ob sie ihn zum Beispiel schon mal im Fernsehen gesehen haben, ob sie also wissen, wie er einmal Tennis gespielt hat.

Was war das Beste an ihm?

Der Junge, der die Nummer eins ist, meldet sich.

»Das Beste war der Hecht«, sagt er. Becker-Hecht, das war, wenn er sich am Netz nach unmöglichen Volleys warf, das also wusste der Junge.

Becker fixiert ihn einen Moment von der Seite. »Und warum habe ich das gemacht?«

»Weil Sie gewinnen wollten«, sagt die Eins.

Es geht noch ein bisschen hin und her, dann hat die Eins eine Frage an Becker: »Wie war's nach dem Wimbledon Sieg? Ich meine, so das Gefühl?«

»Ich nehme an, gut«, sagt Boris Becker, »das ist ja nun schon ein paar Jahre her. Aber wenn man gewinnt, legen einem ganz viele Leute den Arm um die Schulter. Es macht mehr Spaß, im Spiel zu sein. Wenn man gewonnen hat, ist es ja vorbei.«

Twitter: @marc_hujer

Video
**Unterwegs mit
Boris Becker**

spiegel.de/sp502018becker
oder in der App DER SPIEGEL



Für Individualisten.
Für Spezialisten.
Für Perfektionisten.

Höchster Kaffeeenuss für
jeden Geschmack.

Miele. Immer Besser.



20 Jahre

Miele Kaffeekompetenz

Von der Wahl der perfekten Bohne bis zur komfortablen Maschinenpflege: Das umfassende Kaffee-Know-how von über 20 Jahren steckt im neuen Miele Stand-Kaffeevollautomaten CM 7750.

Die besondere Aromaschonung gelingt durch das innovative, sehr leise Kegelmahlwerk – konstruiert aus hochwertigem, abriebfestem Stahl. Da es sich direkt oberhalb der Brüheinheit befindet, verbleibt kein Kaffeemehl aus einer vorherigen Nutzung im Mahlwerk. Das garantiert immer sortenreinen und frischen Kaffeeenuss.



Ob Espresso, Café Crema oder lieber entkoffeinierter Kaffee: Mit dem exklusiven Coffee-Select¹ wird die Lieblings-Kaffeespezialität per Fingertipp aus einem der 3 Bohnenbehälter mit der passenden Bohnensorte zubereitet.

Der CM 7750 ist per WLAN vernetzbar und über die Miele@mobile App bequem von unterwegs steuerbar. So lässt sich das Gerät mobil einstellen, ein Getränkebezug starten, der Füllstand von Bohnenbehältern, Wassertank oder Milchgefäß im Blick behalten.



Der CM 7750 entkalkt sich dank patentierter AutoDescalc²-Funktion selbstständig. Auch die tägliche Reinigung ist mühelos: Die entnehmbare Brüheinheit, selbstständige Spülung der Milchleitungen und spülmaschinen geeigneten Kunststoffteile sorgen für beispielhaften Komfort.

Für höchsten Kaffeeenuss ist aber auch die Qualität des Kaffees entscheidend. Perfekt auf die Kaffeevollautomaten und Lieblings-Kaffeespezialitäten abgestimmt, bietet Miele vier hauseigene Kaffeesorten der Black Edition mit Fairtrade-Siegel und Bio-Zertifikat – handverlesen und besonders schonend geröstet.



»Kopf in den Sand«

Insolvenz Mehr als 60 Millionen Euro fordern die Gläubiger von Boris Becker. Der gibt sich sorglos, eine Einigung stehe bevor. Doch nun schaltet sich die britische Regierung ein.

Boris Franz Becker, ein Mann, der in seinem Leben mehr als 150 Millionen Euro verdient haben soll, wird am 21. Juni 2017 von einem Londoner Gericht für zahlungsunfähig erklärt. So beginnt das Insolvenzverfahren BR-2017-595, eines von 44 633, die im vergangenen Geschäftsjahr bei der englischen Insolvenzbehörde registriert wurden. Zwölf Monate soll der Vorgang dauern, so ist es üblich in Großbritannien.

Ein Streit mit der Privatbank Arbuthnot Latham & Co. löst die Insolvenz aus, das Geldinstitut hat sich mit Becker über die Rückzahlungsmodalitäten für einen Kredit nicht einigen können, inklusive Zinsen fordert es rund 10,5 Millionen Euro vom Weltstar a. D. Die zuständige Richterin zeigt sich bei ihrer Entscheidung verwundert über Beckers Verhalten: »Man hat den Eindruck, als sei er ein Mann, der den Kopf in den Sand steckt.«

Schnell wird klar: Nicht nur die Bank will Geld. 13 weitere Gläubiger schließen sich dem Verfahren an, unter ihnen Anwälte und Immobilienunternehmer, die kleinste Forderung beträgt 100 000 Euro, die größte kommt von Hans-Dieter Clevén, 75. Jahrelang war der Unternehmer aus der Schweiz ein Geschäftspartner und väterlicher Mentor Beckers. Ende 2001 gewährte er ein erstes Darlehen, 2,5 Millionen Mark, fünf Prozent Zinsen; bis Ende 2014 war die Summe auf rund 37 Millionen Euro angewachsen, das Kantonsgericht im Schweizer Zug sieht die Schuld als »unbestritten« an. Unklar ist, wofür das Geld bestimmt war, ob als Privat- oder Geschäftsdarlehen. Becker zweifelt an, bei Clevén überhaupt in der Schuld zu stehen.

Zwei Monate nach Eröffnung des Insolvenzverfahrens nimmt ein privater Konkursverwalter die Arbeit auf: Mark Ford, Firma Smith & Williamson, soll das Vermögen des Schuldners feststellen, Wertgegenstände sichern. 61,5 Millionen Euro

verlangen die Gläubiger, möglichst viel soll bedient werden. Es ist Schwerstarbeit.

Kleinkram kommt zusammen: Pokale, Uhren, Tennisschläger. Die Sammlung ist unvollständig, Becker weiß angeblich nicht um den Verbleib vieler Trophäen.

In Gläubigerkreisen kursieren Gerüchte von Tresoren im In- und Ausland, in denen Becker weitere Uhren und Pokale verstecken soll.

Großes Vermögen finden die Rechercheure nicht. Auch bei Beckers einst wertvollster Reserve kommen sie nicht weiter: Son Coll, ein Landsitz im Nordosten Mallorcas, rund 218 000 Quadratmeter, zehn Schlafzimmer, zehn Bäder. Makler schätzen die Immobilie auf 12,5 Millionen Euro. Kurz vor Insolvenzeröffnung hatten Beckers Anwälte noch eine neue Hypothek für die Finca in Aussicht gestellt, die seine Schulden tilgen würde.

Vermutlich aber hatte Becker zu diesem Zeitpunkt schon keinen Zugriff mehr auf die Immobilie. Gegenüber dem Insolvenzverwalter gibt er an, nicht mehr Eigentümer der Finca zu sein, seine Ansprüche darauf habe er bereits 2016 veräußert. Verkaufspreis: ein Euro.

Lange verwahrloste das Anwesen, laut Grundbuch ist es mit mehr als vier Millionen Euro belastet. Zurzeit wird es als Keimzelle der mutmaßlichen Weltrevolution genutzt: Elisaweta Wall, eine Frau mit Schlangentätowierung auf dem Handrücken, nennt sich Monarchin, wohnt mit drei Seelenverwandten auf der Anlage. Sie steht, so gibt sie in Onlinenetzwerken an, ihrem eigenen Staat vor: State Love.

Der Insolvenzverwalter, so heißt es, habe seine Ermittlungen in Spanien momentan eingestellt.

Anders ist es bei Beckers früheren Autohäusern. Ende 2016 wechselten seine drei Mercedes-Niederlassungen in Mecklenburg-Vorpommern den Besitzer, der Verkaufspreis soll bei rund 2,8 Millionen Euro

gelegen haben – die Ermittler rätseln bis heute, wo das Geld geblieben ist.

Ein Berater Beckers teilt auf Anfrage mit, Becker habe dem Insolvenzverwalter »alle ihm vorliegenden Informationen und Dokumente« zur Verfügung gestellt.

Im Juni 2018, ein Jahr nach Eröffnung des Insolvenzverfahrens, beschließt das Gericht, dass der Fall länger als ein Jahr dauern wird. Ermittler Ford hatte einen entsprechenden Antrag gestellt, offen Beckers fehlende Kooperationsbereitschaft angeprangert. In seinem aktuellen Jahresbericht an die Gläubiger, der dem SPIEGEL vorliegt, finden sich Hinweise darauf, was Ford meint: Die Ermittler hatten etwa ein Konto bei einem Online-Glücksspielanbieter gefunden, das auf Beckers Namen registriert war. Guthaben: knapp 1,2 Millionen Pfund. Becker hatte den Betrag nicht beim Konkursverwalter angezeigt; das Geld gehöre nicht ihm, rechtfertigte er sich. Am Ende bekam der Insolvenzverwalter rund die Hälfte des Betrags.

Ginge es nach Becker, bekäme er das Geld aber bald zurück. Sein Ziel: die Aufhebung der Insolvenz. »Ich bin nicht pleite, sondern stecke in einem Insolvenzverfahren«, sagt er. Sein Hebel: die Forderung von Clevén, seinem früheren Mentor. Becker ist sich sicher, der Unternehmer habe keinen Anspruch auf sein Geld. Er ist zuversichtlich, eine Annullierung des Konkursverfahrens erreichen zu können, wenn ein Gericht seiner Argumentation folgt.

Im Insolvenzfall Becker wird mit harten Bandagen gekämpft, es geht um verletzte Eitelkeiten, juristische Spitzfindigkeiten und Gerichtsverfahren, die viel kosten. Dass sich das Konkursverfahren zusätzlich verzögerte, hatte einen außergewöhnlichen Grund. Becker gab an, Diplomat zu sein, Attaché, er genieße Immunität. Mit dem Insolvenzverfahren habe das aber nichts zu tun, ihm sei das Amt angeboten worden, ein Bekannter habe vermittelt.

Wäre das Gericht Beckers Argumentation gefolgt, hätten die Nachforschungen in seinen Finanzen mit dem Tag seiner Immunitätsenerlangung eingestellt und das Verfahren beendet werden müssen.

Doch dazu kommt es nicht. Am vergangenen Montag stellt der High Court in London fest, dass Becker sich nicht mehr auf Immunität beruft. Schon vor Wochen soll

Investments und Finanzen



ab 1984

Ion Tiriac wird Beckers Manager. Er übernimmt dessen Vermarktung, sorgt aber auch dafür, dass Becker aus steuerlichen Gründen frühzeitig seinen Hauptwohnsitz nach Monaco verlegt.

ab 1985

Nach seinem Wimbledon-Triumph schließt Becker millionenschwere Werbeverträge ab, u.a. mit der Deutschen Bank und Puma.

bis Juli 1999

Boris Becker gewinnt bei Turnieren insgesamt über 25 Mio. Dollar Preisgeld.

Mai 2000

Mitglied im Verwaltungsrat von Bayern München (bis Ende 2009).

Juni 2001

Insolvenz des Internetportals Sportgate, an dem Becker beteiligt ist. Eine spätere Schadensersatzklage gegen Becker bleibt weitgehend erfolglos.

ab Mai 2002

Experte und Kommentator in Wimbledon für den britischen Fernsehsender BBC. In Deutschland arbeitet Becker später u.a. beim Bezahlsender Premiere, für DSF und Eurosport. Daneben kommt es zu Auftritten in Talkshow- und Quizformaten.



THOMAS REINER / BILD

Ehemaliges Becker-Anwesen Son Coll auf Mallorca: Verkaufspreis ein Euro

er schriftlich beim Gericht seinen Antrag zurückgezogen haben.

Becker hat mit der Diplomatenposse nur Zeit gewonnen – seine Probleme sind damit nicht gelöst.

»Nach dieser Entscheidung werden wir unsere Anstrengungen fortsetzen, die Vermögenswerte von Herrn Becker zu identifizieren und für die Gläubiger verfügbar zu machen«, verkündet der Insolvenzverwalter am Montag. Nun sei man »frei von der Aussicht auf unnötige, kostspielige und fruchtlose gesetzliche Hürden«.

Die Suche nach dem Becker-Geld geht weiter – auch abseits des Verfahrens. Noch-Ehefrau Lilly lässt von einem Wirtschaftsdetektiv nach potenziellen Reserven fahnden. Die Scheidung läuft, kommende Woche steht der nächste Gerichtstermin an; die Höhe zukünftiger Unterhaltszahlungen hängt wohl auch davon ab, auf welche Summe sich Vermögen und Einkommen des Ex-Partners aufaddieren lassen.

Boris Becker vermeldet derweil weiter gute Nachrichten: »Ein Vierteljahr«, sagt er diese Woche, müsse er sich noch in etwa

gedulden, dann endlich werde sein Insolvenzverfahren abgeschlossen. Alles sei geregelt: Mit der englischen Privatbank habe er sich mündlich geeinigt; auch Insolvenzverwalter Ford sei milde gestimmt, alle Unklarheiten seien beseitigt worden. Noch dieses Jahr werde Ford daher eine Stellungnahme abgeben, Tenor: Er, Becker, kooperiere vollständig. Es läuft.

Das ist aber nur Beckers Sicht der Dinge. Der Insolvenzverwalter ist anderer Auffassung: Man »bleibe hoffnungsvoll, dass Becker voll kooperieren« werde, erklärte Ford Mitte Oktober. Auf die Frage, ob sich Beckers Wille zur Mitarbeit seitdem geändert habe, geht Smith & Williamson diese Woche nicht ein. Arbutnot Latham, die Privatbank, will keinen Kommentar abgeben zu einer angeblichen Einigung.

Mit Beckers Behauptungen konfrontiert, kann sein eigener Insolvenzberater diese nicht bestätigen.

Richtig ist: Becker hat mit Insolvenzverwalter Ford ein sogenanntes IPA vereinbart, ein Income Payments Agreement. Dieses regelt die Höhe der Zahlungen, die

ein Schuldner im Rahmen des Insolvenzverfahrens an die Gläubiger zu leisten hat. In Beckers Fall sind dies laut Gläubigerbericht 22 500 Pfund pro Monat, Laufzeit drei Jahre.

Allerdings: Eine solche Regelung ist üblich und führt nicht zwingend zum Abschluss eines Verfahrens. Eine Einigung, wie Becker sie andeutet, ist es nicht.

Aus Gläubigerkreisen ist zu hören, man habe keine Kenntnis von einem Mentalitätswandel seitens des Schuldners. Beckers Version können sie nicht bestätigen.

Dafür meldet sich der Insolvency Service, eine staatliche Behörde, die Privatinsolvenzen im Auftrag des Wirtschaftsministeriums überwacht. »Wir können bestätigen, Boris Becker schriftlich über die Pläne des Wirtschaftsministers informiert zu haben, eine Insolvenzbeschränkung gegen ihn anzustreben«, heißt es in einer Mitteilung. Nach Einigung klingt das nicht. Im Gegenteil: Die Daumenschrauben werden angezogen.

Eine Insolvenzbeschränkung, im Englischen Bankruptcy Restriction Order (BRO), ist selten, im jüngsten Geschäftsbericht der Insolvenzbehörde sind 432 Fälle vermerkt, weniger als ein Prozent aller Insolvenzverfahren waren betroffen. Für die Behörden ist sie eine Maßnahme, um Schuldner abzustrafen, die Verfahren blockieren. »Eine BRO kann angeordnet werden, wenn das Verhalten des Schuldners als unehrlich oder leichtsinnig eingestuft wird«, sagt Veaceslav Ghendler, Experte für englisches Insolvenzrecht. Mögliche Gründe sind beispielsweise Vermögensverschwendung, betrügerisches Verhalten, mangelnde Zusammenarbeit.

Gibt ein angerufenes Gericht dem BRO-Antrag des Wirtschaftsministeriums statt, könnte es unangenehm werden für Becker. Eine BRO sieht unter anderem vor, dass der Schuldner bis zu 15 Jahre lang ohne Zustimmung des Gerichts kein Unternehmen führen darf. Ebenso würde es Becker erschwert werden, in England einen Kredit über mehr als 500 Pfund zu bekommen. Es wäre wie eine öffentliche Brandmarkung.

Nach SPIEGEL-Informationen wird noch vor Weihnachten über den Antrag verhandelt. Beckers Seite bestätigt, von dem Vorhaben des Wirtschaftsministeriums zu wissen. Thilo Neumann

Oktober 2002

Das Landgericht München verurteilt Becker wegen **Steuerhinterziehung** zu zwei Jahren Haft auf Bewährung.

DER SPIEGEL

März 2008

Erster Auftritt als Pokerspieler bei einem Turnier in Berlin. In den kommenden Jahren erzielt Becker mehrfach Preisgelder, zudem ist er Werbeträger von Online-Pokerplattformen.

Januar 2014

Nach einer Serie von Negativschlagzeilen kündigt Mercedes-Benz vorzeitig seine langjährige Werbepartnerschaft mit dem »Markenbotschafter« Boris Becker.

Dezember 2016

Becker verkauft seine drei Autohäuser in Mecklenburg-Vorpommern, die er seinerzeit noch unter Ion Tiriac erworben hatte.

Juni 2017

Ein Londoner Gericht erklärt Boris Becker für zahlungsunfähig. Grund ist eine offene Zahlung an eine Privatbank. Zugleich erhebt der frühere Geschäftspartner Hans-Dieter Clevn **Forderungen über 37 Mio. €**.

Juni 2018

Becker beruft sich im **Insolvenzverfahren** auf diplomatische Immunität. Später zieht er den Antrag auf Immunität zurück.



Schmutzige Allianz

Football Leaks Jonas Boldt machte sich als Manager von Bayer Leverkusen zum Handlanger von Spielerberatern. Der Fall wirft ein Schlaglicht auf die Abzockermentalität im Profifußball.

Zum Ende dieser Saison wird Jonas Boldt Bayer Leverkusen verlassen. Das gab der Verein kürzlich bekannt. Dabei schien es noch im Sommer, als hätte der gebürtige Franke bei der Werkself den vorläufigen Höhepunkt seiner noch so jungen Karriere gerade erst erreicht.

Der berufliche Werdegang Boldts sieht aus wie der eines Senkrechstarters. Im Jahr 2003 absolvierte Boldt ein Praktikum. Dann ging er nach Südamerika, suchte für Leverkusen Talente und entdeckte den Mittelfeldspieler Arturo Vidal, heute ein Weltstar beim FC Barcelona. Boldt avancierte zum Chefscout, wurde Assistent des damaligen Sportdirektors Rudi Völler und 2014 sogenannter Kaderplaner.

Im Juli dieses Jahres stieg Boldt zum Sportdirektor auf, mit 36 Jahren. In der Branche gilt er als exzellenter und bestens vernetzter Fachmann. Sein Förderer Völler, heute Geschäftsführer Sport bei Leverkusen, sagt über den scheidenden Kollegen: »Dass wir ihn auf ganz hohem Niveau wiedersehen werden, ist für mich keine Frage.«

Ganz so sicher ist das nicht. Denn es gibt einen Vorgang aus dem Frühjahr 2015, der erhebliche Zweifel an Boldts Seriosität aufkommen lässt. Es geht um ein Geschäft, bei dem der Sportmanager sich zum Handlanger für drei befreundete Spielerberater machte. Weil Boldt im Namen von Bayer Leverkusen ein offensichtliches Scheinangebot für einen Torhüter machte, konnten die Berater bei Vertragsgesprächen mit einem Klub in der Premier League ihre Verhandlungsposition entscheidend verbessern. Auch dank Boldts williger Hilfe boxten sie für den Torwart einen besser dotierten Vertrag durch und für sich selbst ein Millionenhonorar.

Gerüchte, wonach Spielerberater und Klubmanager bei Transfers oder Vertragsverlängerungen zum eigenen Nutzen gemeinsame Sache machen, gehören im internationalen Fußballgeschäft zum Branchenkitsch. Meist werden sie von den Verdächtigen weggelächelt. Beweise gibt es in der Regel nicht, weil alles nur über mündliche Absprachen läuft.

Im Fall Jonas Boldt ist das anders. Der Leverkusener Manager hat die Absprache mit seinen Berater-Buddys schriftlich besiegelt. Diese Mails sind Teil eines riesigen Datensatzes, den die Enthüllungsplattform Football Leaks dem SPIEGEL überlassen und die das Nachrichten-Magazin mit seinen Partnern des Recherchenetzwerks European Investigative Collaborations (EIC) ausgewertet hat.

Dank dieser Dokumente lässt sich eine Geschichte erzählen, die niemals an die Öffentlichkeit gelangen sollte. Sie zeigt, wie auch hinter der Fassade der um ihren Ruf so bemühten Bayer AG Kumpanei gelebt wird. Der Fall Boldt dokumentiert die mitunter klebrige Nähe zwischen Klubmanagern und Spielerberatern. Und er bestätigt sämtliche Vorurteile, mit denen sich die Welt des Profifußballs immer wieder konfrontiert sieht: dass die Millionensummen, die hier hin- und hergeschoben werden, selbst bei



Sportdirektor Boldt: »Jonas tut uns einen Gefallen«

intelligenten Menschen wie dem Sportmanager von Bayer Leverkusen zu einem Ausfall des inneren Kontrollsystems führen können.

Von Leverkusen führt Boldts Seilschaft ins Frankenland, in seine Heimatstadt Nürnberg. Dort gründeten 2013 drei ehemalige Adidas-Manager eine Agentur für Spielerberatung, die nannten sie Spielerrat. In den Jahren danach versicherten sie sich gegenseitig immer wieder ihrer guten Vorsätze: ein Gegengewicht zu den vielen schwarzen Schafen des Gewerbes zu bilden, die sich durch grenzenlose Gier hervortun. So begrüßen sie sogar in einer Stellungnahme »die Aktivitäten des EIC im Hinblick auf seine Recherchen in der Fußballbranche«.

Die Gründer von Spielerrat heißen Daniel Delonga, Thorsten Wirth und Hannes Winzer. Sie hatten sich bei der Arbeit für den Sportartikelkonzern kennengelernt. Delonga war im Sportmarketing tätig, kümmerte sich um die deutschen Nationalspieler. Wirth, ebenfalls im Marketing, betreute auch Spieler im Ausland. Winzer war für das Fußball-Scouting verantwortlich. Ein erster großer Name in ihrem Portfolio war Per Mertesacker, mittlerweile vertritt Spielerrat etwa Jungnationalspieler wie Kai Havertz und Serge Gnabry.

Auch mit Lukasz Fabianski, 33, der heute bei West Ham United unter Vertrag ist, arbeitet die Agentur schon länger zusammen. Der polnische Nationaltorwart wurde zur Spielmasse in einem Deal zwischen den Beratern und Boldt. Fabianski hatte sieben Jahre lang in England für den FC Arsenal gespielt, wirklich durchsetzen konnte er sich nicht. 2014 lief sein Vertrag in London aus, und Fabianski wechselte innerhalb der Premier League ablösefrei zu Swansea City, wo er einen Kontrakt bis 2018 unterschrieb.

Bei Swansea spielte der Torhüter eine fantastische erste Saison, er blieb in 13 Ligaspielen ohne Gegentor. Bei der Agentur Spielerrat ahnten die Firmengründer im April 2015, dass hier mehr Geld zu holen war. Wirth schrieb in einer Mail an seine Kollegen: »Wenn der Schachzug klappt, werden wir unseren Verdienst an Fab deutlich erhöhen.«

Sie hatten offenbar eine Idee.

Kurz zuvor hatte Wirth seine Kollegen über das Geraune von Insidern informiert, das absolut vertraulich behandelt werden sollte: »Das kann ein brutaler Bumerang werden für alle beteiligten Personen, wenn das publik wird.«

Wirth erzählte von einem vorge-täuschten Angebot, das ein Bundesligaklub, der einen Stürmer an einen anderen Bundesligisten verkau-

ULRICH HUFNAGEL / JAN HUEBNER

fen wollte, aus der Premier League eingeholt haben soll. Mit dieser Scheinofferte, die der Berater des Spielers eingefädelt haben soll, sei der kaufwillige Bundesligist so unter Druck gesetzt worden, dass er schließlich sein Angebot um zwei Millionen Euro erhöht habe. Von diesen Mehreinnahmen habe der Bundesligist, der den deutschen Junioren-Nationalspieler verkaufte, 800 000 Euro an den Berater weitergereicht. Wirth schrieb seinen Partnern: »Smarter Drecksau-Move. Kann man moralisch davon halten, was man will, es hat funktioniert.«

Auf eine SPIEGEL-Anfrage erklären die Berater, sie hätten dieses Geschäftsgebaren ausdrücklich abgelehnt. In den Football-Leaks-Dokumenten klingt es etwas zwiespalten: »Komplett verwerflich finde ich es nicht«, schreibt darin der Berater Delonga, aber es sei »nicht unser style«.

Wirklich nicht?

Einige Wochen später kam dem Spielerrat-Trio die Idee, auch beim Klienten Fabianski einen »Drecksau-Move« anzuwenden. Helfen sollte ihnen dabei Jonas Boldt, damals Manager Sport bei Bayer Leverkusen.

Fabianski hatte im Frühjahr 2014 bei Swansea City einen Vierjahresvertrag unterschrieben, der ihm 35 000 Pfund Grundgehalt pro Woche garantierte. Nach seiner ersten Glanzsaison forderte Spielerrat 50 000 Pfund für den Keeper. Im Gegenzug würde der Pole auf seine Ausstiegsklausel in Höhe von vier Millionen Pfund verzichten. Auch an sich hatten die Spielerberater gedacht: Bei einer Vertragsverlängerung um ein weiteres Jahr bis 2019 riefen sie für die erste Saison 760 000 Pfund Honorar auf, für die folgenden drei Jahre jeweils 480 000 Pfund. Machte eine Beraterprämie von 2,2 Millionen Pfund für die Verbesserung eines Vertrags, der noch drei Jahre gültig war.

Warum sollte sich Swansea City darauf einlassen? Die Waliser kannten den Markt und wussten, dass sich die Anfragen für einen 30 Jahre alten Torhüter, der zum ersten Mal in der Premier League eine Saison lang Stammtorhüter war, in Grenzen halten würden. Das Trio von Spielerrat brauchte Druck, um seine Forderungen durchsetzen zu können.

Swansea erklärte sich schnell dazu bereit, Fabianskis Gehalt wie gefordert zu erhöhen. Uneinigkeit herrschte jedoch bei der Ausstiegsklausel und den Honoraren für die Berater. Wirth informierte seine Partner: »Lukasz ist mega happy in Swan-



Torhüter Fabianski 2017: »Mega happy in Swansea«

sea, wir haben keine andere und vor allem bessere Option in der Hinterhand.« Trotzdem pokerten die Berater weiter.

Am 28. Mai 2015 starteten sie ihren eigenen »Drecksau-Move«. Wirth schrieb seinem Kollegen Delonga den Entwurf der »Boldt-Email«, wie er sie nannte. In diesem Schreiben formulierte Wirth im Namen des Managers, Bayer Leverkusen hinterlege »explizit« sein Interesse an dem polnischen Nationaltorwart. Man reagiere damit auf einen möglichen Verkauf von Leverkusens damaligem Stammkeeper Bernd Leno: »Sollten sich bei uns in der Personalie Leno Veränderungen ergeben, ist Lukasz mit seiner gezeigten Leistung in der vergangenen Saison und der skizzierten Ausstiegsklausel ein Top Kandidat für uns.« Spielerrat solle ihn, Boldt, deshalb unbedingt über die Gespräche mit Swansea auf dem Laufenden halten.

Ziel sei es, ließ Wirth seine Kollegen wissen, diese vorformulierte Mail schon am kommenden Tag von Boldt zugeschickt zu bekommen. Er werde dann, nach seinen Worten »gefaked«, antworten, dass die Berater noch das Wochenende abwarten und exklusive Gespräche mit Swansea führen würden.

Noch am selben Tag schrieb Wirths Spielerrat-Kollege Delonga an Boldt und gab ihm die Anweisung: »Hi Boldinho, ich bedanke mich bei Dir schon mal für Deine Unterstützung bei Fabianski. Big big THX!!! Bitte sende folgende Email an Toto (*gemeint war Wirth* – Red.), die er dann auch beantworten

wird und diese Konversation dann ggfs. an Swansea weiterleiten würde. Muchas gracias, dd«.

»Boldinho« hatte offenbar keine Skrupel. Dabei wusste er, dass die Spielerberater seinen Managerkollegen in Swansea mit der Mail unter Druck setzen wollten.

Der Leverkusener Manager schickte die vorgestanzte Mail am folgenden Tag an Wirth. Lediglich die Grußformel änderte er. Der Empfänger Wirth antwortete umgehend, das Schreiben kannte er ja bereits:

»Danke Dir! Höchste Vertraulichkeit zugesichert! Ich antworte dir jetzt nochmal pro forma.« Seinen Kollegen schrieb Wirth: »Jonas tut uns einen Gefallen und sieht das alles entspannt.« Als Hannes Winzer, der Dritte im Bunde bei Spielerrat, davon erfuhr, schrieb er seinen Kollegen: »Ihr Ratten ... Geiler Move.«

Der Manager Sport von Bayer Leverkusen, der Werkself, deren Gesellschafterin zu 100 Prozent die Bayer AG ist, ein Dax-Konzern, sah es angeblich entspannt, Beratern

im Namen des Vereins eine Scheinofferte zukommen zu lassen, damit diese Berater ein Millionenhonorar abkassieren konnten. Warum tat er den Beratern diesen Gefallen?

Als die Vertragsverhandlungen in Sachen Fabianski stockten, leitete Wirth die Konversation mit Bayer Leverkusen an Huw Jenkins, den Chairman von Swansea, weiter. Swansea habe lange genug Zeit gehabt, schrieb Wirth, er müsse jetzt zum Wohle seines Klienten handeln – obwohl der Klient nach eigener Aussage in Swansea glücklich war.

Die schmutzige Allianz funktionierte. Unter Druck verlängerte Swansea City den Vertrag mit Fabianski. Für die Berater sprang eine Kommission von insgesamt 1,3 Millionen Pfund heraus.

Rudi Völler, Geschäftsführer Sport von Bayer Leverkusen, teilt auf SPIEGEL-Anfrage mit, dass man sich im Mai 2015 mit »diversen Torhütern als mögliche Nachfolge-Kandidaten« für Bernd Leno beschäftigt habe. Das habe man »in einigen Fällen auch an die Berater der jeweiligen Spieler kommuniziert«. Boldts Scheinofferte dementiert der Bundesligaklub nicht, lässt aber in Boldts Namen ausrichten, dass der Manager »niemals pekuniär an Transfers oder Vertragsverlängerungen von eigenen oder externen Spielern partizipiert« habe.

Die Spielerrat-Berater ließen durch einen Anwalt mitteilen, dass man »unwahre und spekulative Berichterstattung« nicht hinnehmen werde. Leverkusen sei sehr wohl an Fabianski interessiert gewesen. Spielerrat habe das Ziel gehabt, »Klarheit« für alle Parteien zu erreichen.

Als Bayer Leverkusen unlängst den Abgang von Jonas Boldt ankündigte, sagte der Bayer-Manager, er sei nach 15 Jahren an einem Punkt angelangt, an dem eine Weiterentwicklung nur durch Veränderung möglich sei. Seinen Job übernahm zu Monatsbeginn der ehemalige Bayer-Kapitän Simon Rolfes. Bis zu seinem Abgang werde Boldt seinen Nachfolger Rolfes einarbeiten, teilte der Klub mit.

Das Wort »einarbeiten« bekommt vor diesem Hintergrund in Leverkusen einen merkwürdigen Klang.

Das SPIEGEL-Team

Rafael Buschmann,
Jürgen Dahlkamp, Gunther
Latsch, Andreas Meyhoff,
Nicola Naber, Jörg Schmitt,
Alfred Weinzierl, Robin Wille,
Christoph Winterbach,
Michael Wulzinger

Wissenschaft+Technik

Lügen macht frei – es ist beflügelnd, sich an Fakten nicht mehr gebunden zu fühlen. ► S. 106



ELLA COOKE / BSC ECOLOGY AND CONSERVATION AND BRITISH ECOLOGICAL SOCIETY

Gut gepudert stakst dieser Käfer vor die Kamera von Ella Cooke. Die junge Britin hat gerade einen Studentengewinn des Fotowettbewerbs »Capturing Ecology« der British Ecological Society gewonnen. Mit einem fluoreszierenden Pulver bestäubt, wird der Krabbler, von einer UV-Lampe beleuchtet, auch bei Dunkelheit sichtbar. Die Käferkosmetik ist eine gängige Methode der Ökologen, um Insektenverhalten auch bei schwachem Licht ergründen zu können.

Kommentar

Eine Milliarde für die Vielfalt

Der Artenschwund ist ähnlich bedrohlich wie der Klimawandel – findet aber zu wenig Beachtung.

Es gibt Probleme, die möchte man haben: Der schweizerische Milliardär Hansjörg Wyss hat angekündigt, bis 2030 eine Milliarde Dollar zur Verfügung zu stellen, um die Natur zu schützen. Die Stiftung des Philanthropen steht nun vor der Aufgabe, das Geld sinnvoll auszugeben. Das ist umso schwerer, als Wyss mit seinem Geschenk selbst zu einer seltenen Art gehört. Kaum ein Thema bekommt so wenig Beachtung wie der Verlust der Arten. Wenn derzeit in Katowice über Maßnahmen gegen den Klimawandel verhandelt wird, ist den Delegierten große Aufmerksamkeit sicher. An die Uno-Biodiversitätskonferenz in Ägypten vor gut einer Woche erinnert sich außer einigen Experten jetzt schon fast keiner mehr.

Dabei sind die beiden Themen verwandt und miteinander verwoben. Der Verlust der Vielfalt könnte ähnlich katastrophale Folgen für die Menschheit haben wie der Klimawandel. Intakte Ökosysteme dämpfen die Auswirkungen der Erderwärmung. Sie sind Grundlage für sauberes Wasser, für Landwirtschaft, für nachhal-

tige Industrieproduktion. Gleichzeitig sind beide Prozesse – der Verlust der Vielfalt wie die Erderwärmung – für Menschen nur schwer zu begreifen, weil sie so langsam ablaufen.

Wie ist es dennoch gelungen, den Klimawandel ins öffentliche Bewusstsein zu bringen? Durch Dramatisierung. Der ehemalige US-Vizepräsident Al Gore setzte mit seinem Film »Eine unbequeme Wahrheit« von 2006 den Ton. Details des Films sind umstritten. Doch ohne Katastrophenszenarien wie jene in Gores Film hätte das Thema womöglich nicht so schnell so viel Bedeutung erlangt. Erst Emotionalisierung führt zum Handeln.

Hansjörg Wyss will dabei helfen, einen »New Deal« für die Natur auszuhandeln: Bis 2030 sollen mindestens 30 Prozent der Landes- und Ozeanfläche der Erde unter Schutz stehen. Doch das wird nur gelingen, wenn Korallentod und Insektenschwund ans Herz gehen. Der Verlust der Vielfalt ist eine weitere unbequeme Wahrheit, die den Menschen nahegebracht werden muss. Auch dafür sollte Hansjörg Wyss Geld ausgeben. Philip Bethge

»Warten Sie mit der Behandlung!«



Timothy Layton, 34, von der Harvard Medical School über Überdiagnosen bei der Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung ADHS

SPIEGEL: Sie berichten im »New England Journal of Medicine«, dass das Zappelphilipp-Syndrom bei einigen Kindern fälschlicherweise festgestellt wird, weil sie zu früh eingeschult werden.

Layton: Ja, und überrascht hat uns, wie stark dieser Effekt ist. Die jüngsten Kinder eines Schuljahrgangs hatten eine um 30 Prozent erhöhte Wahrscheinlichkeit, ADHS diagnostiziert zu bekommen. Zudem wurden sie häufiger und länger mit Medikamenten behandelt.

SPIEGEL: Leiden jüngere Kinder tatsächlich häufiger an der Krankheit?

Layton: Dafür gibt es keinen Grund. Stattdessen legen unsere Ergebnisse nahe, dass es sich bei vielen dieser Fälle um Überdiagnosen handelt. Häufig ergreifen die Lehrer die Initiative, weil ihnen besonders unruhige Kinder im Unterricht Probleme bereiten. ADHS ist jedoch bei Weitem nicht der einzige Grund, warum Schüler nicht still sitzen können. Besonders junge Kinder sind einfach oft noch nicht reif genug, um dem Unterricht konzentriert folgen zu können. Die Entwicklung läuft in diesem Alter sehr schnell ab. Ein fünfjähriges Kind tickt ganz anders als ein sechsjähriges. Trotzdem stecken wir die Kinder alle in dieselbe Klasse und bringen sie dadurch in

eine Vergleichssituation. Der relative Altersunterschied ist in der Grundschule sehr groß und kann leicht missinterpretiert werden.

SPIEGEL: Wie könnte es besser laufen?

Layton: Ärzte müssten bei der ADHS-Diagnose unbedingt das Alter des Kindes und seine Schulsituation mit bedenken. Wir brauchen objektivere Kriterien, um jene Kinder zu identifizieren, denen es guttun würde, ein Jahr später eingeschult zu werden. Und die Schulen sollten das dann auch durchsetzen. Für Lehrer ist es schwer, Klassen mit sehr unterschiedlichen Kindern zu unterrichten. Im Moment bekommen die unruhigsten einfach Medikamente. Das ist nicht ideal.

SPIEGEL: Was empfehlen Sie Eltern, bei deren Kind ADHS diagnostiziert wird?

Layton: Warten Sie mit der Behandlung! Gucken Sie genau, wie sich Ihr Kind verhält, und entscheiden Sie sich im Zweifel lieber für eine spätere Einschulung. Wenn ein Kind noch nicht weit genug entwickelt ist, hilft im Übrigen auch eine intensivere Vorbereitung auf die Schule nicht weiter. Die Forschung zeigt eindeutig, dass sich gerade die jüngsten Kinder einer Klasse fast während ihrer gesamten Schullaufbahn mühsam gegen ihre Klassenkameraden behaupten müssen. Zu unserer Studie hat mich übrigens mein eigener Sohn inspiriert. Wir wollten ihn normal zur Schule schicken, merkten jedoch ein paar Wochen vorher, dass er noch nicht so weit war. Jetzt ist er zwar eines der älteren Kinder, aber er scheint wirklich Spaß zu haben. PHB



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET

Datenbrillen für Soldaten

● Um die Kampfkraft seiner Truppen zu erhöhen, plant das US-Militär die Anschaffung von rund 100 000 Datenbrillen der Firma Microsoft. Der IT-Riese hat einen entsprechenden Auftrag für seine »Hololens« genannten Brillen in Höhe von 480 Millionen Dollar erhalten. Die Spezialbrillen sind in der Lage, Echtzeit-Informationen ins Sichtfeld des Trägers einzublenden. Die US-Armee verspricht sich vom Einsatz der Hightech-Gestelle die »Fähigkeit, früher als der Feind aufzuklären, zu entscheiden und zu handeln«. US-Soldaten hatten die Geräte bereits im Training getestet. Nun sollen sie auch in Kampfeinsätzen zur Anwendung kommen und dafür zum Beispiel zusätzlich mit Nachtsichtfähigkeit, Temperatursensoren und Gehörschutz ausgerüstet werden. Der Militärdeal ist bei Microsoft umstritten. Mitarbeiter hatten in einem anderen Fall darauf gedrängt, keine Verträge mit der Armee abzuschließen. »Viele Microsoft-Mitarbeiter lehnen es ab, dass unsere Produkte für die Kriegführung eingesetzt werden sollen«, hieß es in einem offenen Brief. Microsoft-Präsident Brad Smith verteidigte die Entscheidung: Neue Informationstechnologie könne nicht »vernünftig« eingesetzt werden, wenn »jene, die am meisten darüber wissen, nicht mitreden«. Mit dem neuen Auftrag ist das US-Militär auf einen Schlag der wichtigste Kunde für Microsofts Hololens. Das Gerät verkauft sich im Handel schleppend. Nur 50 000 Exemplare konnte Microsoft bislang absetzen. PHB

Fußnote

41

Stunden braucht der Kopf eines Lego-Männchens im Durchschnitt, um nach dem Verschlucken wieder aufzutauschen. Das berichten Ärzte im »Journal of Paediatrics and Child Health« nach einem heroischen Selbstversuch. Komplikationen habe es keine gegeben, schreiben die Autoren zur Beruhigung besorgter Eltern. Für unnötig halten sie es, in der Kloschüssel nach den Plastikteilen zu fahnden – »weil sie schwer zu finden sind«. Zwar gelang es zumeist, die Köpfe wieder zu bergen. Ein Proband jedoch gab auf: »Ich durchsuchte meinen eigenen Kot zwei Wochen lang«, so der Brite Damian Roland.

Angriff auf die Wirklichkeit

Psychologie Warum sind offenkundige Lügen und absurde Wahngebilde in der Politik so erfolgreich? Die Erklärung von Religionsforschern: Das gemeinsame Bekenntnis zur Fiktion stärkt den Zusammenhalt sozialer Gruppen.

Ehrlich, wer kommt da noch mit? Die AfD hetzt mit offenen Lügen gegen den rechtlich nicht bindenden Uno-Migrationspakt, nennt ihn ein »verstecktes Umsiedlungsprogramm«. Rechtsextreme Zirkel fantasieren sogar eine drohende »Ausrottung« herbei. Es passt einfach zu gut zum famosen Wahngebilde vom »Bevölkerungsaustausch«, über den sich die Anhänger seit Jahren wie verhext ereifern.

Beim US-Präsidenten Donald Trump ist unterdessen der Lügenzähler der »Washington Post« – Stand vom 30. Oktober – auf 6420 nachweislich falsche oder irreführende Behauptungen geklettert. Trump lügt sich fast schon wahllos durch den Tag. Als nach den US-Zwischenwahlen in Florida nachgezählt werden musste, behauptete er, Betrüger hätten sich verkleidet, um mehrmals abzustimmen und seiner Partei den Wahlsieg zu rauben.

Und dennoch: Die Zustimmungswerte für Trumps Karneval der politischen Verwahrlosung sind unter den amerikanischen Republikanern stabil. Seine Gefolgsleute erklären jeden aus der Luft gegriffenen Aberwitz im Nachhinein vehement für wahr. Und die hiesige AfD erschließt mit Verschwörungsfabeln gegen jede Evidenz nach wie vor wachsende Wählerkreise.

Wir sehen, mit einem Wort, erstaunlich robuste Glaubensgemeinschaften der Lüge. Widerspricht das nicht aller Vernunft?

Um normales Lügen geht es hier längst nicht mehr, so weit ist das Publikum schon im Bilde. Wer auf herkömmliche Weise lügt, verbirgt seine Absichten, weicht aus, spiegelt etwas vor – er hat eben nicht die Macht, sein Ziel ohne Trickereien zu erreichen. Wer lügt, ist zu schwach für die Wahrheit.

Die dreisten Lügen neuen Typs aber sind offene Angriffe auf die Wirklichkeit. Jeder weiß, dass sie gelogen sind, das ist gerade ihre Botschaft. Sie verstecken nichts.

Statt Schwäche demonstrieren diese Lügen Stärke. Die Anhänger, so scheint es, fühlen sich von dem provokanten Stoff geradezu belebt und aufgepulvert; sie kriegen nicht genug davon. Die Gegenseite

darf das ruhig als Drohung verstehen: Eure Fakten können uns mal.

Was sagt die Wissenschaft dazu? Aus Sicht der Evolutionsforschung ist das nur scheinbar ein Paradoxon: Für eine Spezies, die sich in einer komplizierten Welt zurechtfinden muss, ist kollektiver Realitätsverlust eigentlich kein gutes Rezept. Aber Menschen haben schon immer von gemeinsamen Fiktionen profitiert. Das zeigt die Geschichte der Religionen. Anthropologen haben herausgefunden: Gerade der Glaube an Unglaubliches war es, der mächtige Gemeinwesen hervorbrachte.

meinschaften besonders langlebig und somit erfolgreich sind.

Auf die Art des Opfers kommt es dabei kaum an. Ob die Mitglieder sich umständlichen Fastenregeln unterziehen oder, wie die Katholiken im Mittelalter, mehrstündige lateinische Messen durchstehen – es dient alles dem gleichen Zweck: Die Menschen zeigen öffentlich, wie weit sie zu gehen bereit sind, nur um ihrer Gemeinschaft willen.

Das Signal der kostspieligen Hingabe schafft einen starken Zusammenhalt. Es ermöglicht Fremden der gleichen Fiktionsgemeinschaft, einander mit Vertrauen zu begennen; und es hält Trittbrettfahrer fern,



Und warum ist diese Strategie so erfolgreich? Weil das Bekenntnis zur Fiktion Überwindung kostet. Es fällt nicht leicht, unerschrocken Widersinniges zu behaupten. Gottlose und Andersgläubige kringeln sich: Wie kann man nur! Stehe ich trotzdem zu meiner Überzeugung, ist das ein starkes Signal an die Mitgläubigen: Sie sehen, dass auf mich Verlass ist. Als Beweis meiner Loyalität bringe ich das Opfer meines Verstands.

Religionsforscher sprechen von »kostspieliger Hingabe«. Der Glaube erweist sich als umso stärker, je mehr er den Seinen abverlangt. Der amerikanische Anthropologe Richard Sosis hat nachgewiesen, dass strenge, fordernde Glaubensge-

die nichts beitragen und im Zweifelsfall schnell wieder weg sind. Unter günstigen Umständen können auf diese Weise große verschworene Gruppen heranwachsen – und die geteilte Fiktion wird zur historischen Macht.

Davon profitieren nicht nur Religionen, sondern in gleichem Maß politische Sekten. Denn auch die Bereitschaft, gegen jede Evidenz zu lügen, ist ein fälschungssicheres Signal der Hingabe – je krasser, desto besser.

Absurde Geschichten sind in der Anhängerschaft immer gefragt, und sie verbreiten sich auch noch besonders gut. Das ist kein Zufall. Das Unglaubliche erstaunt, es bleibt leicht hängen – bester Erzähl-

stoff, solange es noch irgendwie stimmig scheint.

Die alten Germanen dachten sich den Ur-Riesen Aurgelmir aus, der aus giftigen Eitertropfen entsprang. Sohn und Tochter wuchsen dem Giganten aus dem Schweiß seiner linken Achsel; so beschreibt es der Schöpfungsmythos der Edda. Als Aurgelmir seine Füße zusammenschlug, entstand ein weiterer Sohn: Er hatte sechs Köpfe.

Nicht minder einprägsam ist die Fabel, dass in Deutschland die Flüchtlinge in Luxusherbergen schwelgen und zum Dank sich auch noch Ziegen aus dem Streichelzoo grillen. Auf solche Mirakel ist die Hassreligion des rechten Randes fixiert; Gegenbelege tut sie als Blendwerk ab. Sie ver-teufelt die Migration als Mutter aller Probleme – der bössartige Sonderfall eines Glaubens. Seinen Anhängern ist keine höhere Seligkeit verheißen, nur das hässliche Vergnügen, Schwächere zu malträtieren.

Auf überzeugte Rechtsextreme mag speziell diese Aussicht euphorisierend wirken. Mitläufer genießen wohl einfach nur die Freiheit zum Krakeelen. Denn seien wir ehrlich: Lügen macht frei. Es ist beflügelnd, sich an Fakten nicht mehr gebunden zu fühlen.

durch. Wer damit allein bliebe, wäre ja nur als armer Tropf entblößt. Aber in der Gruppe geteilt, kann jedes Wahngelbde zur sozialen Macht werden. Was den Einzelnen blamieren würde, macht die Gemeinschaft stark.

Es gibt natürlich vielerlei Mittel, Verschworenen herzustellen. Aber die offene Lüge hat unter ihnen eine besondere Qualität: Der Grad ihrer Dreistigkeit ist ziemlich genau zu bestimmen. Er bemisst sich im Abstand zur Wahrheit, die allen bekannt ist – von der minimalen Schwindelei bis hin zur atemberaubenden Absurdität, die sich über jede Evidenz hinwegsetzt.

An der Bereitschaft zur Lüge können die Mitglieder ablesen, wozu die Gemeinschaft imstande ist. Sie sind jederzeit informiert über deren Aktionsfähigkeit und Entschlusskraft. Das Ausmaß des geteilten Widersinns dient quasi als permanenter Selbsttest der Bewegung.

Aber wie kriegen Menschen, die es besser wissen müssen, so etwas hin? Nun, man gewöhnt sich daran. Forscher am University College in London haben gezeigt, wie schnell das geht. Sie schoben Probanden in den Hirnscanner und ließen sie dort

erfolgreich etablierte Lüge lädt dazu ein, sie mit der nächsten noch zu übertreffen.

Eine Bewegung, die es nach Radau und Umsturz gelüftet, betrachtet die Grenzen des Sagbaren ohnehin nur als taktischen Zwischenhalt. Sie wird versuchen, in neue Regionen des Kontrafaktischen vorzudringen. Aber mit jeder Eskalation der Lüge vergrößern die Verschworenen auch die Fallhöhe ihrer Existenz – irgendwann ist die Rückkehr auf den Boden der Tatsachen nur noch als Absturz denkbar. Auch das stärkt den Zusammenhalt: wenn es kein Zurück mehr gibt.

Wie schnell das gehen kann, lässt sich derzeit in den USA studieren: Präsident Trump fabuliert immer absurderes Zeug – und doch hat sich seine Gefolgschaft noch jeden Unsinn öffentlich zu eigen gemacht, wenn auch mitunter nach einigem Zögern und Schlucken. So mancher Mitarbeiter hat sich da schon mit regelrechten Mutproben der Schamlosigkeit für Höheres empfohlen.

Die »New York Times« wunderte sich kürzlich, wie rückhaltlos Leute aus Trumps Umfeld – Pressesprecher, Anwälte, Wahlkampfmanager – die Reste ihrer bürgerlichen Reputation verspielen. »Sie be-



Diese Fakten, das vergisst man leicht, sind ja keineswegs neutral. Der Mensch erlebt sie zeitlebens als Gegenspieler, die sein tagträumerisches Wunschdenken eingrenzen; sie erzwingen Anpassung, schmerzhaft Einsicht und Selbstkorrektur. Ein Leben lang wird er von diesen Fakten zurechtgestutzt und gedemütigt.

Wirkliche Freiheit gibt es, wie die Philosophin Hannah Arendt schrieb, nur in der Lüge. Aus der Enge der Tatsachen entkommt der Lügner in die Unendlichkeit des Kontrafaktischen. Dort kann er lärmen, hetzen, spintisieren nach Belieben. Er nimmt, mit anderen Worten, gründliche Rache an der Realität. In normalen Zeiten knallt freilich nur selten jemand derart

zum Schein immer wieder kleine Aufgaben gegen Geld erledigen.

Die Teilnehmer mussten annehmen, sie könnten dabei unbemerkt zu ihrem Vorteil schwindeln. Etliche probierten es, anfangs noch zurückhaltend, und es machte ihnen zu schaffen – der Scanner offenbarte starke Reaktionen bei der emotionalen Verarbeitung. Mit der Zeit aber wurden die Probanden immer mutiger, zugleich nahm das Widerstreben ab. Das Lügen war zur Routine geworden.

In dieser Gewöhnung steckt bereits der Anreiz, die Dosis zu steigern. Die Lüge, die allen schon leicht von den Lippen geht, hat sich als soziales Signal verbraucht; gefragt ist dann neuer, stärkerer Stoff. Jede

logen die Bundesbehörden sogar«, schrieb das Blatt, »wenn das Risiko, erwischt zu werden, groß war und ihnen schreckliche Konsequenzen drohten.« Aber genau das ist der Sinn des Verstandesopfers, durch das die Reihen geschlossen werden.

Donald Trump bietet den Anhängern besonders reichlich Gelegenheit zur Unterwerfung, wenn er beispielsweise das Gegenteil einer Behauptung vom Vortag zur neuen Wahrheit erklärt. Trump hat die Realitätsverleugnung nicht erfunden, aber zur Serienreife geführt. Lügen bringt er quasi schon vollautomatisch hervor, die Faktenchecker kommen kaum noch hinterher. Seine bisherige Bestleistung erreichte der US-Präsident am 7. September mit

einem Ausstoß von 125 falschen oder irreführenden Behauptungen.

Dennoch ist Trump kein politischer Lügner neuen Typs, er kennt nur keinerlei Scham. Er hat nie einen Zweifel daran gelassen, worum sein Denken kreist: um die Fiktion seiner Unbesiegbarkeit. Jede Wahl, die er nicht gewonnen hat, müsse demnach irgendwie gefälscht sein. So macht der Egomane in bislang unerhörter Reinheit deutlich, worauf das demonstrative Lügen in der Politik letzten Endes hinausläuft: auf die Demontage der Demokratie.

Das Ziel ist erreicht, wenn die Menschen keine gemeinsame Faktenbasis mehr anerkennen und Worte nur noch Glaubenstatsachen bezeichnen, denen man anhängen kann oder auch nicht. So ist das, wenn die Lüge zur sozialen Macht geworden ist. Dann kann sie die Realität zur Fiktion erklären und sich selbst an ihre Stelle setzen. Dann bestimmt der Stärkere, was ein Wahlerfolg ist und was nicht.

Die Philosophin Hannah Arendt schrieb: »Bevor die Massenführer die Macht in die Hände bekommen, die Wirklichkeit ihren Lügen anzugleichen, zeichnet sich ihre Propaganda durch eine bemerkenswerte Verachtung für Tatsachen überhaupt aus.« Darin offenbare sich »bereits die Überzeugung, dass Tatsachen nur

von dem abhängen, der die Macht hat, sie zu etablieren«.

In diesem Sinne wirkt die Lüge, die nach innen die Reihen schließt, zugleich schon nach außen als Drohung. Arendt hat das am Beispiel der Nazis erläutert, die sich eine Verschwörung des »Weltjudentums« ausdachten. Sie hielt es für sinnlos, in dieser Lage den Gegenbeweis anzutreten. Ihr zufolge hat der Antisemit ja gar

Rechtschaffener Aufklärungseifer stärkt nur die Überzeugung des Lügners, dass er die richtigen Leute ärgert.

nicht die Absicht zu sagen, was ist. Er sagt, was sein müsste, damit gerechtfertigt ist, was er bereits plant.

Mit anderen Worten: Dreiste, unverhohlene Lügen sind keine Aussagen über Dinge. Sie sind Taten, die weitere Taten vorbereiten. Das gilt auch, wenn AfD-Funktionäre, obwohl Dauergäste im Talkshow-Karussell, sich stilisieren zu Opfern einer »Meinungsdiktatur«, denen man den Mund verbiete. Sie kündigen damit ihre

Absicht an, bei der ersten Gelegenheit die Demokratie zu zerschlagen und den Terror zur Notwehr umzulügen.

Was tun? Wer sich in eine fiktive Gegenwart verabschiedet hat, den werden auf dem Weg zur Realisierung der Fiktion weder Argumente noch Faktenchecks groß beunruhigen. Der rechtschaffene Aufklärungseifer der Gegenseite stärkt seine Überzeugung, dass er die richtigen Leute auf die richtige Weise ärgert.

Was die Kader der Lüge treffen kann, ist das Erleben von Schwäche und Isolation. Die Euphorie der gemeinschaftlichen Verblendung verliert ihren Zauber, wenn sich der reale Handlungsspielraum der Bewegung nicht mehr ausweitet, sondern verengt.

Bleibt also die Hoffnung auf die Vernunft der Mehrheit – und deren Bereitschaft, die Demokratie, wo sie in Not gerät, zu verteidigen. Eine gut besuchte Demonstration gegen rechtsradikale Umtriebe macht auf Fanatiker gewiss mehr Eindruck als wohlgesetzte Gegenrede. Es kann auch nicht schaden, bei Bedarf die Gesetze gegen Volksverhetzung und ähnliche Delikte anzuwenden – im Grenzfall bekräftigt durch die Machtmittel, die der Polizei zu Gebot stehen. Manfred Dworschak

SCHENKEN SIE SCHUTZ.

Den Krieg in Syrien hat Amani überlebt – nun kämpft sie gegen eiskalte Nächte im Libanon. Helfen Sie, Flüchtlinge im kalten Winter zu schützen.

Jetzt informieren und Schutz schenken:
uno-fluechtlingshilfe.de



UNO
Flüchtlingshilfe

Deutschland
für den UNHCR.

»Sturheit gehört dazu«

Medizin Der Herzchirurg Bruno Reichart hat Schweineherzen erfolgreich in Paviane verpflanzt. Im Interview sagt er, wann er eine solche Xenotransplantation am Menschen wagen will.



ANDREAS STEIGER

Reichart, 75, ist emeritierter Professor für Herzchirurgie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und war in den Achtzigerjahren in Kapstadt Nachfolger des südafrikanischen Transplantationspioniers Christiaan Barnard.

SPIEGEL: Seit mehr als 20 Jahren forschen Sie daran, wie sich Schweineherzen in Menschen einsetzen lassen können. Was halten Ihre Kollegen von dieser Idee?

Reichart: Viele hielten mich für bekloppt. Sie haben gedacht, es wird nie klappen. Nach meiner Emeritierung 2011, als ich Sprecher des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereichs Xenotransplantation wurde, hat man mir im Münchner Klinikum nur ein kleines Zimmer im Keller zugewiesen und wollte mir zunächst nicht einmal einen eigenen Parkplatz geben. Inzwischen ist zum Glück vieles besser geworden, aber die Skepsis bleibt groß.

SPIEGEL: Warum sind Sie von diesem Traum so fasziniert?

Reichart: Das Problem ist ja, dass es nie genug Spenderorgane von Menschen geben wird, egal was Sie machen. Auch die Widerspruchslösung, die Gesundheitsminister Jens Spahn einführen will, wird daran nichts ändern. Zudem werden die Organspender immer älter und kranker, die gespendeten Organe haben deshalb eine immer schlechtere Qualität. Schon in den Achtzigerjahren habe ich deshalb mit der Xenotransplantation geliebäugelt und wollte in Südafrika sogar mal die Herzen zweier Paviane auf zwei schwerkranke Kinder übertragen. Dazu ist es allerdings nie gekommen. Alle diese Versuche sind gescheitert.

SPIEGEL: Oft haben Schweineherzen, die von Ihnen zu Forschungszwecken in Paviane implantiert wurden, bereits kurz nach der Operation versagt. Wie ist es Ihnen jetzt gelungen, dass die Affen ein halbes Jahr lang überlebten?

Reichart: Da hat wohl auch der liebe Gott persönlich etwas nachgeholfen. Ich ahnte: Schweineherzen sind offenbar empfindlicher als Menschenherzen. Vielleicht nehmen sie schon dadurch Schaden, dass wir sie nach der Entnahme für kurze Zeit in eine Eisbox legen. Aber das zu umgehen ist schwierig. Dann bekam ich einen Anruf aus Schweden und wurde gebeten, dortige

Transplantationszentren zu begutachten. Und siehe da: In einem dieser Zentren wurden die Spenderherzen nicht, wie üblich, bis zur Implantation auf Eis gelegt, sondern mit einer speziellen Nährlösung mit Sauerstoff versorgt. Mit diesem Verfahren starb plötzlich keiner unserer Paviane mehr unmittelbar nach der OP.

SPIEGEL: Dann hatten Sie aber damit zu kämpfen, dass die implantierten Schweineherzen nach der Operation immer weiter wuchsen, bis es schließlich zum Herzversagen kam.

Reichart: Ja, dieses Problem haben wir zunächst unterschätzt, und wir hatten kei-

Sicherheitsauflagen züchten. Außerdem müssen wir ein Feintuning unseres Verfahrens vornehmen. Wir haben ein Patent angemeldet, stehen in Kontakt mit dem Paul-Ehrlich-Institut, das das Verfahren zulassen muss, und sprechen mit Risikokapitalgebern. Es ist eine Mordsaufgabe, aber ich denke, in etwa drei Jahren könnten wir so weit sein, das erste Schweineherz einem Menschen einzusetzen.

SPIEGEL: Der Durchbruch in der Xenotransplantation ist schon häufiger vorhergesagt worden. Was macht Sie so sicher, dass nicht auch bei Ihnen noch ungeahnte Probleme auftauchen werden?

Reichart: Das könnte natürlich passieren. Aber ich mag das Wort Problem nicht. Ich finde, wir sollten lieber von Lösungen sprechen, die wir dann eben finden müssen. Wenn man medizinische Forschung betreibt, dann braucht man Durchhaltevermögen, eine gewisse Sturheit gehört dazu. Das ist eine typische Eigenschaft von Herzchirurgen.



GETTY IMAGES

Forschungsobjekt Pavian: »Es ist eine Mordsaufgabe«

ne Ahnung, was wir dagegen unternehmen sollten. Dann bekam ich von einem britischen Kollegen die Anregung, das Medikament zu wechseln, das die Abstoßung des Spenderorgans verhindern soll. Das neue Mittel stammt nicht nur aus der Transplantationsmedizin, sondern wird auch in der Krebstherapie verwendet, um das Tumorstadium zu unterdrücken – und tatsächlich bremste es auch das Wachstum der eingesetzten Schweineherzen. Dadurch starb nur noch einer der fünf Paviane vorzeitig.

SPIEGEL: Werden Sie also demnächst Schweineherzen in Menschen einsetzen?

Reichart: Dafür ist es noch zu früh. Aber wir werden jetzt alles Notwendige vorbereiten. Zu diesem Zweck müssen wir Schweine unter strengen Hygiene- und

SPIEGEL: Haben Sie keine ethischen Bedenken? Tierschützer haben bereits gegen Ihre Experimente protestiert.

Reichart: Wir tun alles dafür, dass es unseren Pavianen und Schweinen gut geht. Aber mir ist natürlich klar, dass wir uns in einem ethisch schwierigen Bereich bewegen. Deshalb gehören auch ein Moraltheologe und ein Medizinethiker zu unserem Team. Entscheidend ist für mich zudem die Frage, ob Organe von Schweinen von den Patienten überhaupt psychologisch akzeptiert werden würden. Dazu wird es demnächst eine Untersuchung geben.

SPIEGEL: Würden Sie sich selbst denn ein Schweineherz implantieren lassen?

Reichart: Ja, klar.

Interview: Veronika Hackenbroch

Strom aus der Flasche

Mobilität Getrieben von der Politik, bringen die großen Hersteller Batterieautos auf den Markt – trotz gravierender Mängel. Vorteile verspricht der Wasserstoffantrieb:

Die Hürden sind hoch, dennoch setzen Konzerne wie Toyota auf einen baldigen Durchbruch.

Das kleinste Element im Periodensystem der Chemie weckte früh hohe Erwartungen. Wasserstoff sei »die Kohle der Zukunft«, schrieb Jules Verne vor bald 150 Jahren. Bis heute ist nicht klar, ob der französische Science-Fiction-Autor damit eine weitsichtige Vorhersage machte – oder sich grandios irrte.

Umweltfreundlich hergestellt aus Ökostrom und Wasser (anderer Zutaten bedarf es nicht), könnte Wasserstoff ein unerschöpfliches Elixier der Nachhaltigkeit sein. Als potenzielles Autofutter beschäftigt er die Forschungsabteilungen der Hersteller schon ein halbes Jahrhundert. Es ist eine lange Geschichte, aber noch keine Erfolgsgeschichte.

Brennstoffzellenautos, die Wasserstoff zu Strom verarbeiten und mit diesem dann abgasfrei fahren, sind bisher Exoten im Straßenverkehr. Vor dem Durchbruch zur Massenmobilität steht derzeit eher das Elektroauto mit dem Energiespeicher Batterie. Das Vorbild heißt Tesla, und nahezu alle großen Autokonzerne bereiten sich auf die Großserienproduktion von Batterieautos vor. Es scheint die einfachere Lösung zu sein – und damit auch die günstigere.

Fahren ohne Abgas und ohne Kompromisse versprechen die Hersteller: Sogar reisetauglich soll es werden, das Auto, das an der Steckdose tankt. Tesla arbeitet mit Schnellladestationen, die bis zu 120 Kilowatt liefern und so einen Großakku in

etwa einer Stunde füllen. Die großen deutschen Autokonzerne wollen das noch wesentlich schneller hinkriegen: Sie setzen bereits einen Standard von 350 Kilowatt, womit der Strom-Tankstopp auf 15 bis 20 Minuten schrumpfen könnte.

Wer da noch Bedenken äußert, gilt schnell als Fortschrittsfeind in einem Land, in dem keine politische Glaubensrichtung mehr am Segen des Elektroautos zweifelt. Wirtschaftsminister Peter Altmaier (CDU), sonst nicht für frivole Ausdrucksweisen bekannt, nannte Tesla kürzlich »sexy«. Und auch die Grünen, im Kern keine Autofreunde, begleiten das Batteriemobil mit erstaunlicher Euphorie.

Im politischen Betrieb wenig bekannt ist hingegen der Deutsche Wasserstoff-

325 Wasserstoff-Pkw mit Brennstoffzelle sind in Deutschland zugelassen.
Stand: 1. Januar 2018

53 861 Elektroautos mit Akku
Stand: 1. Januar 2018

55 Wasserstoff-tankstellen stehen in Deutschland.

Vergleich der Elektroautokonzepte

■ Batterie ■ Brennstoffzelle

Quellen: BDEW, BMW, Forschungszentrum Jülich, H2 Mobility, KBA, Öko-Institut, PwC, Toyota

36 Prozent des eingesetzten Wind- oder Solarstroms werden vom Brennstoffzellenauto genutzt. Die restliche Energie geht zwischen Quelle und Antriebsrädern (»Well-to-Wheel«) verloren.

40 Mrd. € würde eine flächendeckende Wasserstoff-Infrastruktur für 20 Mio. Brennstoffzellen-Fahrzeuge in Deutschland kosten.

70 Prozent kann das Batterieauto für den Antrieb nutzen.

51 Mrd. € müssten für die Infrastruktur zum Laden von 20 Mio. Batterieautos investiert werden.

6700 öffentliche Ladesäulen gibt es für E-Autos mit Batterie.

und Brennstoffzellen-Verband (DWV). Im vergangenen Monat lud er zu einem Parlamentarischen Abend in Berlin, doch es erschienen kaum Parlamentarier. Das Interesse ist gering und das Angebot der Autoindustrie in diesem Feld auch überschaubar. Drei Musterautos von Mercedes, Toyota und Hyundai standen vor dem Empfang.

Was der DWV und sein Vorstandschef Werner Diwald hingegen liefern, sind fundierte Zweifel am vermeintlichen Alleskönner Elektroauto. Batteriemobilität, so Diwalds Kernthese, funktioniert wunderbar – solange sie die Ausnahme bleibt. »Machen sich Massen mit solchen Autos auf den Weg, kommt das System schnell an die Grenze.«

Als eine der empfindlichsten Bruchstellen nennt der Technische Diplomkaufmann das bestehende Stromnetz. Es sei »für das gleichzeitige Laden einer größeren Anzahl von Fahrzeugen völlig unterdimensioniert«. Immobilienverwaltungen kennen das Problem. Sogenannte Wallboxen zum Schnellladen im Privathaushalt werden oft von den Netzbetreibern nicht zugelassen. Doch schon das Stromtanken an der konventionellen Steckdose ist nur möglich, wenn es wenige tun.

»In Mehrfamilienhäusern«, sagt Martin Kaßler, Geschäftsführer des Dachverbands Deutscher Immobilienverwalter, »ist die technische Umsetzung mit hohen Kosten verbunden, da das Stromnetz der oftmals älteren Gebäude nicht für das Laden mehrerer E-Autos ausgelegt ist.«

Noch kritischer wird es an den Autobahnen, wenn dort das Schnellladen allgemeiner Standard werden soll und nicht nur das Privileg weniger reiselustiger E-Mobilisten. 350 Kilowatt Ladestrom haben zur Folge, dass 28 Autos am Starkstrom-Zapfhahn die gleiche Leistung aus dem Netz fordern wie ein ICE mit 830 Sitzplätzen bei voller Beschleunigung. Ein Millionenvolk, das auf diese Weise mobil sein will, müsste das ganze Land neu verkabeln.

An diesem Punkt macht H2 Mobility, eine Vereinigung von Industrieunternehmen, die eine Wasserstoffwirtschaft befürworten und errichten wollen, ihre Hauptkritik fest. Das Forschungszentrum Jülich erstellte im Auftrag des Verbunds einen Kostenvergleich: Die Ertüchtigung des Stromnetzes für eine flächendeckende E-Mobilität wäre demnach auf lange Sicht um rund zehn Milliarden Euro teurer als der Aufbau einer vergleichbar leistungsfähigen Infrastruktur aus Wasserstofftankstellen.

Diese hätte obendrein erhebliche Praxisvorteile: Die Druckflaschen von Brennstoffzellenautos lassen sich in etwa drei Minuten füllen, also um ein Vielfaches schneller als Akkus an der stärksten Ladestation. Vor allem aber speichern sie erheblich mehr Energie. Bei Batterieautos ist derzeit mit etwa 100 Kilowattstunden die Grenze des Sinnvollen erreicht. Der Akku allein wiegt dann mehr als eine halbe Tonne, kostet mehr als ein konventioneller Kleinwagen und nimmt einen Großteil des Wagenbodens ein.

Selbst mit einem derart kolossalen Stromtank taugt ein Pkw nicht wirklich gut für die große Fahrt: Bei zügigem Tempo auf der Autobahn sind mit einer Ladung kaum 250 Kilometer drin. Für Fernlastwagen oder Reisebusse ist der Batterieantrieb schon gar keine plausible Option – die Brennstoffzelle aber durchaus.

Auch was den ökologischen Kollateralschaden bei der Produktion angeht, spricht einiges gegen die Batterielösung. Denn abgesehen vom enormen Energieverbrauch bei der Herstellung von Akkuzellen bahnt sich eine Materialschlacht um seltene Rohstoffe an, wenn das Elektroauto wirklich ein Massenprodukt werden sollte. Allein der Volkswagen-Konzern soll unlängst mit einer Ausschreibung 80 000 bis 130 000 Tonnen Kobalt nachgefragt haben – fast eine Weltjahresproduktion.

Zur Herstellung von Brennstoffzellen ist ebenfalls ein seltener Rohstoff nötig: Platin. Es ist einer der Gründe, warum diese Technologie bisher zu teuer war, um einen Massenmarkt zu erschließen. Doch das, sagt Diwald, ändere sich derzeit durch Beschichtungsverfahren, die das Edelmetall sparsamer einsetzen. Noch im kommenden Jahrzehnt soll der Platinbedarf für ein Brennstoffzellenauto etwa auf die Menge schrumpfen, die für die Katalysatoren heutiger Verbrennungsmotoren gebraucht werden.

Für den Akku als Energiespeicher spricht hingegen die wesentlich bessere Effizienz beim Betrieb des Autos. Beim langsamen Laden geht kaum Energie verloren. Je stärker der Ladestrom, desto wärmer werden Ladegerät und Akku, und der Vorteil schrumpft dahin – jedoch niemals auf das magere Niveau der Wasserstoffmobilität: Mit Ökostrom eine Elektrolyseanlage zu betreiben, den gewonnenen Wasserstoff zur Tankstelle zu bringen, ihn dort auf 700 bar zu verdichten und letztlich im Auto wieder in Strom zurückzuverwandeln – bei all diesen Schritten gibt es Verluste. Am Ende bleibt rund ein Drittel der ursprünglich eingesetzten Energie übrig.

Dies ist das wichtigste Argument, das für das Batterieauto spricht, und auch die Wasserstofflobby leugnet es nicht. Die Kri-

2050

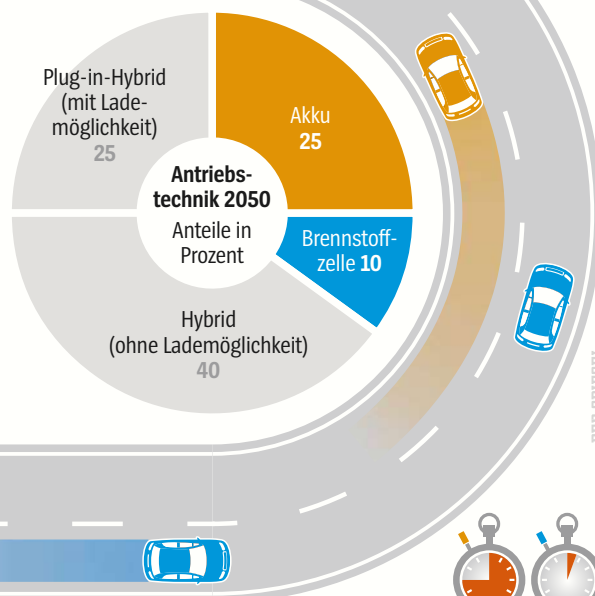
werden Pkw, die ausschließlich mit einem Verbrennungsmotor angetrieben werden, nach einem Szenario des Öko-Instituts weltweit nicht mehr angeboten.

103

Tonnen Platin würden 2050 weltweit für die Brennstoffzellen benötigt. 2016 wurden 172 Tonnen gefördert.

501 000

Tonnen Kobalt würden in den E-Auto-Akkus 2050 verbaut. 2016 wurden 123 000 Tonnen gefördert.



359

Kilometer weit fährt ein BMW i3 (bis zu 170 PS) maximal nach einer Ladezeit von ca. 45 Minuten.

500

Kilometer sind es beim Toyota Mirai (154 PS) nach einer Tankzeit von drei Minuten.



PHILIPPE BREU

WEITWINKEL

»Ground Zero«

Mit Bomben und Maschinengewehren hatten sie es schließlich geschafft: Im Herbst 2017 vertrieb das philippinische Militär den IS aus Marawi. Die Extremisten hatten die Großstadt zuvor überraschend erobert. Marawis Zentrum ist seitdem eine Trümmerlandschaft, der Wiederaufbau verläuft schleppend, Zehntausende müssen in Lagern leben. Und so ist der Nährboden für den IS wieder fruchtbar: Die muslimischen Gebiete auf den Philippinen drohen zum internationalen Terrorhort zu werden.

Sehen Sie die Visual Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

tik sei »im Prinzip richtig«, sagt Diwald, der Effizienznachteil werde jedoch durch eine andere Eigenschaft des Wasserstoffs mehr als kompensiert: Er sei nicht nur ein Stromverbraucher, sondern auch ein sehr hilfreicher Energiespeicher, den die Stromwirtschaft dringend brauche.

Tatsächlich bringt die Energiewende ein großes Problem mit sich. Deutschland produziert als einer der Vorreiter in diesem Feld bereits 40 Prozent seines Stroms aus regenerativen Quellen. Allerdings kommt dabei kaum die konstant verfügbare Wasserkraft zum Einsatz. Dafür hat Deutschland zu wenig Berge. Wind und Sonne liefern zu einem Großteil die verstrombare Naturkraft – doch beide stehen nicht immer zur Verfügung.

Das deutsche Stromnetz gleicht einer Firma, bei der ein Viertel der Belegschaft immer wieder unangemeldet fernbleibt und ebenso spontan zur Arbeit zurückkehrt. Stromüberschüsse müssen zum Teil zu Schleuderpreisen ins Ausland geschoben werden. Kohlekraftwerke lassen sich nicht abschalten, weil sie ebenso unflexibel sind wie die regenerativen Kollegen flatterhaft. Die Energiewende, das leuchtet allen Fachleuten ein, ist nur erfolgreich fortzusetzen, wenn robuste Speicher ins Spiel kommen.

Die sogenannten Dunkelflauten licht- und windarmer Zeiten wird nur eine Substanz überbrücken, die sich mit hoher Energiedichte bunkern lässt. Als solche bietet sich Wasserstoff an, da er mithilfe von Strom aus Wasser gewonnen wird.

Diwald sieht hier einen neuen Jobmotor anspringen, wenn sich beispielsweise die untergegangenen Kohleregionen in Wasserstoffareale verwandeln. Bisher gibt es allerdings nur wenige kleine Modellprojekte dieser Art. Wann und wo die großen Reservetanks der Stromwirtschaft errichtet werden, ist noch unklar.

Nur: Ist es wirklich sinnvoll, mit diesem mühsam und verlustreich erzeugten Energieträger Millionen Autos zu versorgen? Zumindest im Nahverkehr wäre Wasserstoff eine Verschwendung. Hier hätte ein kleines Batterieauto die bessere Ökobilanz. Gerade auf längeren Strecken hingegen sind Wasserstoffautos den Batterieautos überlegen.

Aus diesem Grund hat Mercedes kürzlich ein Hybrid-Brennstoffzellenauto namens GLC F-Cell vorgestellt: Es bewältigt Kurzstrecken mit Strom aus einer kleinen, reichweitschwachen Batterie – und zapft den wertvollen Wasserstoff für große Distanzen an. Solche Lösungen sind allerdings sehr teuer. Noch nennt der Konzern keinen Preis. Die ersten Fahrzeuge werden derzeit an Behörden und Firmenkunden ausgeliefert.

Am deutlichsten bekennt sich Toyota zum Brennstoffzellenantrieb. Japans größ-

ter Autokonzern brachte vor vier Jahren den ersten Brennstoffzellenwagen in Serie. Er kostet mehr als 70 000 Euro und ist hierzulande noch höchst selten im Straßenbild zu sehen – was nicht verwundert: Deutschland hat gerade mal 55 Wasserstofftankstellen.

Doch Toyota hält beharrlich an diesem Antriebskonzept fest und beteiligt sich nicht am Wettlauf um das Batteriefahrzeug. Lediglich in Märkte, die solche Autos erzwingen, darunter China, führt der Konzern sie notgedrungen ein.

Die Branche rätselt über diese Haltung umso mehr, als Toyota einst der Türöffner zur Elektrifizierung der Antriebe war. Mit seinen Hybridautos erzielte das Unternehmen sensationelle Verbrauchswerte. Europas Konzerne setzten auf den Diesel und merkten zu spät, dass die Abgasreinigung am Ende teurer wird als der Aufpreis für die Hybridtechnik.

Sie wählten den Ausweg des Betrugs, flogen auf und sitzen nun mit einem geächteten Motor in der Bredouille. Um die Flottenverbrauchsziele der EU zu erfüllen, bleibt ihnen nur eine Hoffnung: der masenhafte Absatz reiner Elektroautos, denn

Die Energiewende ist nur erfolgreich fortzusetzen, wenn robuste Speicher ins Spiel kommen.

die erklärt die Politik für klimaneutral – auch wenn sie es wegen der energieaufwendigen Herstellung der Akkus gar nicht sind. Toyota wird voraussichtlich die Grenzwerte einhalten, ohne ein einziges reines Batterieauto zulassen zu müssen.

Dabei hat der Konzern die Akku-Entwicklung nicht verschlafen, sondern bis heute sehr genau beobachtet. Seit dem Einstieg in die Hybridtechnik erforscht und fertigt Toyota Batteriezellen. Der damalige Projektleiter und heutige Aufsichtsratschef Takeshi Uchiyamada sieht hier durchaus noch einen »großen Entwicklungsschritt« kommen. Doch auch dieser werde »das Problem der Reichweite nicht völlig beseitigen«.

Womöglich wird der japanische Hersteller ein zweites Mal unterschätzt. »Über das erste Hybridauto haben hier alle gelacht«, sagte ein deutscher Automanager vor zehn Jahren. »Wenn Toyota das erste Elektroauto bringt, dann wird hier niemand mehr lachen.«

Als Toyota 2014 sein erstes Brennstoffzellenauto vorstellte, machten sich erneut Manager lustig. Tesla-Chef Elon Musk nannte die Technik »lächerlich«.

Christian Wüst

Rundes Märchen

Ernährung Ist Übergewicht wirklich gesund, verlängert es sogar das Leben? Mehrere Studien haben diese verbreitete Annahme jetzt widerlegt.

Es ist ein Widerspruch zum Verschlingen: Dicke Menschen leben angeblich länger als dünne – obwohl Übergewicht doch so schlecht sein soll.

Mollige Menschen hätten nun einmal größere Energievorräte, um Krankheiten zu überwinden, sagen Ärzte, die das gar nicht so paradox finden. »Wir sollten zur Kenntnis nehmen, dass bei Patienten mit bestimmten akuten und chronischen Erkrankungen Übergewicht und sogar Fettsucht eher schützend als schädlich sein können«, sagen Kardiologen der Berliner Charité und zitieren Shakespeare: »Lasst wohlbeleibte Männer um mich sein.«

Daran halten sich die Menschen: 62 Prozent der erwachsenen Männer und 43 Prozent der erwachsenen Frauen in Deutschland haben Übergewicht. Doch ist rund wirklich so gesund? Mehrere Studien, die in diesem Jahr erschienen sind, zweifeln das an. Das sogenannte Übergewichtsparadoxon, das seit Langem durch die Medizin geistert, ist womöglich ein Märchen.

»Jegliche falsche Vorstellung in der Öffentlichkeit über eine etwaige »Schutzwir-

kung« von Fett auf das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen sollte man anfechten«, fordert Stamatina Iliodromiti von der Universität Glasgow. Und Sadiya Kahn von der Northwestern University in Chicago warnt: »Das Übergewichtsparadoxon hat viel Verwirrung angerichtet und potenziell Schaden.«

Die beiden Ärztinnen wollten wissen, ob die populäre Annahme, übergewichtige Menschen lebten länger als dünne, wirklich stimmt. Sie haben unabhängig voneinander nachgeforscht und dabei bemerkenswerte Erkenntnisse gewonnen.

Sadiya Khan hat die Daten von mehr als 190 000 Menschen ausgewertet. Demnach hatten mittelalte Frauen und Männer mit Übergewicht (Body-Mass-Index, kurz BMI, von 25 bis 29,9) sehr wohl ein erhöhtes Risiko, einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt zu erleiden. Auch lebten normalgewichtige Menschen mittleren Alters länger als fettleibige Menschen, um 3,4 Jahre (Frauen) oder 1,9 Jahre (Männer).

Die Vermutung, mollige Patienten würden nach Diagnose einer Herz-Kreislauf-Erkrankung länger überleben als dünne, beruht Kahn zufolge auf einer Fehlinterpretation der Statistik. Übergewichtige bekommen nämlich in jüngerem Alter Herz-Kreislauf-Probleme als Normalgewichtige und müssen besonders lange mit der Erkrankung und deren Folgen kämpfen. Das bedeutet aber mitnichten, dass diese Patienten länger lebten. Vielmehr seien sie nur länger krank. Kardiologin Kahn sagt: Wer normalgewichtiger ist, »wird länger und gesünder leben«.

Stamatina Iliodromiti wiederum hat die Daten von knapp 300 000 Menschen analysiert. Diese waren zu Beginn der Studie

herzgesund und wurden mehrere Jahre lang immer wieder untersucht. Bereits leichtes Übergewicht war bei ihnen mit einem höheren Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen verbunden; ein BMI von 22 bis 23 erschien dagegen ideal.

Besonderes Augenmerk legte Iliodromiti auf das Bauchfett. Ein Taillenumfang von 74 Zentimetern bei Frauen und 83 Zentimetern bei Männern war demnach am gesündesten. Jeglicher Umfang, der darüber hinausging, erwies sich als schädlich: Je dicker die Polster an Bauch und Hüfte waren, desto größer war die Gefahr für Herz-Kreislauf-Probleme.

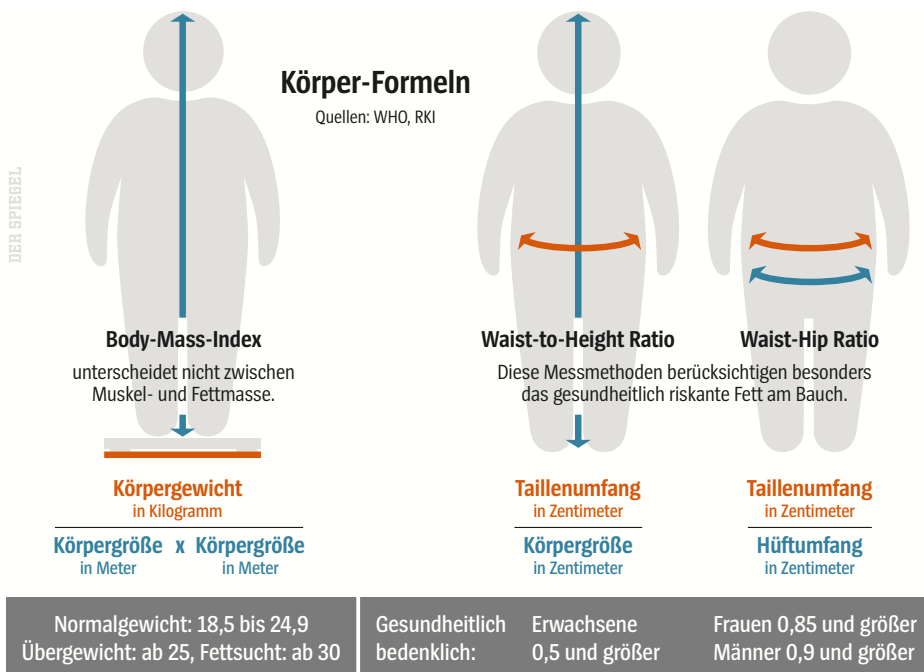
Bei der Auswertung hat Iliodromiti auch den Zigarettenkonsum der Menschen berücksichtigt. Nikotin vermindert bekanntlich den Appetit und führt zu einem geringeren Körpergewicht. Statistisch führt das zu dem Trugschluss, ein normales Körpergewicht sei mit einer erhöhten Sterblichkeit verknüpft. In Wahrheit aber haben sich die Leute krank gequalmt.

Eine weitere Verzerrung kann entstehen, wenn unberücksichtigt bleibt, dass übergewichtige Menschen erst infolge ihrer Krankheit abmagern und in der Statistik als normalgewichtiger auftauchen können. Auch ältere Leute sollten versuchen, Normalgewicht zu erreichen, sagt Medizinerin Iliodromiti und versichert: »Absichtliches Abnehmen hat keine Nachteile.«

Allerdings sollte man Fett und nicht Muskeln loswerden, wie eine Studie an der renommierten Mayo Clinic in Rochester (US-Bundesstaat Minnesota) zeigt. Der Arzt Jose Medina-Inojosa untersuchte dazu 717 Menschen, die bereits Engstellen und Verschlüsse der Herzkranzgefäße hatten. Er bestimmte das Gewicht sowie den Körperfettanteil dieser Menschen und dokumentierte über einen Zeitraum von knapp vier Jahren, wie es ihnen erging.

Das Ergebnis: Je mehr Fett die Patienten am Bauch trugen, desto anfälliger waren sie für Schlaganfall oder Herzinfarkt; auch die Wahrscheinlichkeit einer Herzoperation war erhöht – und das alles galt ebenfalls für Menschen, die gar kein Übergewicht hatten. Medina-Inojosa sagt: »Leute mit einem normalen Gewicht, aber einem dicken Bauch haben ein höheres Risiko für Herzprobleme als Menschen ohne dicken Bauch, selbst wenn die nach dem BMI fettleibig sind.«

Der BMI ist eben nur ein grobes Maß für die Körpermasse, weil er nicht zwischen Muskelmasse und Fettanteil unterscheidet. Aus diesem Grund kann der BMI durchtrainierte, muskulöse Leute zu Dicken erklären. Dass nun diese »übergewichtigen« Menschen besonders langlebig sind, ist überhaupt nicht paradox, sondern einfach logisch: Menschen mit viel Muskeln bewegen sich viel. Jörg Blech



Kultur

Merkels Ära war eine Ära der Öffnung, der Spätsommer 2015 ist eigentlich ihr logischer Schluss. ► S. 116



URS SCHWEITZER / MAGNO

Olbrich-Ausstellungshalle der Wiener Secessionisten, erbaut 1898

Bücher

Einwanderung hilft

● Das Wien der Jahre um 1900, so hat es der Historiker Allan Janik einmal formuliert, sei ein »Silicon Valley des Geistes« gewesen, eine Welthauptstadt des Fortschritts und der Innovation. Die Schriftsteller Arthur Schnitzler und Robert Musil arbeiteten dort, ebenso die Komponisten Gustav Mahler und Arnold Schönberg, die Maler Gustav Klimt und Egon Schiele, die Architekten Adolf Loos und Joseph Maria Olbrich. Sowie natürlich der Erfinder der Psychoanalyse Sigmund Freud. Aber woher kam diese moderne Start-up-Mentalität? Was machte die alte Kaiserstadt zum Kristallisationspunkt der Moderne? Die Antwort heißt Einwanderung: Mehr als die Hälfte der rund 1,7 Millionen Menschen, die um 1900 in Wien lebten, war nicht dort zur Welt gekom-

men. Große Teile der Stadtbevölkerung stammten aus allen Ecken des Habsburger-Reichs, von Mähren bis nach Galizien. Sie hingen nicht am Gestern, an der vermeintlich guten alten Zeit, sie wagten den Aufbruch. Der Wiener Verlag Brandstätter feiert diese Blütezeit Wiens nun in einem Klotzen-nicht-kleckern-Kunstband: weit mehr als tausend Abbildungen in einem Buch, das selbst wie ein Jugendstilobjekt jener Jahre aussieht – mit Echtleineneinband, gravierten Messingplakette und Goldschnitt. Man schaut und staunt und wünscht den Wienern, dass sie irgendwann ähnlich euphorisch auf die Einwanderung unserer Tage blicken werden. **TOB**

Christian Brandstätter / Daniela Gregori / Rainer Metzger: »Wien 1900. Kunst, Design, Architektur, Mode«. Brandstätter; 544 Seiten; 100 Euro.



PANDORA FILM VERLEIH

Geirharðsdóttir in »Gegen den Strom«

Kino

Mit Pfeil und Bogen

● Eine Frau ist auf dem Kriegspfad: Halla (Halldóra Geirharðsdóttir) kämpft gegen die Aluminiumindustrie in ihrer Heimat Island. Mit Pfeil und Bogen und Drahtseilen attackiert die Heldin des Films »Gegen den Strom« Hochspannungsleitungen, auf anonymen Flugblättern prangert sie die Zerstörung der Natur an. Kaum jemand ahnt, dass Halla hinter den Sabotageaktionen steckt. Denn die Ökoterroristin führt ein Doppelleben, sie arbeitet als

Chorleiterin. Der isländische Regisseur Benedikt Erlingsson perfektioniert in »Gegen den Strom« das Doppelspiel auch formal: Er hat nämlich kein politisch korrektes Umweltdrama gedreht, sondern eine wunderbar subversive Politikomödie voller überraschender visueller Ideen und zahlreicher Running Gags. So rückt der Regisseur immer wieder ein Trio ins Bild: Ein Pianist, ein Tubaspieler und ein Schlagzeuger kommentieren die Handlung musikalisch – wie ein Chor im griechischen Drama, nur eben mit isländischem Humor (Kinostart: 13. Dezember). **MWO**

Ausstellungen

Gefährlich unangepasst

● In der DDR – und überhaupt hinter dem Eisernen Vorhang – herrschte Managewirtschaft. Von allem war zu wenig vorhanden, auch und gerade von der Freiheit. Einige Mutige lehnten sich auf, wollten sich innerhalb des Systems eigene Freiräume schaffen, äußerst risikobereit waren auch die Künstlerinnen. Vor der Wende durften viele kaum ausstellen, nach 1990 gerieten die meisten in Vergessenheit – eine Schau der Dresdner Kunstsammlungen holt 36 dieser Frauen nun in das öffentliche Bewusstsein zurück. Die Ausstellung trägt den Titel »Medea muckt auf«, denn nicht selten beriefen sich die Künstlerinnen zwischen Ost-Berlin, Warschau und Bukarest auf tragische mythologische Figuren wie Medea oder Kassandra. Und sehr oft waren ihre Werke, Aktionen und Lebens-



Jeitner-Werk »Fahne für Camilo Torres«, 1970

läufe Ausdruck einer für sie gefährlichen Unangepasstheit. Christa Jeitner zum Beispiel wurde als DDR-Bürgerin »kirchlichen Kreisen« zugeordnet und in Ost-Berlin exmatrikuliert, sie wechselte an die Kunsthochschule in West-Berlin – bis sie auch dort nicht mehr hinkam, weil die Mauer gebaut wurde. Ein Diplom machte Jeitner nie, dennoch schuf sie ausdrucksstarke Werke, Zeichnungen und Installationen aus dicken Stricken etwa. Ihre Kollegin Gabriele Stötzer schloss sich als Studentin den Protesten gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns an, landete im Gefängnis und beschloss trotz allem, in ihrer schwierigen Heimat Schriftstellerin und Künstlerin zu werden. Diese Schau dokumentiert spannende Schicksale – und erinnert uns daran, wie wenig wir alle immer noch wissen über die jüngere Vergangenheit Mittel- und Osteuropas. UK

Musik

Lohndumping im Orchestergraben

● Im brandenburgischen Landtag ist in dieser Woche ein Versuch unternommen worden, die prekären Arbeitsbedingungen freiberuflicher Orchestermusiker zu verbessern. Unter der Regie des von der SPD geführten Kultusministeriums wurde ein interfraktioneller Antrag, der die Einhaltung von Mindeststandards bei der Entlohnung der Musiker vorsieht, allerdings so verwässert, dass die neuen Regelungen erst 2021 von allen Orchestern umgesetzt werden müssen. Vor allem in ostdeutschen Bundesländern werden freiberufliche Musiker bei Engagements in kleineren Orchestern häufig mit Brutto-Tagessätzen von nicht mehr als 80 Euro abgespeist, einschließlich der Reisekosten und der medialen Verwertungsrechte. Nach den Honorarmindeststandards der Deutschen Orchestervereinigung (DOV) wären mehr als 240 Euro fällig.

Im Auftrag des DOV haben der Oboist Andreas Wenske und die Sängerin Johanna Krumin im Bundestag und

bei mehreren ostdeutschen Landesregierungen für die Festschreibung der Standardhonorare geworben. In Brandenburg ist ihre Initiative vor allem auf den Widerstand jener öffentlich geförderten Orchester gestoßen, deren Geschäftsmodell auf der Verpflichtung selbstständiger, möglichst schlecht bezahlter Musiker beruht. Derzeit liegt das Durchschnittseinkommen freier Orchestermusiker bei etwa 1200 Euro und die kalkulierte Rente bei 500 Euro im Monat. »Die neue Regelung hat bundesweiten Modellcharakter«, sagt Johanna Krumin, »aber natürlich kommt sie viel zu spät.« DY



Krumin

Elke Schmitter **Besser weiß ich es nicht**

Punschlos



Es gehört zur bewährten Doppelnatur der Festlichkeit, dass sie abrutschen kann. Die leicht irisierende Panik, die früher einmal von Betriebsfeiern ausging, erklärte sich durch die berechnete

Erwartung von allerhand Entgleisungen, Geständnissen, folgenreichen Begegnungen im Zwischenreich von Alkohol und Libido – und bei den Nichtbetroffenen Entschädigung durch Dorfklatsch; Mikrobeobachtungen, aus deren fleißiger Zusammensetzung in zahllosen Gesprächen am Kaffeefautomaten, im Flur und in der Tiefgarage bleibende Legenden wurden.

Damit ist es vorbei. Ob bei Premierenfeiern im Theater, bei Get-togethers im Co-working Space oder bei der Weihnachtsfeier im mittelständischen Unternehmen: Der Trend geht seit Jahren zu Umsicht und Disziplin. Die einen ziehen zur Erklärung dieser neuartigen Nüchternheit die #MeToo-Debatte heran, die aus unwiderstehlich charmanten, vitalen älteren Herren leider ängstlich verklemmte mache, andere die restriktiven Promilleregeln und natürlich das Rauchverbot; die Jüngeren halten es mit der Vermutung, dass das auch dieserhalb quicklebendige Internet durch kostenlose Angebote von Erotik und Pornografie die Risikobereitschaft im Analogen dauerhaft schädige.

Es ist jedenfalls zu konstatieren, dass die Erwachsenen der nachkommenden Generation eine ökologisch gefährdete, aber keine eskapistisch gefährliche Welt überlassen. Selbst eine Zunahme des Aufwands bezüglich Weihnachtsschmuck (den man hierzulande, religionsneutraler Staat hin oder her, vermutlich als Betriebskosten geltend machen kann) verhilft nicht zur Lockerung, was sich etwa im Weißen Haus beobachten lässt: Wie Melania Trump, einer Rachegöttin ähnlicher, als ihrem Gatten lieb sein kann, durch eine Kolonne stramm gezüchtiger blutroter Kegel schreitet, lässt jedem vergnügungswilligen Christen sofort das Mark in den Knochen gefrieren. Doch auch ein Weihnachtsbaum in gemütlicher Tchibo-Filialen-Optik befördert die Sorglosigkeit keineswegs: Wohin mit dem Plastikmüll nach dem vierten Advent, so steht es hinter den Stirnen geschrieben, bereits bevor der erste Punsch gereicht wurde.

An dieser Stelle schreiben Elke Schmitter und Nils Minkmar und im Wechsel.

Offene Grenzen

Zeitgeist Die alten Gewissheiten infrage gestellt, das Land versöhnt mit sich selbst – dann aber kam der große Bruch. Eine kleine Kulturgeschichte der Jahre unter Angela Merkel.

Sollte sich irgendwann ein Historiker anschicken, die Geschichte der Ära Merkel zu schreiben, er wird vom Flüchtlingsommer erzählen und vom darauffolgenden Winter der Rechtspopulisten, vom Atomausstieg, vom Aussetzen der Wehrpflicht, vom Rettungspaket für die Banken, vielleicht aber stößt er auch auf diese Szene: ein paar Herren, sichtlich vergnügt, einer singt, einer schwenkt ein Fähnchen. Schwarz-rot-gold. Mittendrin eine Frau im Blazer. Die Frau im Blazer. Angela Merkel eben. Sie greift nach dem Fähnchen und nimmt es dem Fahنشwenker weg. Das war im September 2013. Angela Merkels CDU hatte gerade die Bundestagswahl gewonnen, triumphal, fast schon mit absoluter Mehrheit. Die Parteigrößen feierten.

Es ist fast alles drin in dieser Szene, was die Ära Merkel ausmacht. Die langjährige drückende Übermacht der Kanzlerin. Die endgültige Domestizierung der einstigen Gegenkultur Pop. Das sich verändernde Verhältnis von Männern und Frauen. Der neue Patriotismus, der die Deutschen nach der WM 2006 ergriffen hatte, ebenso wie das Unbehagen an diesem neuen Patriotismus. Und damit auch ein Vorzeichen des großen Bruchs, der die Ära Merkel schließlich beenden sollte, ein erster Hinweis auf die kommende nationalistische Eskalation.

Der Fahنشwenker, das war der damalige CDU-Generalsekretär Hermann Gröhe. Der Sänger, Volker Kauder, Merkels Fraktionschef. Das Lied, das er sang, »Tage wie diese« von den Toten Hosen – eigentlich mal eine Punkband, nun lieferten sie den Sound für die Siegesfeier der rundum erneuerten Christdemokratie. Der CDU von Angela Merkel.

Wie alle Kanzler vor ihr ist Angela Merkel nicht bloß Figur der Zeitgeschichte, sondern auch des Zeitgeistes, eine Person, in der sich dieser Zeitgeist manifestiert, eine Person, mit deren Regierungszeit sich eine kulturelle Ära verbindet. Auch wenn sie das kulturelle Geschehen dieser Jahre kaum aktiv geprägt hat.

Wir wissen über ihre kulturellen Vorlieben nicht allzu viel: dass sie gern in die Oper geht, dass »Die Legende von Paul und Paula« ihr Lieblingsfilm ist und Leo Tolstois »Krieg und Frieden« ihr Lieblings-

buch. Doch wenn am Wochenende auf dem Hamburger Parteitag Merkels Zeit als CDU-Vorsitzende endet, ist absehbar, dass auch ihre Kanzlerschaft endet und damit jene kulturelle Ära, die wir mit ihr verbinden. Die Jahre unter Merkel.

Es war eine Zeit, in der sich die Deutschen und mit ihnen die Kultur stärker verändert haben als in den Kanzlerschaften ihrer Vorgänger, eine Zeit erst der Erneuerung und dann des Bruchs, eine Zeit erst der Ruhe und dann der Hysterie, eine Zeit, die in ihrer widersprüchlichen Ganzheit schwer zu begreifen ist, obwohl sie eigentlich schon fast vorbei ist.

Diese Zeit begann am 22. November 2005. In Berlin schwor die erste Kanzlerin in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ihren Amtseid. Zuvor hatte im Kanzleramt ein Mann gesessen, der von sich behauptete, er brauche zum Regieren nur »Bild, BamS und Glotze«. Eine Provokation. Denn noch arbeitete sich die Kulturkritik an dem Medium ab, das schon seit Jahrzehnten zu ihren Lieblingsfeinden gehörte: dem Fernsehen. Inbegriff von Publikumsverdummung und Entpolitisierung, von fragwürdigen Maßstäben, von moralischem Verfall, von dem Niedergang. Klingt irgendwie bekannt? Ja. Heute redet man so über das Internet.

Natürlich dürfte in fast jedem Haushalt dieses Landes nach wie vor ein Fernseher stehen. Doch die »Glotze« (wer eigentlich sagt heute noch »Glotze«?), das Leitmedium, auf das Merkels Vorgänger Gerhard Schröder gesetzt hatte, hat entscheidend an Bedeutung verloren. In den Programmen der Öffentlich-Rechtlichen haben bloß noch »Tatort« und die vielen Polit-talkshows eine das Land irgendwie verbindende Kraft.

Schröders Jahre waren testosterongeladene Jahre des kulturellen Machismo, geprägt von Typen wie Dieter Bohlen und Til Schweiger. Dann aber kam einer mit blondem, lockigem Haar und schmaler

Brust, der in Til Schweigers Filmen Anfangs die Nebenrollen gespielt hatte, der beteuerte, er sei eher Pony als Hengst – und damit sagenhaften Erfolg hatte. Es war Matthias Schweighöfer, Hauptdarsteller von Filmen wie dem ziemlich ironisch betitelten »What a Man«, ein Star, der seinen Fans klarmachte: Ich bin nicht cool, ich bin wie ihr. Wie die Kanzlerin machte er aus Biederkeit und Unbeholfenheit Tugenden.

Die Bundesrepublik unter Angela Merkel war lange Zeit kein Land der Extreme, ein Land, in dem das gut bundesrepublikanisch-konservative Mantra von Maß und Mitte sich lässig zu Mittelmaß zusammenziehen ließ, ein Land, in dem die Intellektuellen den großen Debatten, wie sie beim Historikerstreit Ende der Achtziger oder der Monate dauernden Auseinandersetzung über Botho Strauß' »Anschwellenden Bocksgesang« Anfang der Neunziger stattgefunden hatten, aus dem Wege gingen. Und in dem die Kanzlerin – im Gegensatz zu ihrem Amtsvorgänger, der sich mit den Sozialwissenschaftlern Oskar Negt oder Jürgen Habermas schmückte als wären sie teurer Rotwein – ziemlich sparsam mit Intellektuellen verkehrte. Schwäbische Hausfrau eben.

Höchst selten schaute mal ein Dichter oder Denker im Kanzleramt vorbei; immerhin fragte Merkel den Politologen Herfried Münkler während der Eskalation in der Ost-Ukraine um Rat. Seine Gedanken fand sie dann derart interessant, dass sie Münkler bat, sie noch einmal dem gesamten Kabinett vorzutragen.

Nachdenken, das war für Merkel eine Disziplin, in der es wie in der Politik auf Professionalität, Expertise und Diskretion ankommt. Der einzige Wissenschaftler, der sich direkt mit der Ära Merkel verbinden lässt, ist der Konstanzer Historiker Jürgen Osterhammel. Sein Profil ist nach ihrem Geschmack: ein in seiner Zunft anerkannter Mann, der alle Preise gewonnen hat, die in den Geisteswissenschaften zu holen sind. Dennoch ist er keiner, der schon morgens im Radio das Weltgeschehen erklärt oder einen Bestseller nach dem anderen vorlegt. Seine 1600-seitige Geschichte des 19. Jahrhunderts hat das inhaltliche Gewicht eines 20-bändigen Lexikons und liest sich auch so ähnlich. Oster-

Der Popkultur ging es wie der SPD: Der Demobilisierung hatte sie nichts entgegenzusetzen.



PAUL LANGROCK / AGENTUR FOCUS

1



GUIDO BERGMANN / PICTURE ALLIANCE / DPA

2



HANNIBAL HANSCHKE / REUTERS

3



ISA FOLTIN / WIREIMAGE / GETTY IMAGE

4



STEFFENS / DDP IMAGES

5

- 1 | Baugerüst mit Motiv des Berliner Stadtschlosses 2010
- 2 | Weltmeisterfeier in Rio 2014
- 3 | Pegida-Demonstranten in Dresden 2014
- 4 | Sängerin Fischer im März
- 5 | Schauspieler Schweighöfer 2011



6

STEFFEN JAENICKE



7

KAJA HÖFFMANN / LAIF

- 6 | Intendant Peymann 2017
- 7 | Gartenprojekt in Berlin-Kreuzberg 2012
- 8 | Tote-Hosen-Sänger Campino 2013
- 9 | »Tatort«-Logo 2015
- 10 | Intellektueller Kermani 2015



8

hammel war es, dem die Ehre zukam, den Festvortrag zum 60. Geburtstag der Kanzlerin im Jahr 2014 zu halten. Auch wer ihn mehrfach studiert, wird sich schwertun, daraus eine schlagkräftige Lehre abzuleiten.

Eine Ära des Wortes war Merckels Kanzlerschaft kaum. Und das nicht nur, weil Merkel eine fast schon drollig unbeholfene Rednerin ist, sondern auch, weil sich in der Literatur während ihrer Zeit ein Tonfall der wohl gepflegten Allgemeinverständlichkeit durchsetzte, eine Mittelgewichtsliteratur, unter deren prägenden Sachbuchautoren der Doktor Eckart von Hirschhausen, die junge Darmerklärerin Giulia Enders und der Populärphilosoph Richard David Precht waren. Allesamt Schreiber, die das Schwergewichtige, Komplizierte, aber eben auch das Bleierne, das traditionell die deutschsprachige Kultur zu einer ernsten Angelegenheit hatte werden lassen, ersetzen durch im Plauderton vortragene Unverbindlichkeit. Ein migrantisch geprägter Weltreporter wie Navid Kermani war da die Ausnahme.

Die alte, sehr deutsche These, dass Masenerfolg ein Zeichen minderer Güte sei, ist im deutschsprachigen Literaturbetrieb mittlerweile ziemlich erledigt. Für die Literatur der Merkeljahre steht eine trotz eigener sprachlicher Dürtigkeiten unerschrocken drauflosschreibende Romanautorin wie Juli Zeh, die ohne allzu große Scheu ein Buch nach dem anderen raushaut. Gelegentlich kommt ein Volltreffer dabei raus (»Unterleuten«).

Ihre entscheidende literarische Trophäe hatte die Literatur der Zeit schon 2005 gefunden, im damals erstmals vergebenen Deutschen Buchpreis, der schnell den Georg-Büchner-Preis als wichtigste literarische Auszeichnung ablöste. War der Büchner-Preis noch ein Preis von Insidern des Literaturbetriebs für Insider des Literaturbetriebs, wagte der Deutsche Buchpreis etwas bis dahin kaum Denkbare: Nun stand weniger die Literatur als Kunstform, sondern das Interesse der Leserinnen und Leser im Mittelpunkt. Der Großschriftsteller hatte ausgedient und der Großkritiker mit ihm. Eine paradigmatische Entwicklung.

Merckels Jahre waren auch die Jahre, in denen die alten Patriarchen verschwanden – und mit ihnen die alten Gewissheiten. Die Grenzen, die Merkel im Jahr 2015 geöffnet oder, was sachlich richtig ist, nicht geschlossen hatte, waren in anderer Form zuvor schon im Kulturbetrieb eingerissen worden und in der Gesellschaft: die alten Lesarten, die eingespielten Regeln und Rituale infrage gestellt. Merckels Ära war eine Ära der Öffnung, der Spätsommer 2015 ist eigentlich ihr logischer Schluss.

Im Theater waren es die Intendanten Claus Peymann (Berliner Ensemble) und Frank Castorf (Volksbühne), die widerwillig Abschied feierten. Für die Zukunft sehe er schwarz, klagte Peymann: »Das Theater, das man jetzt überall sieht, ist völlig durchgeplant und durchkalkuliert. Der Prototyp des neuen Theaterleiters ist charmant, in-

telligent, gebildet – und belanglos.« Es sei die »Harmonie der Mittelmäßigen« am Werk.

Wir leben eben in postheroischen Zeiten. Ein alter Wüterich wie Frank Castorf, der sich selbst ernsthaft für einen Partisanen hält, wirkt heute wie ein Fossil, wie ein irrlichternder Piratenkapitän aus der Volksbühnen-Adaption des »Fluchs der Karibik«. Und doch kann es schwer sein, der knorrigen Beharrlichkeit dieser Fossile etwas Neues entgegenzusetzen, nicht nur in der Politik, wo sich der 77-jährige Veteran Alexander Gauland zu Merckels Antagonisten entwickelte, auch in der Kultur. Castorfs Nachfolger Chris Dercon, ein international erfolgreicher Kulturmanager, ist längst wieder weg aus der Hauptstadt. Castorf aber dürfte als gruseliger Alter noch lange jedes Panoptikum bereichern, wenn er mal wieder über »große bürgerliche Kacke« schimpft – und damit nicht einmal völlig unrecht hat.

Schleichend hat sich während Angela Merckels Regentschaft ein neobourgeoiser Zeitgeist durchgesetzt, der auch die Künste prägt. Es ist kaum eine bürgerlichere Figur vorstellbar als Daniel Kehlmann, der erfolgreichste und wichtigste deutschsprachige Schriftsteller unserer Zeit. Im Herbst 2005 erschien sein Roman »Die Vermessung der Welt«, ein internationaler Bestseller, in 48 Sprachen übersetzt, millionenfach verkauft. Ein Buch, das sich mit einigem Recht altmodisch nennen lässt; der Roman eines hochgebildeten und vergan-

Merkels Ära in der Kultur Höhepunkte und Untiefen

2005	2006	2007	2008
Der erstmals vergebene Deutsche Buchpreis geht an Arno Geiger für seinen Roman »Es geht uns gut«.	In Dresden wird die wiederaufgebaute Frauenkirche geweiht.	Auf ProSieben läuft die erste Folge von »Germany's Next Topmodel« .	Hape Kerkeling veröffentlicht das Pilgerbuch »Ich bin dann mal weg«, es steht über zwei Jahre an der Spitze der SPIEGEL-Bestsellerliste.
		Günter Grass' SS-Beichte löst einen Skandal aus.	Florian Henckel von Donnersmarck erhält einen Oscar für seinen Film »Das Leben der Anderen«.
			Charlotte Roches Roman »Feuchtgebiete« erscheint und verkauft sich innerhalb kurzer Zeit über 700 000-mal.



GREGOR FISCHER



MICHELE TANTUSSI / GETTY IMAGES

9



FABIAN HAMMERL

10

genheitsverliebten Nerds. Das Werk eines konservativen Erzählers mit einem bemerkenswert verzpöftten Kunstverständnis, der in einer Rede bei den Salzburger Festspielen das Regietheater als »letzte verbliebene Schrumpfform linker Ideologien« geißelte.

Auch das Bauwerk, das dereinst an Angela Merkels Regierungszeit erinnern wird, ist einem neobourgeois, wenn nicht neofeudalen Geist entsprungen: Ein plumpes Ungeheuer aus Rekonstruktion und Neubau, optisch an Luxushotels oder Einkaufspassagen erinnernd, steht das Berliner Stadtschloss nun dort, wo sich bis zum Dezember 2005 noch der Palast der Republik befunden hatte. Das einstige Vorzeigebauwerk der untergegangenen DDR war zuletzt eine zentrale, magisch zerfledderte Kulturinstitution der wiedervereinigten Hauptstadt. Hier gondelten Performance-Gäste auf Booten durch die Ruine, es gab spektakuläre Konzerte, wie das der Einstürzenden Neubauten, die Unternehmensberater von McKinsey feierten ihr Firmenjubiläum. Ob das wiederaufgebaute Schloss jemals eine derartige Strahlkraft entwickelt, ist unklar, auch angesichts der seit einiger Zeit geführten Debatte über die Restitution der Kunstwerke aus den ethnologischen Sammlungen, die dort präsentiert werden sollen.

Ein Denkmal seiner Zeit aber ist dieses Schloss allemal: Fassade ist wichtiger als Inhalt.

Nicht weit vom neu erbauten Schloss entfernt, Am Kupfergraben Hausnummer

sechs, im vierten Stock, hat Angela Merkel ihre Privatwohnung. Die alte Bundesrepublik wurde vom Vorort aus gelenkt: Helmut Kohl wohnte in Ludwigshafen-Oggersheim, Helmut Schmidt in Hamburg-Langenhorn. Es war die Zeit, in der diejenigen, die es sich leisten konnten, ins Reihenhaus oder in den Bungalow zogen und die Stadtmitte den Armen und den Bohemiens überlassen war.

Längst aber haben die Soziologen die Renaissance der Innenstadt ausgerufen. Auf dem Land wurde es immer leerer, in den Städten immer voller, und je voller es wurde, desto mehr sehnten sich die Städter nach Muttererde unter ihren Designerstiefeln. Doch das Land ist weit weg, wenn man nicht gerade einen SUV in der Garage stehen hat. Was blieb, war der Griff zu »Landlust«. Das Magazin für »die schönen Seiten des Landlebens« war im Herbst 2005 erstmals erschienen. Es sollte eine Erfolgsgeschichte werden: 350 000-mal verkaufte sich das Blatt 2008, 700 000-mal 2010, mehr als eine Million mal 2012. Die Chefredakteurin Ute Frieling-Huchzermeyer ist ebenso lang im Amt wie Merkel als Kanzlerin, anders als diese hat sie ein rein weibliches Team um sich geschart. Auch die Leserschaft ist vorwiegend weiblich.

Wenn von Merkels Regierungszeit die Rede war, fiel gern der Begriff »Biedermeier« – eine These, die ein Blatt wie »Landlust« nur allzu deutlich zu bestätigen schien. Angesichts der beschaulichen, aber sehr geschmackvoll ausgestalteten Verhält-

nisse in den Lebensräumen der Jungbourgeoisie, wie dem Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg, war irgendwann sogar vom »Bionade-Biedermeier« die Rede – was der Begriff verkennt, ist, dass sich hier, begleitet durch die Familienpolitik Ursula von der Leyens, ein schleichender, aber ziemlich grundlegender Wandel der Geschlechterrollen vollzogen hatte. Väter, die wochentags einen Kinderwagen schoben, waren um die Jahrtausendwende herum noch Exoten; Väter, die mit ihren kleinen Söhnen oder Töchtern beim Kinderarzt saßen, ebenfalls.

Heute hingegen ist die Frage »Wann gehst du in Elternzeit?« eine Selbstverständlichkeit und der Gestus »Ich bin junger Vater, lasst mich durch« derart allgegenwärtig, dass sich manche Passantin wünschen dürfte, dass sich der eine oder andere Mann wieder ins Büroleben zurückziehen oder zumindest an den Rand treten möge, so wie es Joachim Löw in der Kabine der deutschen Nationalmannschaft nach dem WM-Finale von Rio im Juli 2014 gemacht hatte.

Deutschland war Weltmeister, die Spieler scharten sich um den Pokal in der Mitte – oder vielleicht doch eher um die Frau im Zentrum, um Angela Merkel? Die Kanzlerin stand da, wo auf Siegerfotos eigentlich der Kapitän stehen müsste. Merkel lächelte, sie wirkte so gelöst, als hätte sie persönlich das Siegtor erzielt.

Fußball, Populärkultur und Politik gingen in Angela Merkels Amtszeit eine ge-

2009

Katharina Wagner wird zur Leiterin der Bayreuther Festspiele ernannt.

Herta Müller erhält den Literatur-nobelpreis.

Das Berliner **Berghain** wird vom britischen »DJ Magazine« zum besten Klub der Welt gewählt.

2010

Lena Meyer-Landrut gewinnt mit »Satellite« den Eurovision Song Contest.

Thilo Sarrazin veröffentlicht »Deutschland schafft sich ab«.

2012

Timur Vermes' Hitler-Satire »Er ist wieder da« erscheint, die Gesamtauflage liegt heute bei über drei Millionen Stück.

2013

Unter **#aufschrei** beginnt auf Twitter eine große Sexismusdebatte.



11

NORBERT MILLAUER / AFP



JÜRGEN FRANK



FABRIZIO BENSCH / REUTERS

13

11 | Musiker Naidoo 2006 12 | Schriftsteller Kehlmann 2017 13 | Protest gegen Bestsellerautor Thilo Sarrazin 2010

radezu symbiotische Verbindung ein. Die Nationalmannschaft machte Helene Fischers »Atemlos durch die Nacht« 2014 zu ihrer Hymne, so wie sie im Jahr 2006 Xavier Naidoo »Dieser Weg« zu dem Song des damaligen »Sommermärchens« gemacht hatte. Beide Stars, Fischer wie Naidoo, erzählen in ihrem Werdegang ziemlich deutsche Geschichten.

Der Mannheimer Migrantensohn Xavier Naidoo. Soulsänger, Multikulti-Vorzeigefigur, eigentlich ein idealer Stargast für einen Grünen-Parteitag – damals, in den Nullerjahren. Heute ist er ein Verschwörungstheoretiker mit einer gewissen Nähe zu den Reichsbürgern, eigentlich ein idealer Stargast fürs nächste Kyffhäuser-treffen der AfD.

Und dann die Spätaussiedlertochter Helene Fischer, geboren in der Sowjetunion. Mittlerweile zumindest finanziell eine der erfolgreichsten Sängerinnen der Welt, hat sie den deutschsprachigen Pop dem stadiontauglichen Sound der Gegenwart geöffnet – und dabei doch dorthin zurückgeführt, woher alle deutsche Popmusik eigentlich kommt: zum Schlager.

Ein bisschen ging es der Popkultur in der Ära Merkel wie der SPD: Der asymmetrischen Demobilisierung hatte auch sie nichts entgegenzusetzen.

Von links, dafür hatte die Kanzlerin gesorgt, konnte ihr keine Gefahr drohen. Es war der Aufstieg der Rechten, der Merkels Ära schließlich beenden sollte, der zu dem großen Bruch führte, der die Harmonie der ersten zwei Drittel von Merkels Regentschaft hinwegfegte und dabei alles aufgriff und ideologisch umwertete, was gerade noch zu den Gewissheiten eines schwarz-grünen Zeitgeistes gehört hatte.

Es ist eine der Paradoxien der Merkeljahre, dass in ihr zwei Gesichter Deutschlands entstanden, zwei widersprüchliche Bilder, anhand derer sich die Gesellschaft, die sich im ersten Jahrzehnt der Kanzlerschaft Merkels so beruhigt und mit sich selbst ausgesöhnt hatte, rasant polarisierte: der Gutbürger und der Wutbürger. Zwischen ihnen ziehen nicht mehr so sehr sozio-ökonomische Interessenkonflikte die Grenze, sondern moralpolitische Widersprüche.

Es war die auf den Flüchtlingsommer 2015 folgende innenpolitische Krise, in der das Bild von der ausgleichenden Versöhnungskanzlerin und der deutschen Konsensdemokratie erst infrage gestellt und dann zusehends obsolet wurde. Der wiedererwachte politische Meinungsstreit eskalierte schnell zum quasireligiösen Glaubenskrieg. Denn zwischen dem absolut Guten und dem absolut Bösen gibt es kein Pardon.

Die Moralisierung der Politik führte dazu, dass das in der innenpolitischen Debatte längst überwunden geglaubte Bild absoluter Feindschaft urplötzlich wieder höchst aktuell war, dass die Empörungsbereitschaft auf der Straße die Debattenkultur und die Redefreiheit im geschützten Raum ablöste, dass an die Stelle der Argumentation gegenseitige Verurteilung trat. Die Brücken der Kommunikation zwischen Gut- und Wutbürgern sind gebrochen, im Umgang miteinander wuchs die Intoleranz bis zur Verweigerung jeder Begegnung und Diskussion.

In kaum einem gesellschaftlichen Bereich zeigt sich das so deutlich wie in der Kultur. Die Hegemonie des linken oder zumindest linksliberalen Lagers ist herausgefordert wie seit 1968 nicht mehr. Wie damit umgehen?

»Mit Rechten reden« hieß das Buch des Herbstes 2017. Die entscheidende literarische Form des Jahres 2018 war dann weniger das Buch als die Proklamation. Auf der einen Seite, von rechts, die »Gemeinsame Erklärung«, auf der anderen, von links, »Die Erklärung der Vielen«. Geradezu sinnbildlich ließ sich die Konfrontation beobachten, als im März 2018 in Dresden zwei Schriftsteller versuchten, öffentlich miteinander zu diskutieren. Hier der eher kosmopolitisch-liberale Durs Grünbein. Dort der eher national-konservative Uwe Tellkamp. Ein Gespräch war kaum möglich.

Die Eskalation im Kulturbetrieb ist seitdem fortgeschritten: Mal wird ein Autor boykottiert, mal eine Buchhandlung, mal ein Verlag. Und allesamt aus ideologischen Gründen.

In dieser Woche behauptete die Berliner Künstlergruppe Zentrum für Politische Schönheit, sie habe zahlreiche Teilnehmer der rechten Krawalle in Chemnitz ausfindig gemacht. Deren Fotos habe sie ins Internet gestellt. Die Betrachter waren aufgefordert, all diejenigen, die sie erkannten, zu melden.

Es war ein Akt der politischen Konfrontation, sogar der Denunziation. Ein Kunstwerk, das sich weniger durch seinen künstlerischen Mehrwert auszeichnete als durch seinen moralischen. Ein Zeichen für die Unterwerfung der Künste unter die Politik. Ein archetypisches Werk der späten Merkeljahre, vielleicht schon ein Vorbote von dem, was nun, was nach ihr kommen wird: Das Land hatte offene Grenzen. Nun schließt es sie mit aller Macht.

Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Sebastian Hammelehle, Wolfgang Höbel, Ulrike Knöfel, Romain Leick, Nils Minkmar, Tobias Rapp, Claudia Voigt, Martin Wolf

2013			2014	2016	2017	2018
Hans Barlach und Ulla Unseld-Berkéwicz streiten um die Übernahme des Suhrkamp Verlags.	Knapp sechs Millionen Menschen schauen sich im Kino » Fack Ju Göhte « an.	Die Öffentlichkeit erfährt erstmals vom Fall des Münchner Kunstsammlers Cornelius Gurlitt .	Giulia Enders' »Darm mit Charme« findet über eine Million Käufer.	Mit einem satirischen Gedicht über den türkischen Präsidenten Erdoğan löst »Neo Magazin Royale«-Moderator Jan Böhmermann eine Staatsaffäre aus.	In Hamburg eröffnet die Elbphilharmonie .	Nach einem Skandal um den Rapper Kollegah wird der Musikpreis Echo abgeschafft.



Geldermann

WAHRE SEKTKULTUR SEIT 1838

ZEIT FÜR GENUSS. SEIT 180 JAHREN.

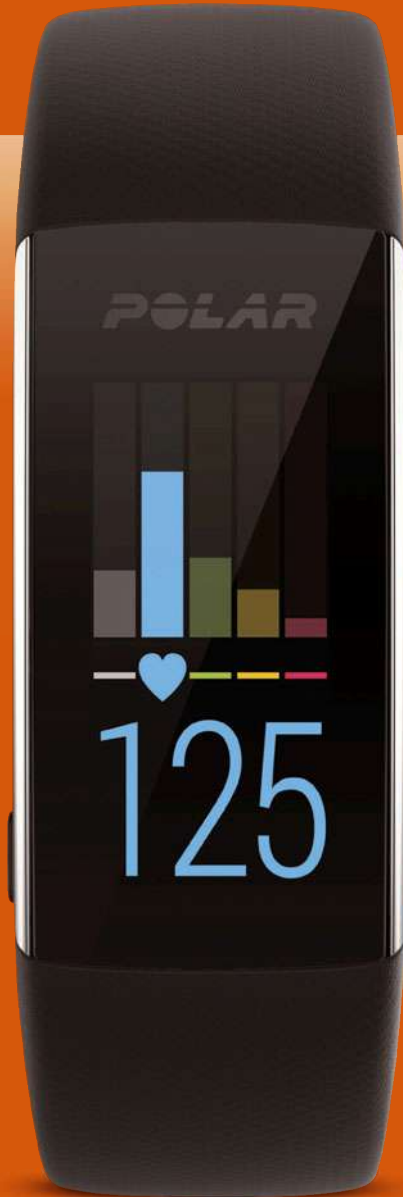
Geldermann steht seit 1838 für deutsch-französische Handwerkskunst und wahre Sektkultur. Unsere erlesenen Cuvées reifen mindestens ein Jahr in traditioneller Flaschengärung und erhalten so ihren charaktervollen Geschmack.

Erfahren Sie mehr über wahren Sektgenuss auf www.geldermann.de



Aktiv sein, Prämie wählen!

JETZT LESER WERBEN – SIE MÜSSEN SELBST NICHT ABONNENT SEIN.



Polar A370 Fitness-Tracker

Schlankes Design. Mit 24/7-Pulsmessung, Activity Tracking, Schlafanalyse, GPS, Smart Notifications u. a. Ohne Zuzahlung.



Denver Smartphone SDQ-55044L

Mit 5,5-Zoll-Display, Android 8.1 GO, modernem Fingerprintsensor und Dual-SIM-System. Ohne Zuzahlung.



100 € Amazon.de Gutschein

Über eine Million Bücher sowie 250 000 CDs, DVDs, Spiele, Technikartikel und vieles mehr stehen zur Auswahl.



100,-€ Prämie

Erfüllen Sie sich oder Ihren Lieben einen Wunsch, oder legen Sie Ihre Prämie für eine größere Anschaffung zurück!



iPad 32 GB Wi-Fi in Spacegrau

Neues Modell mit A10-Fusion Chip und iOS 11,
9,7"-Retina-Display, Fingerabdruck-Sensor und
8-MP-Kamera. Zuzahlung: € 229,-.

ORID, Hamburg

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt ~~€ 6,10~~ nur € 4,80 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch das Digital-Upgrade für nur € 0,70 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

<input type="checkbox"/> Polar A370 Fitness-Tracker (5755)	<input type="checkbox"/> iPad 32 GB (5694) Zzgl. € 229,-
<input type="checkbox"/> Denver Smartphone (5720)	<input type="checkbox"/> Wagenfeld (3739) Zzgl. € 149,-
<input type="checkbox"/> 100 € Amazon.de Gutschein (5075)	
<input type="checkbox"/> € 100,- Prämie (2160). Mein Konto für die Überweisung:	

Anschrift des Werbers:

Anschrift des neuen Lesers:

Gleich mitbestellen!

☐ Ja, ich möchte zusätzlich das Digital-Upgrade für nur € 0,70 pro Ausgabe beziehen statt für ~~€ 4,99~~ im Einzelkauf.

SD18-015

☐ Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für zunächst 52 Ausgaben für zurzeit € 4,80 pro Ausgabe statt € 5,10 im Einzelkauf, das Digital-Upgrade zusätzlich für € 0,70 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich automatisch und ist dann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift* vierteljährlich € 62,40, Digital-Upgrade halbjährlich € 18,20

Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum

Unterschrift des neuen Lesers

SP18-106-WT127

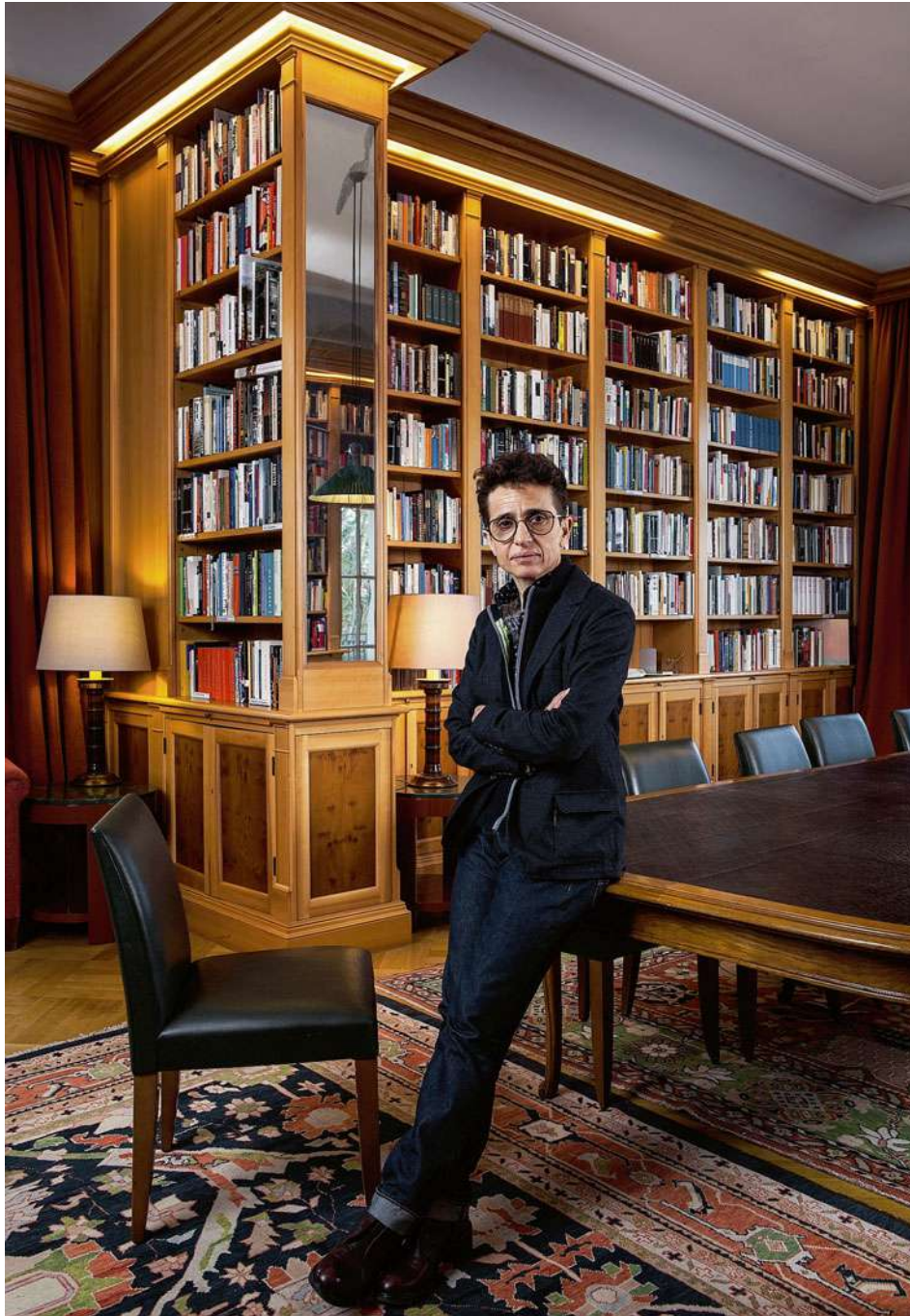


Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Der Vorzugspreis von € 0,70 für das Digital-Upgrade gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,60 für das E-Paper. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht: www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

* **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DE507ZZ00000030206

»Russland ist eine fleischfressende Maschine«



SPIEGEL-Gespräch Die Autorin Masha Gessen beschreibt in ihrem Buch »Die Zukunft ist Geschichte« in einem großen Panorama, warum der russische Weg zur Demokratie scheiterte. Und warum es wenig Hoffnung für die kommenden Jahre gibt.

Gessen ist klein und schmal, und in ihrem Leben haben ein halbes Dutzend anderer Biografien Platz. Geboren 1967 in Moskau, wuchs sie in der Sowjetunion auf, emigrierte mit ihrer Familie als Teenager 1981 in die USA, ging in den Neunzigern als Reporterin zurück nach Moskau, um von dort für zahlreiche amerikanische und russische Medien zu berichten – und zog 2013 nach New York. Sie lebt mit einer Frau zusammen und hatte Angst, unter den neuen russischen Anti-Homosexuellen-Gesetzen ihre Kinder zu verlieren. Sie ist eine der prominentesten LGBT-Aktivistinnen Russlands, wegen einer genetischen Veranlagung wurden ihr wichtige weibliche Organe entfernt, vor einem Jahr sagte sie in einem Vortrag, sie habe angefangen, Testosteron zu nehmen. Gessen hat eine Biografie Wladimir Putins geschrieben (»Der Mann ohne Gesicht«) und über die Brüder, die das Attentat auf den Boston-Marathon verübten (»The Brothers«). Seit einigen Jahren schreibt sie vor allem für das Magazin »New Yorker«. Ihr neues Buch »Die Zukunft ist Geschichte« erzählt von vier jungen Leuten, die sich in den Neunzigern eine demokratische Zukunft für Russland erhofften – und alle während der Anti-Putin-Proteste von 2011 scheitern. Es ist ein riesiges Panorama der gestorbenen Hoffnungen. Ein Buch über die Macht des Sowjetmenschen, die nicht vergehen will.*

SPIEGEL: Frau Gessen, während wir sprechen, eröffnet die russische Armee eine weitere Front im Krieg gegen die Ukraine. Sie kennen Wladimir Putin. Sie haben eine Biografie über ihn geschrieben und als eine von wenigen kritischen Journalisten auch persönlich mit ihm gesprochen. Will er das russische Imperium zurück?

Gessen: Russland hat nie aufgehört, ein Imperium zu sein.

SPIEGEL: Werden deshalb Kriege gegen ehemalige Teile geführt?

Gessen: Putin hat ein Regime errichtet, das auf Mobilisierung basiert. Deshalb braucht er einen Feind. Wie weit wird er gehen? So weit, wie ihm gestattet wird. Für ihn gibt es keinen Grund aufzuhören.

SPIEGEL: Russland bezeichnet die Regierung in der Ukraine oft als »faschistisch«. Warum?

Gessen: Die Grundlage der russischen Gegenwart ist immer noch der Zweite Weltkrieg. Der Sieg über Nazideutschland. Es ist der perfekte Mythos: weil er Strahlen in die Vergangenheit und in die Zukunft wirft. Im Blick zurück taucht er den Terror der Stalin-Zeit in günstiges Licht und annulliert ihn. Und vorwärts erklärt er, wie die Sowjetunion eine Supermacht wurde.

Je mehr Zeit vergeht, desto wichtiger wird dieser Sieg. Er ist die große russische Erzählung. Jeder Krieg ist dieser Krieg. Wenn man in Russland »Krieg« sagt, meint man nicht den Krieg in Afghanistan oder in Tschetschenien. Nichts, was sich auf lebende Erinnerung bezieht. Es ist immer der Zweite Weltkrieg.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, er »annulliere« den Terror der Stalin-Zeit?

Gessen: Ich habe in den Neunzigern viel über Erinnerungspolitik berichtet, als die Aufarbeitung des Terrors begann. Ich kenne zum Beispiel eine Frau, die eine Aktivistin der Menschenrechtsorganisation Memorial im Gulag Kolyma ist, das eines der schlimmsten Lagersysteme der Stalin-Jahre war. Neulich traf ich sie wieder und musste feststellen, dass sie eine erstaunliche Veränderung durchgemacht hat. Eigentlich hatte sie sich der Erinnerung an den Terror verschrieben – heute redet sie davon, dass der Gulag für den Krieg notwendig war. Dafür gibt es keinerlei historischen Beleg. Es gab keine wirtschaftlichen oder militärischen Gründe für die Lager. Der einzige Grund war Staatsterror. Aber wenn man die Lager nun mit dem Krieg in Verbindung bringt, muss man sich keine Gedanken mehr über die Lasten der Vergangenheit machen.

SPIEGEL: Kein Land hat so viel bezahlt für den Sieg gegen die Nazis wie die Sowjetunion.

Gessen: Und er hat die Sowjetunion in eine Weltmacht verwandelt. Stalin konnte sich mit den anderen Führern der Welt an einen Tisch setzen und die Welt aufteilen. Das ist genau das, was Putin heute gern will. Deshalb bezieht er sich so oft auf die Konferenz von Jalta.

SPIEGEL: Im Zentrum Ihres Buches »Die Zukunft ist Geschichte« steht der sowjetische Mensch, der Homo sovieticus. Ein eigenartiges Wesen, das so wenig vergehen will wie die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg.

Gessen: Der Homo sovieticus ist eine Idee von Jurij Lewada, einem der wenigen Soziologen der Sowjetunion. Das große sowjetische Projekt war ja die Erschaffung eines neuen Menschen. Lewada sah das auch so – nur stellte er fest, dass der Homo sovieticus etwas anders war als der Mensch aus den sozialistischen Utopien: Er war aus dem Terror der Stalin-Zeit hervorgegangen. Lewada glaubte, dass der Homo sovieticus irgendwann aussterben würde, weil seine Verhaltensmuster nicht mehr benötigt würde. Tatsächlich blieben sie aber.

SPIEGEL: Was machte den Homo sovieticus aus?

Gessen: Es sind Eigenschaften, die es ihm ermöglichten, in Zeiten des Terrors zu überleben. Die wichtigste war die Fähigkeit zum »Doppeldenk«, wie Lewada es

in Anlehnung an George Orwell nannte. Die Fähigkeit, zwei entgegengesetzte Dinge gleichzeitig denken zu können. Etwa im Verhältnis zum Staat. Der Homo sovieticus glaubt an ihn, er ist grundlegend für seine Identität. Die Sowjetunion ist großartig, mächtig, fliegt zum Mond, hat das beste Ballett. Gleichzeitig weiß er, dass der Staat nicht funktioniert. Dass er ihn betrügt. Dass er nicht gut behandelt wird.

SPIEGEL: Wie in dem DDR-Witz: »Wir tun, als würden wir arbeiten, sie tun, als würden sie uns bezahlen.«

Gessen: Lewada entwickelte seine Gedanken schon früh, aber das waren das nur theoretische Konzepte. 1989 hatte er zum ersten Mal die Gelegenheit, die Thesen zu überprüfen: Er machte mit einem kleinen Team von Leuten die erste soziologische Studie über die Menschen in der Sowjetunion. Das Ergebnis: Der Homo sovieticus existierte. Und er war ein Generationenphänomen. Lewada fühlte sich bestätigt. Dann machte er fünf Jahre später die nächste Studie – und zu seiner Überraschung gingen die alten Haltungen nicht weg. Sie verstärkten sich sogar.

SPIEGEL: Obwohl es die Sowjetunion nicht mehr gab.

Gessen: Das war für Lewada höchst erstaunlich, weil er ja glaubte, dass die Sowjetunion unter anderem deshalb untergegangen sei, weil der Homo sovieticus ausgestorben war, dem Land quasi die Menschen verloren gegangen waren. Und 1999 ging es so weiter.

SPIEGEL: Das ist der Moment, in dem Wladimir Putin an die Macht kommt.

Gessen: Gute Bücher lassen die Dinge immer wie zwingend aufeinanderfolgend erscheinen. Tatsächlich sind sie es nur selten. Putin ist durch Zufall Präsident geworden. Ob es Russland besser ergangen wäre, wenn jemand an die Spitze gekommen wäre, der weniger von seinen Machtinstinkten geleitet ist? Der nicht vom KGB stammt? Der das Land nicht abschotten will? Ich glaube, jeder Präsident hätte zu diesem Zeitpunkt das Bedürfnis nach Sowjetnostalgie bis zu einem gewissen Grad bedienen und auf die Ängste der Menschen eingehen müssen. Aber ich glaube nicht, dass es so schlimm hätte kommen müssen, wie es dann gekommen ist.

SPIEGEL: Sie erzählen eine Geschichte über eine blinde Gesellschaft, in der ein paar Mutige zu sehen lernen. Es gab ja keine Soziologie und auch keine Psychologie in der Sowjetunion. Lewada musste seine Methoden erfinden.

Gessen: Ich glaube nicht, dass Gesellschaften sich selbst verstehen wollen. Die Tragödie der posttotalitären Gesellschaften ist ja gerade, dass sie nicht sehen wollen, was sie sind.

SPIEGEL: Kann man Leute dazu zwingen, etwas über sich lernen zu wollen?

* Masha Gessen: »Die Zukunft ist Geschichte. Wie Russland die Freiheit gewann und verlor«. Aus dem Englischen von Anselm Bühling. Suhrkamp; 640 Seiten; 26 Euro.

Gessen: Gute Frage! Wir wissen es nicht. Ich glaube, dass man posttotalitäre Gesellschaften mit Menschen vergleichen kann, die schwere Missbrauchserfahrungen gemacht haben. Sie werden den Rest ihres Lebens große Schwierigkeiten haben, glücklich zu sein – wenn sie keine Hilfe bekommen. Sie werden wahrscheinlich Situationen suchen, in denen sie aufs Neue Aggressoren ausgesetzt sind. Oder sie werden selbst zu Aggressoren. So ist es mit der sowjetischen Gesellschaft.

SPIEGEL: Sie brauchte eine Therapie?

Gessen: Und sie will keine.

SPIEGEL: Aber die Sowjetunion war größer als Russland. Warum ist es anderen Ländern nach dem Fall der Mauer gelungen, Frieden mit der Vergangenheit zu schließen und sich zu demokratisieren?

Gessen: Weil sie andere Geschichten erfinden können. Sie konnten sich von der Sowjetunion absetzen. Zum Beispiel Estland. Die Esten sehen die Geschichte heute so: Sie waren die Guten. Dann kam die Sowjetunion und beherrschte sie, dann die Nazis, dann wieder die Sowjets und schließlich die Unabhängigkeit, die wieder gut ist.

SPIEGEL: Es gab Esten, die mit den Nazis kollaboriert haben, die mit den Sowjets zusammengearbeitet haben ...

Gessen: Diese Erzählung hat natürlich viele Lücken. Aber sie bedeutet, dass die Schuld externalisiert werden kann. Und dass die Esten sich als »gut« imaginieren konnten. Sie ermöglichte es ihnen, sich das Selbstbild einer Nation zu geben, deren Bürger sich gegenseitig vertrauen.

SPIEGEL: Die Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch hat im Gespräch mit dem SPIEGEL auf die Frage, was eigentlich in den Neunzigern schiefgelaufen sei, gesagt: Wir haben über die falschen Dinge gesprochen. Stimmt das?

Gessen: Ja. Der Untergang der Sowjetunion hat die Menschen des Gefühls beraubt zu wissen, wo ihr Ort in der Welt ist. Und uns, den Intellektuellen, ist es nicht gelungen, ihnen eine neue, andere Geschichte zu erzählen, die ihnen das Gefühl hätte zurückgeben können.

SPIEGEL: Was hätte das für eine Geschichte sein können?

Gessen: Eine Geschichte, die nicht mit Größe zu tun hat. Alle Staaten, die einmal ein Imperium waren und zusammengebrochen sind, müssen sich neu erfinden. Staaten, denen das gelingt, schaffen dies, indem sie die Geschichte der eigenen Größe in Geschichten des Gutseins verwandeln. Das ist in Russland nie passiert. Es hätte schon gereicht zu sagen: Schaut an, wie großzügig wir sind. Wir lassen all diese Länder gehen!

SPIEGEL: Wer die Unabhängigkeit will, bekommt sie.

Gessen: Tatsächlich blieb Russland nach dem Ende der Sowjetunion ein Imperium. Nur ein kleineres. Aber das Land wird nicht in diesen Grenzen bleiben können. Wir werden erleben, wie sie sich verschieben.

SPIEGEL: Eine gewagte Prognose ...

Gessen: Ich weiß, ich fühle mich auch besser, wenn ich über die Vergangenheit spreche als über die Zukunft.

SPIEGEL: In Deutschland ist man stolz auf die sogenannte Vergangenheitsbewältigung. Wir fühlen uns deshalb oft als die Guten. Was unterscheidet die deutsche Erfahrung von der russischen?

Gessen: Als die Deutschen anfangen, über die Vergangenheit nachzudenken, hatten sie noch eine lebendige Erinnerung an die Zeit vor dem Nationalsozialismus. Die zwölf Jahre der NS-Diktatur konnten zu einer Ausnahme erklärt werden. Das geht in Russland nicht. 70 Jahre sind dafür zu



Gessen beim SPIEGEL-Gespräch*
»Eine Niederlage erfordert Nachdenken«

viel. Außerdem war Deutschland nach 1945 ein besetztes Land, das einen Krieg verloren hatte. Eine Niederlage erfordert Nachdenken. Warum hätte Russland nachdenken sollen? Wir hatten den Krieg ja gewonnen. Die Deutschen teilten die Schuld außerdem im Nachhinein auf: Es gab Täter, Opfer und Mitläufer. In der Sowjetunion gab es das nicht.

SPIEGEL: Nicht jeder hat sich schuldig gemacht.

Gessen: Es gibt in Sankt Petersburg gerade einen Streit über eine Gedenktafel, die an einer Hinrichtungsstelle aus der Stalin-Zeit aufgestellt worden ist und an die Opfer erinnert. Auf ihr finden sich auch die Namen von Henkern. Weil viele von ihnen ebenfalls hingerichtet wurden. Ist das richtig? Das ist der seltene Fall, dass über diese Frage gestritten wird. Sie ist wichtig. Wie erinnert man? Und zuletzt: Der Terror der Nazis richtete sich gegen das »Andere«. Der Terror der Sowjetunion war selbst-

mörderisch. Es ist viel einfacher zu sagen, es war falsch, was wir anderen Menschen angetan haben. Die Russen müssten sagen: Wir haben uns das selbst angetan. Ja, wir haben über die falschen Dinge gesprochen. Aber wäre es möglich gewesen, es anders zu machen? Ich weiß es nicht.

SPIEGEL: Im Original lautet der Untertitel Ihres Buches: »Wie der Totalitarismus in Russland wieder um sich greifen konnte«. Die deutsche Ausgabe lässt das T-Wort weg. Warum?

Gessen: Totalitarismus klingt für deutsche Ohren anders als für amerikanische, da er hierzulande so stark mit dem Nationalsozialismus assoziiert wird.

SPIEGEL: Inwiefern glauben Sie, dass Putins Russland totalitär ist?

Gessen: Als Putin Präsident wurde, wollte er nur Macht und Reichtum. Dafür baute er einen klassischen autoritären Staat auf, was zu diesem Zeitpunkt sehr leicht war. Das politische System war diskreditiert,

deshalb konnte er den Menschen sagen, dass sie beruhigt nach Hause gehen können – er werde sich um den Rest kümmern. Die meisten waren damit zufrieden.

SPIEGEL: Doch dann fiel 2010 der Ölpreis drastisch.

Gessen: Genau, und der wirtschaftliche Aufschwung verlangsamte sich. Die Menschen fingen an, sich für Politik zu interessieren, hauptsächlich weil der Lebensstandard nicht mehr stieg und die Auswüchse der Korruption spürbar wurden. Der Hauptvorwurf bei den Protesten war deshalb auch Korruption – nicht der Krieg in Georgien, nicht die Morde an Journalisten, nicht die Einschränkung

von Menschenrechten. Ich glaube nicht, dass Putin bei der Niederschlagung der Proteste die Etablierung eines neuen totalitären Staats vor Augen hatte – er hatte ja gar keine passende Ideologie zur Verfügung und auch keine Institutionen, die Staatsterror hätten ausüben können. Aber die Niederschlagung erfolgte in einer Gesellschaft, der Totalitarismus vertraut war. Wie die Menschen auf die neue Politik der Härte reagieren, entspricht den Handlungsmustern des Homo sovieticus.

SPIEGEL: So kommt der Homo sovieticus zurück?

Gessen: Ja, und für viele Menschen ist das eine befriedigende Erfahrung, denn nun geht es wieder um Teilhabe, alles ist wieder politisch. An dieser Stelle greifen dann Putins Machtinstinkte. Er hat wirklich ein besonderes Gespür für solche Entwicklungen und findet sofort Mechanismen der Mobilisierung und befördert sie. Ich würde daraus nicht ableiten, dass Russland seitdem totalitär ist. Aber die Lebenserfahrungen der Menschen entsprechen mittlerweile denen in totalitären Gesellschaften.

* Mit den Redakteuren Hannah Pilarczyk und Tobias Rapp in der American Academy in Berlin.

SPIEGEL: Warum sind Schwule, Lesben und Transsexuelle so zentral unter den Feinden des Putin-Regimes?

Gessen: Demagogen suchen sich immer einen Feind aus, gegen den sich leicht mobilisieren lässt. Die meisten Russen glauben, dass sie noch nie jemand Homosexuelles getroffen haben. Deshalb können sie so leicht davon überzeugt werden, dass Homosexuelle sowohl weniger Mensch als auch mehr als nur Menschen sind.

SPIEGEL: Was meinen Sie damit?

Gessen: »Weniger Mensch«, weil sie von tierischen Instinkten getrieben sind, und »mehr als nur Menschen«, weil sie so gefährlich sind. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch noch die »Die waren vorher nicht da«-Rhetorik. So markiert Putin einen Bruch zwischen der Zeit, in der man sich noch wohl und voller Gewissheiten fühlte, und der unsicheren Gegenwart. In dieser Erzählung ist die Sowjetunion kollabiert, und dann kamen die Homosexuellen. Auf gewisse Weise stimmt das sogar. Natürlich hatten die Menschen in der Sowjetunion gleichgeschlechtlichen Sex – ziemlich viel sogar. Aber sie beanspruchten keine Identität für sich als Individuum und als gesellschaftliche Gruppe, und sie leiteten daraus auch keine rechtlichen Ansprüche ab.

SPIEGEL: Unter den politischen Gefangenen in Russland sind viele Kulturschaffende, etwa die Regisseure Oleh Sensow oder Kirill Serebrennikow. Sehen Sie dafür einen bestimmten Grund?

Gessen: Ich halte das russische System mittlerweile für eine fleischfressende Maschine. Es stürzt sich auf alles Lebende und verschlingt es. In diesem Sinne ist Serebrennikow nur ein Symptom. Er war ein lebender, schöpferischer Organismus in einem Meer aus totem Fleisch. Deshalb musste ihn die fleischfressende Maschine verschlingen. Das trifft neben Serebrennikows Theater, dem Gogol-Zentrum, auch auf andere kleine Theater in Moskau zu: das Praktika und das Teatr.doc. Die wurden in den vergangenen Jahren auch mehrfach von der Polizei durchsucht. Die Gründer des Teatr.doc sind kurze Zeit später innerhalb eines Monats beide gestorben.

SPIEGEL: Gab es Hinweise auf Verbrechen?

Gessen: Ich meine, dass man Leute in den Tod treiben kann, ohne sie zu vergiften. So funktioniert die fleischfressende Maschine: Sie ist hinter Serebrennikow her, hinter Sensow, hinter Memorial, hinter dem Sacharow-Zentrum.

SPIEGEL: Wenn das russische Regime einer fleischfressenden Maschine gleichkommt, dann ist die einzige Möglichkeit die Flucht.

Gessen: So ist es. Früher oder später erwischt es jeden.

SPIEGEL: Frau Gessen, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Nele Neuhaus Muttertag** Ullstein; 22 Euro
- 2 (2) **Sebastian Fitzek Der Insasse** Droemer; 22,99 Euro
- 3 (4) **Dörte Hansen Mittagsstunde** Penguin; 22 Euro
- 4 (3) **Lucinda Riley Die Mondschwester** Goldmann; 19,99 Euro
- 5 (7) **Charlotte Link Die Suche** Blanvalet; 24 Euro
- 6 (5) **George R. R. Martin Feuer und Blut** Penhaligon; 26 Euro
- 7 (8) **Jonas Jonasson Der Hundertjährige, der zurückkam, um die Welt zu retten** C. Bertelsmann; 20 Euro
- 8 (6) **Walter Moers Weihnachten auf der Lindwurmfest** Penguin; 15 Euro
- 9 (14) **Christian Berkel Der Apfelbaum** Ullstein; 22 Euro
- 10 (9) **Carmen Korn Zeitenwende** Kindler; 19,95 Euro
- 11 (10) **Fred Vargas Der Zorn der Einsiedlerin** Limes; 23 Euro
- 12 (12) **Juli Zeh Neujahr** Luchterhand; 20 Euro
- 13 (11) **Volker Kutscher Marlow** Piper; 24 Euro
- 14 (13) **Inger-Maria Mahlke Archipel** Rowohlt; 20 Euro
- 15 (19) **Karen Duve Fräulein Nettes kurzer Sommer** Galiani; 25 Euro

 Ein ebenso kluges wie unterhaltsames Porträt der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, einer schon ziemlich modernen Frau aus dem 19. Jahrhundert
- 16 (16) **Elizabeth George Wer Strafe verdient** Goldmann; 26 Euro
- 17 (17) **Maxim Leo / Jochen Gutsch Es ist nur eine Phase, Hase** Ullstein; 12 Euro
- 18 (-) **Douglas Preston / Lincoln Child Headhunt. Feldzug der Rache** Knauer; 19,99 Euro
- 19 (18) **Anne Gesthuysen Mädelsabend** Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
- 20 (15) **Michael Hjorth / Hans Rosenfeldt Die Opfer, die man bringt** Wunderlich; 22,95 Euro

Sachbuch

- 1 (1) **Michelle Obama Becoming** Goldmann; 26 Euro

 Die Memoiren der ehemaligen First Lady sind erst im November erschienen, aber schon jetzt das weltweit bestverkaufte Buch des Jahres
- 2 (2) **Stephen Hawking Kurze Antworten auf große Fragen** Klett-Cotta; 20 Euro
- 3 (3) **Eckart von Hirschhausen / Tobias Esch Die bessere Hälfte** Rowohlt; 18 Euro
- 4 (4) **Yuval Noah Harari 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert** C. H. Beck; 24,95 Euro
- 5 (8) **Christopher Clark Von Zeit und Macht** DVA; 26 Euro
- 6 (5) **Bas Kast Der Ernährungskompass** C. Bertelsmann; 20 Euro
- 7 (6) **Dirk Müller Machtbeben** Heyne; 22 Euro
- 8 (7) **Andreas Englisch Mein Rom** C. Bertelsmann; 22 Euro
- 9 (9) **Udo Lindenberg / Thomas Hüetlin Udo** Kiepenheuer & Witsch; 24 Euro
- 10 (10) **Florian Illies 1913 – Was ich unbedingt noch erzählen wollte** S. Fischer; 20 Euro
- 11 (17) **Elli H. Radinger Die Weisheit alter Hunde** Ludwig; 22 Euro
- 12 (11) **Robert Habeck Wer wir sein könnten** Kiepenheuer & Witsch; 14 Euro
- 13 (12) **Peter Wohlleben Das geheime Leben der Bäume** Ludwig; 19,99 Euro
- 14 (14) **Christopher Schacht Mit 50 Euro um die Welt** adeo; 20 Euro
- 15 (13) **Thilo Sarrazin Feindliche Übernahme** FBV; 24,99 Euro
- 16 (16) **Richard David Precht Jäger, Hirten, Kritiker** Goldmann; 20 Euro
- 17 (19) **Kollegah Das ist Alpha!** Riva; 22 Euro
- 18 (-) **Dirk Rossmann / Peter Käferlein / Olaf Köhne »... dann bin ich auf den Baum geklettert!«** Ariston; 20 Euro
- 19 (18) **Rainer M. Schießler Jessas, Maria und Josef** Kösel; 20 Euro
- 20 (15) **Dietrich Grönemeyer Weltmedizin** S. Fischer; 20 Euro

Der talentierte Mr Barker

Kunsthandel Der Auktionator von Sotheby's entwickelt sich zur Symbolfigur des Kunstmarkts. Er ist der Erste, der ein Werk versteigert hat, das sich anschließend selbst zerstörte.

Ein Montag in London, auf die New Bond Street mit ihren exklusiven Geschäften scheint die Wintermorgensonne. In den Schaufenstern funkeln Rolex-Uhren, schimmern silbrige Sneakers, die dicke, kristallin geformte Plastiksohlen haben, aber keine Preis-schilder.

Dabei geht es doch genau darum in dieser Metropole, in diesem Viertel, in dieser Straße: um Preise, um Geld, ums Verdienen.

Fast zurückhaltend in dieser Umgebung wirkt das Entree vom Auktionshaus Sotheby's. Aber hinter einer schlichten zweiflügeligen Holztür öffnet sich eine ganze Welt, eine Abfolge von großen und kleinen Räumen, darunter solche, die nur ausgewählte Gäste betreten dürfen. Hübsche Hinterzimmer, manche erreichbar über eine schmale, dunkle Treppe. Hauseigene Kellner laufen mit Tablett auf und ab.

Oliver Barker ist der führende Auktionator von Sotheby's, er ist 47 Jahre alt und war bereits mit Anfang zwanzig in der Firma. Er betritt einen dieser gediegenen Räume im oberen Geschoss des alten Gebäudes, angesichts der niedrigen Deckenhöhe wirkt er fast zu groß.

Barker ist die Vorzeigefigur des Unternehmens, ein Symbol der Vertrauenswürdigkeit. Die Uhr an seinem Arm ist ebenfalls ein Schweizer Modell, auch exklusiv, doch insgesamt wirkt er so unpräntios wie die Fassade von Sotheby's. Eher wie einer, der gerade Museumsdirektor geworden ist, weniger wie ein Verkäufer, wahrscheinlich ist diese Aura das Geheimnis seines Erfolges.

Aber was ist mit dem Erfolg seines Arbeitgebers?

Sotheby's ist das älteste Auktionshaus der Welt, es hat seinen Hauptsitz in New York, aber gegründet wurde es 1744 in ebendieser Stadt, in London. Es erlebt keine schlechten, aber auch keine einfachen Zeiten. Barker soll sie wieder leichter machen.

Schlecht sind die Zeiten schon deshalb nicht, weil die Superreichen einfach nicht aufhören, sehr viel Geld für Kunst auszugeben. Doch die Nummer eins am Markt

ist Christie's, 22 Jahre kürzer im Geschäft, nämlich seit 1766, im vergangenen Jahr lag der Umsatz bei 6,6 Milliarden Dollar und damit eine gute Milliarde über den Erlösen von Sotheby's. Auch im ersten Halbjahr 2018 sah es für die Konkurrenz besser aus. Das ist natürlich ärgerlich.

Christie's hat oft die rekordverdächtige Ware, Sotheby's aber hat durch Barker ein Gesicht, noch dazu eines, das sympathisch wirkt. Das ist viel wert. Womöglich lässt er sogar das gesamte Auktionswesen netter wirken, dann hätten allerdings alle etwas davon.



Banksy-Werk »Love Is in the Bin«
Eine Win-win-win-Situation

Noch bekannter wurde er, als er vor einigen Wochen ein Bild des Street-Art-Künstlers Banksy versteigerte, das in dem Moment, als Barker den Hammer auf das Holz aufschlagen ließ, anfang, sich selbst zu zerstören.

Einen Triumph für Sotheby's nennt Barker das Ereignis.

Und ebenso eine Überraschung.

Seine Mimik wirkte an dem Abend tatsächlich etwas ratlos, kurz jedenfalls. Er stand da oben in seiner Auktionatoren-Holzkanzel und schaute drei, vier Sekunden lang fragend. Aber kann das sein, gab es wirklich keine Absprache vorher? Ahnte, wusste er tatsächlich von nichts? Hat er nicht vorher auffällig gelächelt?

Nein, sagt er, er habe nichts gewusst. Das Ganze sei natürlich eine Herausforderung gewesen.

Ein Auktionator müsse immer mit dem Unvorhersehbaren rechnen, müsse das »Irrationale rationalisieren« – und »wir haben es tatsächlich noch nie erlebt, dass sich ein Bild spontan selbst schreddert, und dieses hatte zuvor sogar einen Höchstpreis erzielt«. Noch nie hatte jemand so viel für ein Werk dieses Künstlers ausgegeben, 1,4 Millionen Dollar.

Barker also hörte ein schrilles Piepen, für ihn klang es wie ein Alarm, er sah, wie das Bild mit Banksys bekanntestem Sprayermotiv – einem Mädchen mit herzförmigem Ballon – in Streifen geschnitten nach unten aus dem Rahmen herausrutschte, bis zur Hälfte jedenfalls, und wie die Leute im Saal ihre Handys in die Höhe streckten, um alles zu filmen.

Vieles sei ihm durch den Kopf geschossen, aber schnell sei ihm klar geworden, dass der Künstler selbst dahinterstecken müsse, »ohne Zweifel«.

Dass es sich um einen »brillanten Banksy-Moment« handle, hatte er auch schon an dem Abend gesagt.

Im Vorfeld sei den Experten natürlich aufgefallen, dass der Rahmen unpassend klobig wirke, »sehr dick«, das Bild selbst sei schließlich nicht besonders groß. Seine Leute hätten in Banksys Büro »Pest Control« nachgefragt, ob das

so sein müsse, ob man ihn austauschen solle. Die Antwort habe gelaute: Nichts dürfe verändert werden, der Rahmen sei ein »integraler Bestandteil des Werkes«. Das wiederum sei nichts Ungewöhnliches, für viele Künstler sei die Rahmung eine wesentliche Ergänzung ihrer Bilder.

Und dann das. Der Rahmen enthielt einen Reißwolf, der wurde durch eine Fernbedienung aktiviert. Und Barker musste aufpassen, dass der Abend nicht aus den Fugen geriet. Eine Auktion sei immer auch Entertainment, Humor sei ungeheuer wichtig, doch es gebe eine Verantwortung gegenüber den Verkäufern.

Weltweit wurde berichtet, in Zeitungen, im Fernsehen, im Netz. Die Selbstzerstörung wurde verstanden und geliebt als Statement eines sagenumwobenen Künstlers gegen den durchgedrehten Markt, gegen geldgierige Sammler, und Barker ließ



OLIVIER HESS / DER SPIEGEL

Auktionator Barker: »Das Irrationale rationalisieren«

(und lässt) sich die Freude darüber anmerken, dass sich Banksy Sotheby's als Bühne seiner Subversion ausgesucht hatte. Am folgenden Tag kamen Tausende, um sich das zerfledderte Werk anzusehen.

Alle haben gewonnen. Der Künstler, der seine Identität nicht preisgibt, aber will, dass alle über ihn und seine Coups sprechen. Der (ebenso unbekannte) Käufer, der nicht nur ein zerrissenes Bild, sondern ein Stück Kunstgeschichte ersteigert hat. Der Auktionator. Eine Win-win-win-Situation.

Vielleicht hat Barker sogar am meisten profitiert. Sein Unternehmen preist ihn schon länger als »Schlüsselfigur« an, und spätestens jetzt ist er ein so großer Star wie sein Vorgänger, der Deutsche Tobias Meyer, der als Popfigur galt (obwohl er beim Versteigern immer so ernst blickte), der den schönen Imperativ »Let's make it a million« erfand, sich aber 2013 zurückzog und privater Kunsthändler wurde.

Barker ist nun also der neue Meyer, und er ist zugleich ganz anders, er lächelt mehr.

Selbstbewusst ist er dennoch. Als Barker in den Neunzigerjahren bei Sotheby's anfang, interessierte sich das Publikum für Altmeister, mehr noch für Impressionisten. In diesem Bereich arbeitete er zuerst, dann verschlug es ihn zur Abteilung für Zeit-

genössisches und damit quasi von der Top-etage in den Keller – er deutet mit seinen Händen das Gefälle an. Die Umsätze waren eher mickrig.

Heute gilt die Kunst der Nachkriegszeit und der Gegenwart als das aufregendste Marktsegment. Barker weiß um seinen Anteil an dieser Entwicklung, immerhin hatte er 2004 die Idee, das Inventar von Damien Hirsts Londoner Restaurant Pharmacy zu versteigern. Der Künstler Hirst, berühmt geworden mit eingelegten Haien, war der Star der Brit Art, und doch war es ein Experiment. Die Auktion wurde dann ein »White Glove Sale«: Alle aufgerufenen Objekte fanden einen Käufer, dem Auktionator wird in einem solchen Fall ein Paar weiße Handschuhe, white gloves, überreicht. Barker nahm sie stolz entgegen, und auch dieser Stolz hat bis heute gehalten.

Er sagt, nicht unbescheiden, das alles habe damals zu einer Transformation des Marktes geführt.

Seither verbindet den Künstler und das Auktionshaus eine enge Beziehung, Hirst hat Sotheby's sogar Kunstwerke für eines der Hinterzimmer geliehen. Es ist jenes, aus dem nun – inzwischen ist es Mittagszeit – Lachen und das helle Klingen der aneinanderstoßenden Gläser ertönen. Ein Champagnerempfang.

Es gibt zwei Sorten von Kunden, und beide müssen gut behandelt werden. Ein Auktionshaus braucht Leute, die Kunst abstoßen, und die man manchmal überhaupt erst auf die Idee bringen muss, dass sie ein bestimmtes Werk verkaufen wollen. Und man braucht Käufer, denen es nichts ausmacht, dass sie den Preis eines Objekts durch ihr Interesse daran erst steigen lassen. Je mehr sie etwas wollen, desto teurer wird es, manchmal kommen durch dieses Wollen unglaubliche Summen heraus.

Doch Barker fragt: »Wie bemessen Sie den Preis des Begehrens?«

Für die Atmosphäre, für die Leidenschaft ist nicht nur der »bidder«, der Bieter, wichtig, sondern ebenso der »underbidder«, der das Werk am Ende nicht bekommt, aber den Preis mit in die Höhe treibt. Barker hat dazu die passende Körpersprache entwickelt, manchmal streckt er während einer Auktion einen Arm zur Seite und leicht nach oben, als handle es sich um einen Flügel und er schwingt sich gleich auf und davon.

Im Jahr 2017 gelang ihm ein Rekord, über den auch weltweit gesprochen wurde, er versteigerte – nach einem aufregenden Bietergefecht – ein 1982 entstandenes Totenkopf-Gemälde des jung verstorbenen US-Malers Jean-Michel Basquiat für 111 Millionen Dollar an einen japanischen

ZDF.INFO

SAMSTAG, 8. 12., 20.15 – 21.00 UHR | ZDF.INFO

Countdown zum Zweiten Weltkrieg, Teil 1

1. September 1937 – noch 730 Tage bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs. Adolf Hitler ist seit mehr als viereinhalb Jahren an der Macht. Es gibt kaum Widerstand gegen seine Herrschaft. Mit diktatorischen Mitteln und Terror hat Hitler sich Deutschland unterworfen. Jetzt plant er Krieg gegen die Nachbarländer Österreich und die Tschechoslowakei.

SPIEGEL GESCHICHTE

MONTAG, 10. 12., 20.15 – 21.45 UHR | SKY

Die Tragödie von Ramstein

Die Flugschaukatastrophe von Ramstein war 1988 eine der größten Tragödien in der Geschichte der Bundesrepublik. Nach offiziellen Angaben starben 70 Menschen bei dem Absturz von drei Kunstflugmaschinen, über 1000 wurden verletzt. Diejenigen, die damals dabei waren oder Angehörige verloren haben, können die furchtbaren Bilder des Unglücks bis heute nicht vergessen.

SPIEGEL TV

MONTAG, 10. 12., 23.25 – 0.00 UHR | RTL



Gewaltopfer Mohammad A.

»Ich dachte, ich muss sterben« – Wie ein junger Syrer einen versuchten Ehrenmord überlebte; **Wegwerfgesellschaft made in Germany** – In China sortieren Mütter, Väter und Kinder unter elenden Bedingungen den Plastikmüll der Welt; **Besuch bei den Mommsens** – Ein Leben (fast) ohne Plastik.

Modeunternehmer. Damit wurde es zum teuersten zeitgenössischen Kunstwerk.

2018 schmückte sich Christie's, der alte Rivale, lautstark mit einem anderen Höchstpreis: Die Ansicht eines Swimmingpools des Briten David Hockney erzielte zwar nur 90 Millionen Dollar, zudem ist sie älter als Basquiats Totenkopf, sie stammt aus dem Jahr 1972 – doch Hockney lebt noch, und nun hält Christie's den Rekord dafür, das teuerste Werk eines lebenden Künstlers versteigert zu haben.

Auch im Bereich der Altmeister ist Christie's eine eher skurrile Höchstleistung gelungen, im vergangenen Jahr versteigerte es einen von einigen Experten angezweifelte Leonardo für die historisch hohe Summe von fast einer halben Milliarde Dollar. Wäre er ganz sicher ein Gemälde dieses Meisters gewesen, sagen Fachleute, wäre eine ganze Milliarde drin gewesen.

Rekorde sind nicht automatisch gut für den Ruf.

Umso bezeichnender ist es, dass Barker an diesem Tag die Bedeutung des sogenannten Mittelmarkts betont, also der Umsätze zwischen 100 000 und einer Million Dollar. Dort werde nach wie vor das meiste Geld verdient.

Sotheby's, so die Botschaft, ist anders, verändert sich, weil sich der Markt wandelt. Sotheby's, sagt Barker, sei auch von den Unternehmen, die an der New Yorker Börse gelistet seien, das älteste, und es hätte sich nicht so lange gehalten, seit 274 Jahren, wenn es nicht aufgeschlossen gewesen wäre für Veränderungen.

Einige Neuerungen betreffen die Eigentumsverhältnisse. Nachdem etliche Jahre ein New Yorker Großaktionär das Unternehmen mit Machtspielen verunsichert hat, besitzt seit 2016 ein chinesischer Geschäftsmann das größte Aktienpaket. Sotheby's ist also ein wenig chinesisch. Phillips, auch einer der alten Londoner Kunstversteigerer, gehört seit zehn Jahren übrigens einem russischen Konzern. Christie's dagegen befindet sich bereits seit 20 Jahren im Besitz des französischen Unternehmers François Pinault.

Das Geschäft wird schwieriger, härter, die Liebe zur Kunst und die Liebe zum Geld schließen sich weniger denn je aus. Vor zehn Jahren, sagt Barker, sei es bei Sotheby's noch verpönt gewesen, Kunst öffentlich als Investment zu bezeichnen, längst sei man da gelassener.

Die Sammler sind in dieser Zeit noch selbstsicherer geworden, oft handelt es sich um Manager, Firmenbesitzer. Beim Kaufen zählt der Höchstpreis, beim Verkaufen hartes Verhandeln. Wer von ihnen ein Werk über ein Auktionshaus anbietet, verlangt nicht nur guten Service, sondern auch Sicherheiten, Garantiesummen etwa, und die sind für den Versteigerer ein Risiko. Manchmal werden Finanziers dazuge-

holt. Nicht immer, das macht Barker klar, gehe man auf die Bedingungen ein.

Auch nicht öffentliche Verkäufe, die »private sales«, werden wichtiger. Das ist dann eine Sache der Hinterzimmer und nicht mehr einer Auktion. Barker hat einen mittelgroßen Saal umgestalten lassen, der Boden wurde sorgsam abgeschliffen, die Wände hell gestrichen, dort kann Sotheby's jüngere Kunst präsentieren. Heute wollen noch ein paar Interessenten vorbeikommen, Mitarbeiter von Sotheby's ziehen Handschuhe an und tragen schon mal ein abstraktes Gemälde des deutschen Malers Günther Förg herein.

Viel mehr wandelt sich. Die Auktionshäuser kommen ihren Kunden tatsächlich entgegen, halten dort Versteigerungen ab, wo die neuen Millionäre und Milliardäre sitzen, beispielsweise in Dubai, in Mumbai. Auch Barker, in England aufgewachsen und dort zum Kunsthistoriker ausgebildet, ist durch seinen Job zum Reisenden geworden, in dieser Woche leitete er eine Charity-Auktion in Miami, auf seiner Instagram-Seite postete er ein Foto von U2-Sänger Bono, einem Initiator der Veranstaltung.

Gleichzeitig steigern viele Interessenten bereits über das Internet mit. Bei einer Auktionswoche in Hongkong waren vor Kurzem tausend Onlinekäufer registriert. Sotheby's hat ganze Start-ups aufgekauft, die Smartphone-Apps für Bieter entwickeln.

Der Markt ist globalisierter denn je, die Kundschaft verstreuter und digitalisierter denn je. Sie ruft an, schaltet sich zu aus allen Teilen der Welt. Im Saal selbst könne das an wichtigen Auktionsabenden zu einer »etwas geringeren Aktivität« führen, sagt Barker, eine Auktion »kann so eine Spur weniger dramatisch ausfallen«.

Wenn aber ein Kunde übers Internet kaufen wolle, sagt Barker, müsse man ihm das so leicht wie möglich machen, müsse man die technischen Möglichkeiten »umarmen«.

Auktionatoren lieben Bilder, auch metaphorische.

Viel wird sich weiter verändern müssen. Das Auktionsgeschäft ist ein Männergeschäft, mehrheitlich versteigern Männer die Kunst von Männern, Barker ist ein Produkt und Symbol auch dieses Zustands, doch er sagt, es ändere sich etwas, immerhin hat er gerade Jenny Savilles monumentales Aktbild »Propped« für 12,4 Millionen Dollar versteigert – und das ist nun ein Sieg in der Kategorie »teuerstes Werk einer lebenden Künstlerin«.

Christie's konnte da nicht mithalten und gesteht das auch ein.

Dieser Triumph von Sotheby's fiel allerdings ohnehin kaum auf, denn es war derselbe Abend, an dem für viel weniger Geld ein anderes Bild verkauft worden war, das sich dann aber eben selbst schredderte.

Ulrike Knöfel

Torte mit Flügeln

Popkritik Mariah Carey feiert Weihnachten, live in Berlin.

Hat Gott oder der Teufel die Popmusik erfunden? Die Gelehrten streiten, sicher ist: In der Hölle laufen Tag und Nacht, sommers wie winters Weihnachtsalben. Königin der Weihnachtsalben ist, wer sonst, Mariah Carey. Allein der Song »All I Want for Christmas Is You« hat der Sängerin nicht nur über 60 Millionen Dollar Royaltys eingebracht, er findet sich auch jedes Jahr wieder in den Charts. Sie hat zwei Weihnachtsalben herausgebracht, »Merry Christmas« und »Merry Christmas II You«. Seit 2014 hat sie ein jährliches Weihnachtsengagement im New Yorker Beacon Theatre und geht jetzt schon zum zweiten Mal damit in Europa auf Tour – als ob wir es hier nicht gerade schwer genug hätten.

Das einzige Konzert in Deutschland fand am Mittwoch in der Mercedes-Benz Arena in Berlin statt. Ein riesiges Mercedes-Benz-Emblem, geformt wie ein Stempel, schwebte drohend über der Menge. Auf der Bühne, vor rotem Samt, saß ein armer kleiner DJ in einer Geschenkbox, rief etwas hilflos »Let's go ...« und spielte Hip-Hop und »In der Weihnachtsbäckerei«. Die Bühnengestaltung sah insgesamt aus wie Karstadt-Deko, die ersten La-Ola-Wellen brandeten durchs Publikum, der Mercedes-Benz-Stempel-Stern funkelte vergnüglich. Nichts symbolisiert »Friede auf Erden« wie Mercedes-Benz.

Endlich, gegen Viertel nach neun, tauchte eine Ballerina vor dem roten Samt auf, man möchte sagen: wie die Taube, die Noah schickte, um zu sehen, ob die Luft rein ist. Der rote Samt wurde gelüftet, und da war sie! Mariah Carey. Eine Torte mit Flügeln.

Torte mit Flügeln ist hier nicht herabsetzend gemeint: Die Dame trug ein weißes Ballkleid beeindruckenden Umfangs, Engelsflügel und schmetterte »Gloria in excelsis Deo«. Es gab einen Chor und einen Weihnachtsbaum und ein Klavier. Ihr Haar war lang und ihr Lächeln strahlend und ihr Dekolleté so gewaltig, dass alle Kinder und Erwachsenen der Welt darin Zuflucht finden könnten; noch gewaltiger ist nur ihre Stimme. Die ist, ungeachtet der Veranstaltung um sie herum, smooth wie Seide, wärmend, gelassen, frech. Kein Playback nötig. »Jeeesuuuu« sang diese Stimme vor Geschenkpapierprojektionen.

Dabei darf man bei allem Glitzer nicht vergessen, dass Mariah Carey vor wenigen Jahren nahezu gejagt wurde. Nicht allzu lang vor #MeToo lästerte man zwar zuerst darüber, sie

würde ihre Konzerte stimmlich nicht mehr bewältigen. Aber dann ging es vor allem um ihren Körper. Nachdem sie in den Neunzigerjahren der Superstar schlechthin gewesen war, wurde sie immer mehr zum Gespött. Gerade die weiblichen Popstars werden später oft hämisch behandelt. Der Spott gegen sie ist einerseits natürlich sexistisch, andererseits wirkt gerade der antisexistische Moralismus in solchen Fällen immer etwas schal, da das Business nun mal über Hypes, also extreme Übertreibungen, funktioniert – die meist ins Gegenteil kippen, wenn nicht mehr alles in ewiger Weihnachtlichkeit erstrahlt.

Dabei bewies dieser Abend wieder, was für eine gewaltige Stimme Carey hat, mit der sie bis in die tiefsten und höchsten Lagen reichende Soulkoloraturen auf Mainstream-Pop-Niveau zelebriert.

Kürzlich hat sie ein neues Album herausgebracht, »Caution«, höflich gelobt als »ihr bestes Album des Jahrzehnts«.



Sängerin Carey: »Johohohooooooy!«

Einen Tag vor der Show postete sie auf Instagram ein Foto von sich, passend zur Weihnachtstour. Irgendetwas an diesem Instagram-Bild ist ... falsch. Sie trägt eine weiße Plüschmütze, und ihr rechtes Auge wirkt wie beim Photo-shoppen eine Spur nach unten verschoben, wodurch einem, versucht man dem Idol in die Augen zu schauen, schummrig wird. Ihr Gesicht beginnt zu zerfließen, die linke Seite nach oben, die rechte nach unten.

Dieselbe weiße Plüschmütze trug sie später an diesem Abend während der Show, und sie verlieh einem einen kurzen Eindruck, wie Mariah Careys Leben hinter der Bühne aussehen muss: Denn Carey wollte die Mütze absetzen. Doch statt sie selbst abzusetzen, bat sie einen Helfer auf die Bühne, der ihr die Mütze absetzte. Danach büstete er ihr kurz die Haare und transportierte die Mütze von der Bühne.

Der Moment eröffnete den Zuschauern gleich mehrere existenzielle Fragen. Etwa: Wa-

rum habe ich niemanden, den ich rufen kann, wenn ich meine Mütze absetzen will?

Und: Warum ist Careys rechtes Auge etwas niedriger als das linke Auge?

Alle Weihnachtslieder des Universums verschwammen zu einem einzigen. Zwischendurch waren, aus welchem Grund auch immer, Careys Kinder auf der Bühne und sangen mit ihrer Mama. Also Mama sang, und die Kinder sangen Background Vocals, am Bühnenrand sitzend, die Knie zusammengepresst. »Joy joy joy«, jubelte Carey, »Johohohooooooy!« Zu Weihnachten, erzählte Mama dem Publikum, kämen bei Familie Carey echte Rentiere zu Besuch. Sie strahlte in die Tausenden leuchtenden Gesichter, die ihr dabei zuschauten, und fragte: »Are you feeling festive yet?« Juliane Liebert



Video
**So klingt
Mariah
Carey**

spiegel.de/
sp502018kritik
oder in der App
DER SPIEGEL

DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · Mail spiegel@spiegel.de

Impressum

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923–2002)

CHEFREDAKTION

Susanne Beyer (V.i.S.d.P.), Dirk Kurbjuweit, Alfred Weinzierl

AUTOR Klaus Brinkbäumer

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: René Pfister, Michael Sauga, Christiane Hoffmann (stellv.). Redaktion Politik und Wirtschaft: Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Markus Dettmer, Veit Medick, Ann-Katrin Müller, Ralf Neukirch, Cornelia Schmergal, Christoph Schult, Anne Seith, Gerald Traufetter. Autoren, Reporter: Markus Feldenkirchen, Konstantin von Hammerstein, Christoph Hickmann, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

DEUTSCHLAND Leitung: Cordula Meyer, Dr. Markus Verbeet. Redaktion: Laura Backes, Katrin Elger, Michael Fröhling, Hubert Gude, Charlotte Klein, Miriam Olbrich, Christopher Piltz, Andreas Ulrich, Michael Wulzinger. Meldungen: Annette Bruhns. Autoren, Reporter: Jan Fleischhauer, Annette Großbongardt, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Bruno Schrep (fre), Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Frank Hornig. Redaktion: Maik Baumgärtner, Sven Becker, Sven Röbel, Michael Sontheimer (fre), Andreas Wassermann, Wolf Wiedmann-Schmidt. Autoren, Reporter: Stefan Berg, Martin Knobbe

WIRTSCHAFT Leitung: Susanne Amann, Markus Brauck. Redaktion: Simon Hage, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Kathrin Nezik, Simone Salden. Autoren, Reporter: Armin Mahler, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Britta Sandberg, Juliane von Mittelstedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). Redaktion: Fiona Ehlers, Katrin Kuntz, Jan Puhl, Raniah Salloum, Samiha Shafy, Helene Zuber. Autoren, Reporter: Marian Blasberg, Clemens Höges, Susanne Koelbl, Dietmar Pieper, Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Rafaela von Bredow, Olaf Stampf. Redaktion: Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Guido Kleinhübner, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmidt, Frank Thadeusz, Christian Wüst. Autor: Jörg Blech

KULTUR Leitung: Sebastian Hammelehle, Tobias Rapp (stellv.). Redaktion: Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Ulrike Knöfel, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf, Takis Würger. Autoren, Reporter: Georg Diez, Dr. Martin Doerry, Lothar Gorris, Wolfgang Höbel, Dr. Nils Minkmar, Elke Schmitter, Volker Weidemann

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Özlem Gezer (stellv.). Redaktion: Hauke Goos, Maik Großekathöfer, Barbara Hardinghaus, Felix Hutt, Timofey Neshitov, Dialika Neufeld, Claas Relotius, Jonathan Stock. Autoren, Reporter: Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch (fre), Marc Huje, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Udo Ludwig. Redaktion: Thilo Neumann, Gerhard Pfeil, Antje Windmann, Christoph Winterbach

INVESTIGATIVREPORTER Rafael Buschmann, Jürgen Dahlkamp, Günther Latsch, Jörg Schmitt (*investigativ-reporter@spiegel.de*). Dokumentation: Nicola Naber, Koordination SPIEGEL ONLINE: Jörg Diehl, Koordination SPIEGEL TV: Thomas Heise

TEAM LEBEN Anke Dürr, Detlef Hacke, Maren Keller

SONDERTHEMEN Leitung: Dr. Susanne Weingarten, Dr. Eva-Maria Schnurr (stellv.). Redaktion: Markus Deggerich, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Sandra Schulz. Autorin: Marianne Wellershoff

KOORDINATION MEINUNG Markus Feldenkirchen, Christiane Hoffmann

SPIEGEL PLUS Alexander Neubacher

DEIN SPIEGEL Leitung: Bettina Stiebel, Kathrin Breer (stellv.). Redaktion: Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Patrick Blume, Alexandra Schulz, Marco Wedig

CHEF VOM DIENST Anke Jensen, Thomas Schäfer

Schlussredaktion: Gesine Block; Christian Albrecht, Gertred Alfeis, Ulrike Boßerhoff, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Ursula Junger, Birte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Katharina Lüken, Stefan Moos, Reimer Nagel, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Sandra Waage

Produktion: Petra Thormann, Reinhard Wilms; Kathrin Beyer, Michele Bruno, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Petra Gronau, Ursula Overbeck, Britta Romberg, Martina Treumann, Rebecca von Hoff, Katrin Zabel

BILDREDAKTION Leitung: Michaela Herold, Claudia Jeczawitz (stellv.); Tinka Dietz, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Petra Konopka, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Anke Wellnitz

Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

GRAFIK UND MULTIMEDIA Leitung: Jens Radt. Grafik-Team: Cornelia Baumermann, Thomas Hammer; Ludger Bollen, Max Heber, Anna-Lena Kornfeld, Ferdinand Kuchlmayr, Gernot Matzke, Cornelia Plauter, Michael Walter. Multimedia-Team: Olaf Heuser; Alexander Epp, Birgit Großekathöfer, Roman Höfner, Marco Kasang, Elisabeth Kolb, Bernhard Riedmann

LAYOUT Leitung: Jens Kuppi, Reinhilde Wurst; Michael Abke, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Elsa Hundertmark, Louise-Jessen, Nils Küppers, Annika Loebel, Leon Lothschütz, Florian Rauschenberger, Barbara Rödiger

TITELBILD Leitung: Katja Kollmann, Johannes Unselt (stellv.); Suze Barrett, Iris Kuhlmann

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Alexanderufer 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Lukas Eberle, Fidelius Schmid, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Tim Bartz, Dr. Felix Bohr, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Anna Clauß, Dinah Deckstein, Jan Friedmann, Martin Hesse, Thomas Schulz, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950, Fax 45459525

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

BANGALORE Laura Höflinger, 811, 10th A Main Road, Suite No. 114, 1st Floor, Bangalore – 560 038

BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. +1 857 9197115

BRÜSSEL Peter Müller, rue Le Tüten 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 3060108, Fax 2311436

ISTANBUL Maximilian Popp, Tel. +90 5413971567

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. +27 21 4261191

KIEW Luteranska wul. 3, kw. 63, 01001 Kiew, Tel. +38 050 3839135

LONDON Jörg Schindler, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. +44 203 4180610, Fax +44 203 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. +34 650652889

MOSKAU Christian Esch, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Philipp Oehmke, 233 Broadway, Suite 1460, New York, NY 10279, Tel. +1 212 227583, rv.newyork@spiegel.de

PARIS Julia Amalia Heyer, 137 Rue Vieille du Temple, 75003 Paris, Tel. +33 1 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P. O. Box 170, Peking 100101, Tel. +86 10 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glising, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. +55 21 22751204

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Guido Mingels, P. O. Box 191526, San Francisco, CA 94119-1526, Tel. +1 212 227583, rv.newyork@spiegel.de

TEL AVIV Alexander Osang, Hashahaf 20, P. O. Box 8387, 6803466 Tel Aviv-Yafo, Tel. +972 3 6835339

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Asagaya Minami 2-31-15 B, Suginami-ku, Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

Warschau P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295

WASHINGTON Christoph Scheuermann, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Leitung: Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Zahra Akhgar, Dr. Susmita Arp, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Johannes Eltzschig, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Dr. Andre Geicke, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Stefanie Jockers, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Guseck, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Claudia Niesen, Sandra Ofner, Dr. Vasilios Papadopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Melke Stapf, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Rainer Szym, Dr. Marc Theodor, Andrea Thell, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wotter, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: André Pätzold

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 72 vom 1. Januar 2018
Mediaunterlagen und Tarife: www.spiegel.media

Verantwortlich für Vertrieb: Christoph Hauschild

Verantwortlich für Herstellung: Silke Kassuba

Druck: Mohn Media Gütersloh
FSC MIX Papier
FSC® C011124

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966
Mail: leserbriefe@spiegel.de

Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:

Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«

Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ

Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können.

Der dazugehörige Fingerprint lautet:

6177 6456 98CE 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Redaktioneller Leserservice

Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966
Mail: leserservice@spiegel.de

Nachdruckrechte / Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Speicherung in digitalen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Für Deutschland, Österreich, Schweiz:

Mail: lizenzen@spiegel.de, Telefon: 040 3007-3540

Fax: 040 3007-2966

Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing

Mail: julie.ho@nytimes.com, Telefon: +1 212 556-5118

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V. Telefon: 06421 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: 069 9551240

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 249,60
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 171,60

Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland

Mengenpreise auf Anfrage.

Abonnentenservice

Persönlich erreichbar
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg –
oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,80 pro gedruckte Ausgabe

☐ für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,60) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.

Der Bezug ist zur nächstreichbaren Ausgabe kündbar.

Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu
AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter
www.spiegel.de/abg

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP18-003, SD18-008 (Upgrade)



INTERNET www.spiegel.de
REDAKTIONSBLOG spiegel.de/spiegelblog
TWITTER @derspiegel
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DER SPIEGEL (USPS no 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of Publication: German Language Publications Inc, 153 S Dean St, Englewood NJ 07631, 1-855-457-6397. Periodicals postage is paid at Paramus NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.

Nachrufe



PUBLIC ADDRESS / INTERTOPICS

George H. W. Bush, 94

Ein Vorfall in Krefeld überzeugte ihn 1983, dass man den Deutschen nach Krieg und Holocaust wieder trauen könne. George Bush war damals US-Vizepräsident und nahm an einem Festakt teil. Als er abfahren wollte, blockierten Demonstranten die Ausfahrt und bewarfen seinen Cadillac mit Steinen – für Bush ein Beleg, dass die Meinungsfreiheit in der Bundesrepublik funktionierte. Als er 1989 ins Weiße Haus einzog, setzte er auf den Bonner Verbündeten, zum Verdruss der Briten. Später erzählte er belustigt, wie empört Premierministerin Margaret Thatcher gewesen sei, weil er Kanzler Helmut Kohl »Partnership in Leadership« angeboten hatte. Sie hielt ihm Vorträge über das 19. Jahrhundert, er fand, die Deutschen hätten für die Sünden der Vergangenheit gezahlt.

Nach dem Mauerfall unterstützte er die Wiedervereinigung und machte sie damit möglich. Allerdings stellte Bush eine Bedingung: Das geeinte Deutschland müsse Nato-Mitglied sein. Im Mai 1990 trotzte er dieses Zugeständnis Kremlherrscher Michail Gorbatschow ab. Es war der größte diplomatische Triumph des pragmatischen Wahltextners, der charmant auftrat, aber mit kühlem Blick auf die Welt schaute. Den Ukrainern riet er, auf ihre Unabhängigkeit zu verzichten und in der Sowjetunion zu verbleiben; sie würden nur eine »entfernte Tyrannei« gegen »Despotismus vor Ort« eintauschen. Er schmiedete eine internationale Allianz und befreite Kuwait, das der irakische Diktator Saddam Hussein annektiert hatte. Doch er verzichtete auf den Marsch nach Bagdad, weil er die politischen und humanitären Kosten fürchtete. Trotzdem hielt er loyal zu seinem Sohn und späteren Nachfolger George W., als dieser 2003 den Irak besetzte.

Auf sein Amt war Bush senior glänzend vorbereitet. Der Sohn eines Senators von der Ostküste war Parlamentarier gewesen, Botschafter, CIA-Chef und Vizepräsident unter Ronald Reagan. Erfolge im Ölgeschäft ließen ihn schon als jungen Mann finanziell unabhängig werden. Dass er die Rezession nicht in den Griff bekam, kostete ihn 1992 die Wiederwahl. Bush galt als warmherziger Familienmensch, führte allerdings einen der schmutzigsten Wahlkämpfe der US-Geschichte. Als die US-Marine 1988 versehentlich eine iranische Passagiermaschine mit 290 Menschen abgeschossen hatte, erklärte er, er werde sich »niemals« für die USA entschuldigen. Die Fakten seien ihm »egal«. George H. W. Bush starb am 30. November in Houston. KLW

Wolfgang Mayrhofer, 71

Schon in den Neunzigern sinnierte der Ingenieur, damals Chef der Lufthansa-Technik, über ferngesteuerte Flugzeuge, die ohne Piloten auskommen würden. Noch bevor Wolfgang Mayrhofer 2003 an die Lufthansa-Spitze rückte, musste er seine Äußerungen auf Druck der Piloten öffentlich relativieren. In Oberösterreich geboren, startete er nach dem Maschinenbaustudium seine mehr als 45 Jahre währende Lufthansa-Karriere bei der Triebwerksinstandhaltung. Scherzhaft hieß es über ihn, er habe Kerosin im Blut, so verbunden blieb er Deutschlands größter Fluglinie. Als CEO integrierte er die Schweizer Swiss in den Konzern, setzte sich für den Airbus A380 bei Lufthansa ein, in seiner Amtszeit wuchs der Günstigabnehmer Germanwings. Wolfgang Mayrhofer starb nach langer Krankheit am 1. Dezember. MUM

Markus Beyer, 47

Seine linke Hand schmerzte wegen einer Verletzung, in seinem rechten Boxhandschuh klebte Blut, weil er sich bei einem Schlag einen Fingernagel eingerissen hatte. Aber Markus Beyer hielt durch, und am Ende gewann er am 23. Oktober 1999 in Telford den Weltmeisterschafts-Fight im Supermittelgewicht gegen den Briten Richie Woodhall. Plötzlich



DARMER / DAVIDS / ROPI

gehörte der stille Kämpfer aus dem Erzgebirge neben Figuren wie Henry Maske oder Axel Schulz zu den Helden des deutschen Boxens. Er verlor seinen Titel, holte sich den WM-Gürtel aber zweimal zurück. Die Fans liebten seinen eleganten Stil.

Im Ring war Beyer eine Attraktion. Außerhalb scheute er das Rampenlicht. Nach der Trennung von seiner Frau zog Beyer in seine Heimat im Erzgebirge zurück. Zuletzt arbeitete er als Experte für das Fernsehen. Markus Beyer starb am 3. Dezember in Berlin an Krebs. GPF

Andrej Bitow, 81

Im sowjetischen Terrorjahr 1937 kam er auf die Welt. Sein Vater war Architekt, er selbst wurde Bergbauingenieur. Lieber ist Andrej Bitow aber in die Tiefenschichten der russischen Literatur hinabgestiegen, vor allem das Werk Alexander Puschkins ist für ihn



PICTURE ALLIANCE / DPA

Fundament des Schreibens geworden. Auf diesem hat er sein Hauptwerk errichtet: »Das Puschkinhaus«, das im Ausland 1978 erschien – in der Sowjetunion wurden nur Auszüge veröffentlicht. Der Inhalt: Ein Literaturwissenschaftler, Adelspross, arbeitet im Palast des philologischen Instituts an seiner Dissertation. Nach einem Gelage mit einem spöttischen Doppelgänger kommt es zu einem Duell. Dabei kommen jene Pistolen zum Einsatz, mit denen sich Puschkin einst tatsächlich duellierte; er starb. Auch im Roman stirbt einer. Der Beharrungskünstler? Der Spötter? Bitow spielt alle Versionen durch. Literatur war für ihn die Kunst des Zweifels. Zu Recht hatten die Machthaber vor seinen Büchern Angst. Er war einer der wenigen russischen Intellektuellen, die gegen die Besetzung der Krim protestierten. Andrej Bitow starb am 3. Dezember in Moskau. VW

Die Alleskönnerin

● Der in London geborenen Schauspielerin **Cynthia Erivo**, 31, wird eine ganz große Zukunft vorhergesagt. Nachdem der Regisseur Steve McQueen sie 2015 für seinen Thriller »Widows – Tödliche Witwen« ausgewählt hatte, bekam sie vier Filmengagements, aufgefallen war sie bis dahin als Bühnenschauspielerin am Broadway. McQueen (»12 Years a Slave«) meint, ihr potenzieller Einfluss auf die gesamte Unterhaltungsindustrie sei gar nicht zu überschätzen: »Es gibt nichts, was sie nicht kann.« Und Herausforderungen scheut Erivo nicht: Sie wird die amerikanische Heldin Harriet Tubman in einem aufwendigen Film über deren Leben darstellen. Die schwarze Bürgerrechtlerin verhalf Mitte des 19. Jahrhunderts Sklaven aus den Südstaaten zur Freiheit, später setzte sie sich für Frauenrechte ein. Tubmans Geschichte ist prägend für das Selbstverständnis der schwarzen US-Bevölkerung. Erivo weiß um die Bedeutung dieser »mythischen« Figur, wie sie sie nennt. Daher zeigt sie auch Verständnis für Kritiker, die monieren, dass mit ihr eine Britin diese uramerikanische Figur verkörpern soll. Es erfülle sie mit Demut, dass ihr die Aufgabe zugetraut werde, so Erivo im Magazin »Rolling Stone«. Und sie nehme das Projekt ganz gewiss nicht auf die leichte Schulter. Die Dreharbeiten haben im Oktober begonnen. ks



GARETH CATTERMOLE / CONTOUR BY GETTY IMAGES



JEPPE BOJE NIELSEN

Ein weites Feld

● Am Ende seines autobiografischen Monumentalwerks »Min Kamp«, dessen siebter und letzter Band 2011 in Norwegen erschienen ist, gab sich der Autor erleichtert. **Karl Ove Knausgård**, diese Woche 50 Jahre alt geworden, schrieb auf den letzten Seiten, nun müsse er kein Schriftsteller mehr sein – und blieb es trotzdem. Seither arbeitet der Norweger aber auch als Verleger und Reisejournalist und versucht sich tatsächlich in

einem ganz anderen Feld als der Literatur: als Kurator. Für das Osloer Munch-Museum stellte er im vergangenen Jahr eine Ausstellung mit Werken seines 1944 verstorbenen Landsmannes Edvard Munch zusammen. Im Auftrag des Fernsehsenders Arte führt Knausgård im Rahmen einer Dokumentationsreihe über bedeutende Museen Anfang nächsten Jahres durch das Osloer Haus, und im Oktober 2019 soll in der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen eine weitere von ihm kura-

tierte Munch-Schau zu sehen sein. Die Direktorin Susanne Gaensheimer ist sich sicher, dass die Besucher in Düsseldorf etwas Einzigartiges erwartet. Das Besondere der Ausstellung seien nicht nur die von Knausgård gewählten Werke, darunter auch solche, die zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Vor allem die »präzise Inszenierung« durch Knausgård sei bemerkenswert, verspricht sie, er schaffe eine ganz eigene Architektur. ks

In bester Gesellschaft

● Die kanadische Schriftstellerin **Margaret Atwood**, 79, gibt seit Neuestem Seminare für Kreatives Schreiben. Damit knüpft sie an ihr früheres Wirken als Dozentin für Literaturwissenschaft an. Allerdings findet ihr aktueller Kurs online statt; als sie 1964 ihre Lehrtätigkeit begann, gab es das Internet bekanntlich noch nicht. Auf der Website Masterclass.com



CHRIS YOUNG / PICTURE ALLIANCE

stellt die vielfach ausgezeichnete Autorin, deren wichtigster Roman »The Handmaid's Tale« inzwischen auch als TV-Serie verarbeitet wurde, ihre Dienste interessierten Laien zur Verfügung. 23 Unterrichtseinheiten kosten 100 Euro, für 200 Euro im Jahr hat man Zugang zu allen Angeboten von Masterclass. Darunter Fotografiere, Schauspielunterricht oder Wissenswerte über Schach. Atwood befindet sich in bester Gesellschaft: Annie Leibovitz, Helen Mirren, Garri Kasparow sind im Kollegium vertreten. In einem kurzen Video, unterlegt mit dramatischer Musik, gibt Atwood Kostproben ihrer Weisheit: »Der Papierkorb ist dein Freund« und »Du wirst Schriftsteller, indem du schreibst«. KS

Ganz der Papa

● Seine Mutter soll vor Schreck geweint haben, als er ihr seinen Traumberuf verriet: Tennisprofi wollte er werden, sagte **Leo Borg** als Zehnjähriger. Der Sohn des Tennisstars Björn Borg zählt heute, als 15-Jähriger, zu Schwedens besten Nachwuchsspielern. Die Eltern hadern zwar mit den Zukunftsplänen ihres Kindes, aber sie unterstützen sie. Vater Björn vor allem, indem er sich zurückhält. Trainingsfragen bespricht Leo ausschließlich mit seinem Coach, auf Reisen zu internationalen Jugendturnieren begleitet ihn meistens nur seine Mutter.

Die Eltern fürchten, Leo könnte ständig mit seinem berühmten Vater verglichen werden. Ihn ficht das nicht an. Offenbar hat er nicht nur die Leidenschaft für das Spiel geerbt, sondern auch die nötige Ausdauer. Im nächsten Jahr hat er seine Schulpflicht erfüllt, dann will er sich dem Tennis in Vollzeit widmen. Seine Mutter hofft immer noch ein wenig, dass Leo seine Pläne ändert. Sogar eine Schauspielkarriere würde sie vorziehen. Dass er dafür ein gewisses Talent hat, konnte er vor zwei Jahren beweisen. Er spielte den ganz jungen Björn Borg in dem Kinofilm »Borg McEnroe«. KS



CASPER HEDBERG / NNT / REDUX / LANF



Zimmer (M.)

Die Augenzeugin

»Auf einen Jupitermond«

Als vergangene Woche die Sonde »InSight« auf dem Mars landete, stand Aline Zimmer, 33, im Kontrollraum der Nasa und fieberte mit. Die Saarländerin arbeitet als Systemingenieurin im Nasa Jet Propulsion Laboratory in Pasadena, Kalifornien. Zimmer war für die wichtigen Minuten der Mission mitverantwortlich.

● »Monatlang habe ich mit meinem Team die Landung von »InSight« auf dem Mars vorbereitet, aber im entscheidenden Moment konnte ich nichts tun. Die letzten Minuten, wir nennen sie »die sieben Minuten des Schreckens«, musste »InSight« ganz allein schaffen. Signale brauchen länger als sieben Minuten, um vom Mars zur Erde zu kommen – ich konnte die Landung also nur im Nachhinein verfolgen. Diese Minuten waren entscheidend: Die Sonde trat in die Atmosphäre ein, bremste stark ab und erhitzte sich dabei extrem. Dann öffnete sich der Fallschirm, der Hitzeschutzschild wurde abgeworfen. Ich stand im Kontrollraum und zitterte. Ich war da seit fast zehn Stunden bei der Arbeit, meine Schicht hatte um zwei Uhr morgens begonnen. Richtig gut geschlafen hatte ich seit einem Monat nicht mehr. Man macht sich ständig Sorgen, etwas übersehen zu haben. Die größte Gefahr für eine Mission geht von den »unknown unknowns« aus, den unbekannten Unbekannten, Dingen, die man nicht bedenkt, die man nicht einschätzen kann. Wir simulieren immer wieder unterschiedliche Szenarien: Was, wenn bei der Landung plötzlich ein Sandsturm aufzieht? Wenn die Winde stärker sind als sonst? Es gibt immer Situationen, die man nicht vorhersieht. Hätte etwas nicht funktioniert, ich hätte mir mit der Schuld gegeben. Aber alles lief ab wie im Bilderbuch.

Das Gefühl, das ich in dem Moment hatte, in dem die Sonde auf dem Mars aufsetzte, ist kaum zu beschreiben. Da war riesige Freude. Und immense Erleichterung. Der ganze Druck der letzten Monate war plötzlich weg. Es fasziniert mich immer noch: Diese Maschine, die vor kurzer Zeit noch neben mir stand, ist jetzt auf dem Mars. Unglaublich. Der erste Anruf nach der Landung ging an meine Eltern. Sie haben zu Hause in Wiebelskirchen vor dem Fernseher mitgefiebert. Ich fand die Sterne schon als Kind spannend. Je weiter weg, umso besser. Deshalb ist mein Traum, eine Mission zu begleiten, die auf einem der Jupitermonde landet. Dort gibt es Ozeane, man vermutet Leben. Solche Missionen sind noch komplexer als Marsmissionen.« Aufgezeichnet von Lisa Duhm



»Die Natur in Form der Evolution hat uns mit angeborenen Ängsten ausgestattet, die für unser Überleben wichtig sind. Angst vor einer Klimakatastrophe ist leider nicht dabei.«

Uwe Geiger, Gernsbach (Bad.-Württ.)

Zu viele und zu dumm

Nr. 49/2018 Was der Erde droht – und was wir tun können

In dem Artikel wird endlich mal verdeutlicht, was wir uns da gerade einbrocken. Wir sollten also nicht nur die erwähnte CO₂-Steuer einführen, sondern endlich das Wachstum der Erdbevölkerung stoppen, uns mit einem Nullwachstum zufriedengeben, kleinere Brötchen backen und kleinere Autos bauen. Selbst wenn wir das Nötige jetzt umsetzen, werden uns unsere Kindeskind und noch viele Generationen verfluchen!

Joachim Beier, Norderstedt (Schl.-Holst.)

Was sind 20 Zentimeter oder selbst ein paar Meter Anstieg des Meeresspiegels der durchschnittlich rund vier Kilometer tiefen Ozeane? Das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung und auch der Weltklimarat IPCC leben von Weltuntergangsszenarien und verschweigen die positiven Auswirkungen eines möglichen Temperaturanstiegs. Ein langfristig stabiles Klima hat es nie gegeben. Eine Warmzeit ist für die Menschheit ungleichlich besser als eine neue Eiszeit. Allein ein Wiederergrünen der Sahara, wie nachweislich bei der letzten postglazialen Erwärmung vor 10 000 Jahren, würde einen Lebensraum von der Größe der USA im nördlichen Drittel Afrikas erschaffen. Das wirkliche Zukunftsproblem sind die exponentielle Zunahme der Weltbevölkerung und die Ausbreitung der Zivilisation, und nicht der Klimawandel.

Dr. Stefan Kröpelin, Köln

Nachdem es letzte Woche wiederholt alarmierende Nachrichten über den kaum noch aufhaltbaren Klimawandel gab, habe ich den ökologischen Fußabdruck unserer Kleinfamilie online ermittelt. Ich war und bin schockiert: 2,7 Erden verbrauchen wir! Und dabei habe ich immer geglaubt, dass wir schon recht sparsam sind: kleine Stadtwohnung, wenig gefahrene Autokilometer, fast ausschließlich Bionahrung – wenig Fleisch. Nun arbeiten wir daran, weniger CO₂ zu produzieren. Unbestritten ist natürlich, dass es richtungsweisende Entscheidungen von Regierungen und Industrie braucht – aber auch die einzelnen Konsumenten können in ihrer Summe sehr wohl etwas bewegen!

Doris Zimmermann-Geib, Weimar

Als es der Natur gut ging, plagten sich Menschen in einem kurzen und entbehrungsreichen Leben für magere Ernten, froren in kalten Stuben und bekamen den Allerwertesten im ganzen Leben nicht aus dem Dorf hinaus. Der moderne Energieverbrauch beschert uns reich gedeckte Tafeln in großzügigen beheizten Wohnungen und die Möglichkeit, die ganze Welt zu bereisen. Natürlich werden wir eher untergehen, als diese Uhr zurückzudrehen. Bleibt nur die Hoffnung, dass es möglich ist, unseren Energiebedarf aus erneuerbaren Quellen zu decken, und dass wir die weltweite Einigkeit erzielen, dies schnell zu erreichen. Allerdings ist der Mensch so



Innenstadt von Osaka (Simulation)

gepolt, dass er nur auf unmittelbare Gefahren adäquat zu reagieren vermag. Vielleicht sind wir für diese neue Herausforderung einfach zu viele und zu dumm.

Beate Ramisch, Detmold (NRW)

Kaum daran zu glauben, dass es der Menschheit gelingt, ernsthaften Klimaschutz weltweit umzusetzen. Nicht nur der selbstverliebte Dummkopf Donald Trump, der Erderwärmung und Naturzerstörung stoisch bezweifelt, trägt dabei Verantwortung. Es sind einfach zu viele Menschen unfähig, sich von einigen bequemen Lebensgewohnheiten zu verabschieden.

Horst Schunk, Coburg

Trojanisches Pferd

Nr. 48/2018 Leitartikel: Die Polemik gegen den Uno-Migrationspakt ist verantwortungslos

In den Ausgangsländern herrschen oft schlimme Zustände, jedoch ist auch das Bevölkerungswachstum ein Destabilisierungsgrund. Dass diese Staaten sich gern am Migrationspakt beteiligen, der im Wesentlichen Verpflichtungen der Aufnahmeländer enthält, ist deshalb nachvollziehbar.

Helmut Lambert, Bonn

Der Uno-Migrationspakt ist nicht banal, er könnte zu einem Trojanischen Pferd werden. Jeder Jurist lernt im ersten Semester, dass bei Auslegung von Normen auch andere rechtliche Wertungen einfließen sollen. Bei den gefürchteten Winkelzügen unserer Verwaltungsgerichte könnte so der wohlwollende Migrationspakt quasi als Interpretationshilfe in unser Asyl- und Flüchtlingsrecht Eingang finden. Selbst wenn die Überschrift »unverbindlich« lautet. Plötzlich begründet das Armutsrisiko ein Bleiberecht. Da haben die Kritiker zu Recht darauf hingewiesen, offenbar ohne Erfolg. Noch ein Etappensieg für die AfD.

Christoph Schönberger, Aachen

Selten habe ich in einem Leitartikel des SPIEGEL so viel Naivität gelesen. Glaubt Frau Abé denn wirklich, dass sich all die Autokratien und Diktaturen, die den Migrationspakt unterzeichnet haben, zum Schutz von Migranten bekennen und damit hehre Ziele verfolgen? Oder wird hier nur ein Vorwand gesucht, um mal wieder die bösen Konservativen Merz und Spahn abzuwatschen?

Christofer Grass, Freiburg im Breisgau

Mangelnder Veränderungsdruck

Nr. 48/2018 Deutschlands Behörden arbeiten oft noch so, als gäbe es kein Smartphone und kein Internet

Dass es noch keinen Rentengesamtbescheid gibt, halte ich für das geringste Übel. Jeder sollte in der Lage sein, staatliches, betriebliches und selbst verantwortetes Altersgeld zusammenzuzählen. Digitalisierung und Vereinfachung: gern. Aber wir müssen aufpassen, dass wir dadurch nur entlastet werden – und nicht blöd.

Renzo Dohm, Frankfurt am Main

Digitalisieren ist nur sinnvoll, wenn gleichzeitig entbürokratisiert wird. Von der deutschen Bürokratie das Vorantreiben der Digitalisierung zu erwarten ist so, als hätte man vor 130 Jahren vom Kutscher gefordert, das Automobil zu erfinden.

Prof. Dr. Mirco Solé Kienle, Bonn

Als langjähriger Mitarbeiter einer Kommunalbehörde im Bereich IT und Organisation kann ich jeden Satz Ihrer Analyse bestätigen. Die Vielzahl der Skeptiker und Bedenkenträger verhindert fast jeden Fort-



Kartei im Bürgerbüro in Hannover

schrift. Es gibt in der öffentlichen Verwaltung so gut wie keinen wirklichen Veränderungsdruck. Geld ist vorhanden. Die Bürgerinnen und Bürger protestieren allenfalls zaghaft. Die zuständigen politischen Gremien verheddern sich in Zuständigkeitsfragen und technischen Details.

Kurt Brandt, Buchholz (Nieders.)

Dubioser Grenzwert

Nr. 48/2018 Wie der Umweltkrieger Jürgen Resch das Land gegen sich aufbringt

Wir erleben gerade fasziniert die moderne Version des Märchens von »Des Kaisers neue Kleider«, nur dass anstelle des nackten Kaisers ein dubioser Grenzwert durchs Land getragen wird, dem Politiker und Juristen kritiklos huldigen.

Prof. Jürgen Hubbert, Sindelfingen

Anstatt sich die Ursache des Dieselskandals, die betrügende Automobilindustrie oder die sie hofierende Politik, vorzunehmen, führt Herr Resch einen Feldzug gegen das schwächste Glied in der Kette, die Städte. Mit den erzwungenen Fahrverboten trifft er die weniger betuchten Dieselfahrer, die sich trotz Prämien keinen Neuwagen oder gar ein Elektrofahrzeug kaufen können.

Peter Kleine, Homburg (Saarl.)

Es ist doch ein Unding, dass ein privater Verein gegen Staatsorgane klagen muss, um die Einhaltung seit Langem bekannter und geltender Gesetze einzufordern.

Wolfgang Schmidt, Lage (NRW)

Herr Resch scheint mit seiner von Sponsoren abhängigen Deutschen Umwelthilfe mit zweierlei Maß vorzugehen. Er verklagt so gut wie alle führenden deutschen Autohersteller und denkt nicht im Traum daran, seinen zahlungskräftigen Sponsor Toyota in die Klageüberlegungen einzubeziehen.

Jürgen Trabert, Duisburg

Vorurteile und Denkblockaden

Nr. 48/2018 Wie sinnvoll ist gendergerechte Sprache?

Als ich in den Fünfziger- und Sechzigerjahren in Norwegen zur Schule ging, hieß es »Lehrerin« und »Lehrer«. Nunmehr wird seit vielen Jahren ausschließlich die männliche Form benutzt, und weder weib-

liche Personen noch Personen anderer Geschlechter regen sich darüber auf. Aber es gibt heftiges Gelächter, wenn ich die sprachliche Situation in Deutschland erkläre und sie mit diversen Beispielen kröne.

Wenche Zahl, Mossautal (Hessen)

Das Problem liegt ja nicht in der Sprache, die deshalb auch nicht so grässlich verunstaltet werden müsste, sondern in den Köpfen, die oftmals voller Vorurteile und ideologischer Denkblockaden stecken. Wer zwischen grammatischem und biologischem Geschlecht – also Genus und Sexus – zu unterscheiden weiß, kann sich und anderen die überflüssige Aufregung um die identitätsbildende Kraft des Gendersternchens ersparen.

Hans-Jürgen Grosser, Warburg (NRW)

Als von Hans Mentz in der »Titanic« zertifizierter Erfinder des Binnen-I muss ich darauf hinweisen, dass mir diese Schreibweise 1980 beim Tippen des Manuskripts für »Was Sie schon immer über Freie Radios wissen wollten, aber nie zu fragen wagten!« aus reiner Bequemlichkeit in die Finger kam. So kam es ins Buch und in die Welt. Seither erfreue ich mich der selben Wege und gründlichen Interpretationen der Versalie.

Christoph Busch, Hamburg

Extrem problematisch finde ich in Deutschland, dass die Gesellschaft immer noch Geschlechtlichkeit als eine entscheidende Eigenschaft eines Menschen versteht. Es gibt zwei – nur zwei – Gelegenheiten, bei denen mein Geschlecht für mein Wohl entscheidend ist: beim Sex und als Patient. Lasst uns an wichtigeren Problemen arbeiten wie Strukturänderungen, die Chancengleichheit für alle Menschen sichern.

Natalia Aristov, Stuttgart

Der Schriftsteller Heinz Strunk lässt sich negativ über die gendergerechte Sprache aus unter anderem mit den Worten: »wenn man etwas für die Frauen tun will ...«. Den Satz nehme ich gern beim Wort, denn hier entlarvt sich Denken und Haltung von Herrn Strunk. Wir Frauen handeln schon lange selbst und sind mittendrin in der Lösungssuche, um unsere Sprachauswahl der veränderten Wirklichkeit anzupassen. Denn Sprechen ist Handeln.

Angelika Kursch, Hannover

Auch für Raser und Schussel

Nr. 48/2018 Richard David Precht über den Irrsinn, Maschinen ethisch zu programmieren

Heißt es, dass man sich für oder gegen die Menschenwürde entscheidet, wenn man ein System wählt, das unterm Strich Tausende Todesopfer im Straßenverkehr vermeidet? Bei der Gurtpflicht oder dem Air-

bag haben wir uns doch auch nicht aktiv für die Opferung der wenigen entschieden, die danach durch den Gurt oder den Airbag zu Tode gekommen sind.

Peter Heinrichs, München

Das eigentliche Problem ist das autonome Fahren selbst, das Herr Precht ethisch »regelbasiert« zu retten versucht. Diese technologische Wahnidee hat die Ethiker auf den Plan gerufen, die aber nicht etwa daran arbeiten, sie zu diskreditieren, sondern ihr den Anschein von Rationalität zu verleihen. Die unbewiesene – und unbeweisbare – Behauptung, das autonome Fahren mache den Straßenverkehr sicherer, impliziert, dass künftig alle (zwangsweise) autonom gefahren werden müssen, also besonders die Raser und die Schussel sowie die Motorradfahrer, und das möglichst weltweit.

Horst van Bremen, Lemgo (NRW)

Kann das intelligente Fahrzeug bei einem Unfall keine eindeutig beste Entscheidung treffen, wird es sich, wie auch ein Mensch, für den Zufall entscheiden. Es ist sehr leicht, das zu programmieren. Nicht die Entscheidungsfindung ist bei Maschinen das Problem, sondern deren Wahrnehmungsqualität.

Kalle Janssen, Emden (Nieders.)

Selten habe ich so einen klugen und komprimierten Artikel zu irgendeinem Thema, geschweige denn zum Moraldilemma des autonomen Fahrens gelesen. Und nebenbei haben Sie noch nachvollziehbar die



Philosoph Precht

Menschenwürde erklärt. Wenn die Würde eines Menschen das höchste Gut ist, kann es nicht zwei Menschenwürden geben, die mehr Wert sind. Wenn unendlich schon unendlich ist, dann ist zweimal unendlich eben immer noch unendlich. Probleme, die niemals algorithmisch lösbar sind, kennt die Informatik bereits. Den »Todesalgorithmus« kann man daher nur regelbasiert würfeln, wie beschrieben, da das Problem moralisch unlösbar ist.

Dr. Frank Kupke, Altenholz (Schl.-Holst.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe (leserbriefe@spiegel.de) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter www.spiegel.de zu archivieren.

Aus dem »Odenwälder Echo«:
»Der Immobilienboom beschert der deutschen Braubranche weitere historische Bestmarken.«

Vortrag zur Vollsorgevormacht

Aus der »Mittelbayerischen Zeitung«

Aus einem Merkblatt zur Stimmabgabe:
»Legen Sie bitte den Abstimmungsschein nicht in den hellgrünen Abstimmungsumschlag, sondern zusammen mit dem hellgrünen Stimmzettelschlag in den hellgrünen Abstimmungsbriefumschlag.«

Große Kollision war ein Fehler

Aus dem Wachtberger »Blick aktuell«

Aus der »Gießener Allgemeinen«: »Die Verantwortlichen von ›Tischlein deck dich‹ möchten bei ihrem ›kindgerechten Mittagstisch‹ wissen, wie die Kunden denken beziehungsweise schmecken.«

Autofahrer stoßen mehr CO₂ aus

Aus der »Ostfriesen-Zeitung«

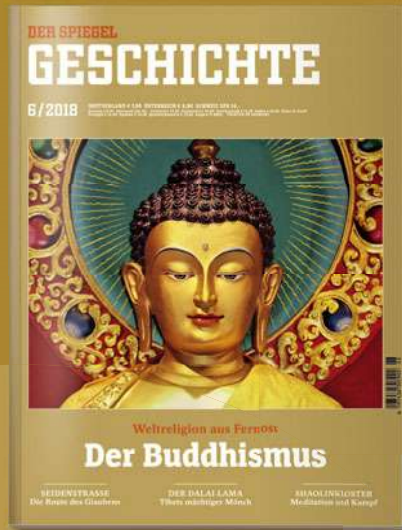
Aus der »Südwest Presse«:
»Körperliche Züchtung durch die Eltern ist in Frankreich verboten.«



In einem Restaurant in Berlin

Aus »Auto Motor und Sport«:
»Endlose 42 Kilometer Asphalt südlich von Rom, wie am Lineal gezogen – und wir fraßen sie in weniger als vier Stunden. Unter freundlicher Mithilfe des Lamborghini Huracán Spyder.«

Jetzt im Handel



www.spiegel-geschichte.de

► Auch als App für iPad, Android sowie für PC/Mac. Hier testen: geschichte.spiegel.de/digital

Lesen Sie in diesem Heft:

Siddhartha Gautama
So lebte der Buddha

Zen
Wurzeln der Achtsamkeit

Friedliche Religion?
Buddhismus und Gewalt

Zitate

Die britische Tageszeitung »The Guardian« berichtet über die Folgen der Football-Leaks-Enthüllungen des SPIEGEL zum Financial Fair Play
(»Pakt mit den Scheichs«, Nr. 45/2018):

Manchester City könnte möglicherweise bereits in der nächsten Saison von der Champions League ausgeschlossen werden, weil die Uefa zu harten Maßnahmen entschlossen ist, falls der Klub die Regeln des Financial Fair Play (FFP) missachtet haben sollte. Vor Kurzem leitete der europäische Fußballverband eine unabhängige Untersuchung ein, nachdem der SPIEGEL Informationen der Enthüllungsplattform Football Leaks veröffentlicht hatte – denen zufolge soll Manchester City Sponsorendeals genutzt haben, um Regeln zu umgehen, die definieren, wie viel Geld ein Eigentümer in den Klub stecken darf. Bei einem Treffen des Exekutivkomitees der Uefa in Dublin bezeichnete Präsident Aleksander Čeferin die Untersuchung als »einen konkreten Fall« und versprach »sehr bald« ein Ergebnis.

Die italienische Tageszeitung »Il Fatto Quotidiano« zum SPIEGEL-Interview mit Ex-Euro-Gruppen-Chef Jeroen Dijsselbloem (»Wir kaufen euch nicht raus«, Nr. 49/2018):

»Das Signal der EU muss klar sein: Wir lassen uns nicht von der italienischen Regierung erpressen.« Im SPIEGEL gießt der ehemalige Chef der Euro-Gruppe Jeroen Dijsselbloem Öl ins Feuer der schwierigen Verhandlungen zwischen Rom und Brüssel über das Haushaltsgesetz. Und vor allem legt er den Finger in die Wunde, die bisher unbenannt geblieben ist: die des Worst-Case-Szenarios, das auch das Risiko einbezieht, dass Italien seine Kreditwürdigkeit verliert. In diesem Fall, so der niederländische Politiker, könne Europa das Land nicht retten.

Ehrung

Den Reporterpreis 2018 in der Kategorie »Beste Reportage« gewann »Ein Kinderspiel« (Nr. 26/2018) von SPIEGEL-Redakteur Claas Relotius in Zusammenarbeit mit seiner Kollegin Asia Haidar. Es ist ein Porträt des Jungen, der mit einem Graffiti angeblich den Syrienkrieg ausgelöst hatte. »Ein Stück für die Lesebücher, wenn man sich eines Tages fragt, wie der Krieg in Syrien begann«, schrieb die Jury.



Von Mittelstand zu Mittelstand

Die Webserie der
Genossenschaftlichen Beratung

„Das perfekte Match: Gute Idee trifft auf gute Beratung.“

Philipp Tippkemper,
Gründer Tennis-Point
und Genossenschaftsmitglied

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Unsere **Genossenschaftliche Beratung** ist die Finanzberatung, die erst zuhört und dann berät: ehrlich, kompetent, glaubwürdig und gerne auch zu Finanzthemen rund um Internationalisierung und E-Commerce. Erfahren Sie mehr dazu. Jetzt auf vr.de/internationalisierung oder vor Ort in einer unserer mehr als 10.000 Filialen.

**Volksbanken
Raiffeisenbanken**



Wir machen den Weg frei. Gemeinsam mit den Spezialisten der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken: Bausparkasse Schwäbisch Hall, Union Investment, R+V Versicherung, easyCredit, DZ BANK, DZ PRIVATBANK, VR Smart Finanz, MünchenerHyp, DZ HYP.



Wenn's gut werden muss.

...weil aus Deinem

Handwerk ein Zuhause wird!

Es muss einfach gut werden. Denn Deine Kunden vertrauen Dir etwas sehr Wichtiges an: ihr Zuhause. Hier wird geschlafen und gebadet, geredet und gelacht. Das alles machst Du möglich. Mit Deinem Können und Deiner Erfahrung. Und mit dem erstklassigen Service, der besten Fachhandelsqualität und größten Sortimentsvielfalt von BAUHAUS.

DEUTSCHLAND
TEST

**SERVICE
KÖNIG**

1. SIEGER DEUTSCHLAND
BAUMÄRKTE
UMFRAGE (FOCUS 42/18)
www.deutschlandtest.de

FOCUS **MONEY**

www.bauhaus.info